

**Wege in der Wissenschaft – von der Frauen- zur Geschlechterforschung  
in Gesellschaftswissenschaften und Philosophie**

Dissertation zur Erlangung des  
Doktorgrades (Dr. rer. soc.)  
des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften  
der Justus-Liebig-Universität Gießen

Vorgelegt von

Renate Niekant  
aus Bad Driburg

2007

# Inhaltsverzeichnis

<b>1 Einleitung</b> .....	<b>1</b>
1.1 Ein kollektives Werk mit Zukunft? Stand der Diskussion und Forschungsinteresse .....	1
1.2 Textkörper – Der Diskurs als Empirie .....	24
1.3 Diskurshistorisches und –theoretisches Vorgehen: Die Kapitel.....	34
<b>2 Subjekt mit Geschlecht</b> .....	<b>39</b>
2.1 Die „Frauen“ der Achtzigerjahre (1983-1989).....	41
2.2 Die Wiederkehr der Aufklärung und ein letzter Auftritt (1990): „Die Frau“ verschwindet .....	58
2.3 Im Spiralgang – Veränderungen im feministischen Diskurs (1990-1992).....	63
<b>3 Gender und Feminismus in den Disziplinen (1994-2001)</b> .....	<b>85</b>
3.1 Feministische Politikwissenschaft 1994-2000 .....	92
3.2 Feministische Soziologie, feministische sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung und feministische Theorie/n 1994-2001 .....	115
3.3 Was macht die Geschlechterforschung, machen die Gender Studien?.....	168
3.4 Perspektiven Feministischer Philosophie 1996-2000.....	172
<b>4 Diskursgesellschaft der Frauen- und Geschlechterforschung: Regeln von Zusammengehörigkeit und Verbreitung</b> .....	<b>185</b>
4.1 Das Ritual: „Die Autorin“ und der Zugang zum Diskurs.....	188
4.2 Äußerungsmodalitäten: Kompetenz/Status, institutionelle Plätze, Wahrnehmungssituation.....	201
4.3 Die Sprache des wissenschaftlichen Feminismus .....	243
<b>5 Schluss: Fünf Thesen</b> .....	<b>255</b>
<b>6 Literatur:</b> .....	<b>267</b>
6.1 Die Einleitungen/Quellen.....	267
6.2 Sekundärliteratur .....	271
<b>7 Anhänge</b> .....	<b>I</b>
7.1 Anhang I: Textkörper .....	I
7.1.1 Einleitungen 1975-2001.....	I
7.2 Anhang II .....	VII
7.2.1 Neue Worte.....	VII

# 1 Einleitung

## 1.1 Ein kollektives Werk mit Zukunft? Stand der Diskussion und Forschungsinteresse

Vor wenigen Jahren wirkte es auf mich, als erschienen in auffällig zeitlich dichter Abfolge eine Vielzahl<sup>1</sup> von Einführungs-, Studien- und Überblicksbüchern über Feministische Theorie und Feminismus<sup>2</sup>, sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung<sup>3</sup>, Feministische Politikwissenschaft<sup>4</sup>, Feministische Philosophie<sup>5</sup> oder Gender Studien<sup>6</sup>. Der feministische Diskurs in den Fächern, die mich beschäftigen (Politikwissenschaft, Soziologie und Philosophie), beschäftigte sich mit sich selbst, schien es mir. Gibt es keine aktuellen Probleme zu bearbeiten, sollten wir uns nicht zu den Ereignissen der Gegenwart äußern und beschreiben wir nicht stattdessen immer wieder nur aufs Neue, was so interessant und wichtig an unserer wissenschaftlichen Arbeit ist? Gibt es nichts Wichtigeres zu tun, als sich immer wieder den verschiedensten Arten von Publikum, insbesondere aber einem allgemeinen *akademischen* Publikum vorzustellen? An wen wenden sich all diese Hinführungen und Überblicke überhaupt? Wer hat noch keinen Einblick in die feministische Wissenschaft? Wem meint frau/man sich erklären zu müssen? Oder ist es gar – ich will es nicht hoffen - ein Testament, eine letzte Verfügung, was da entsteht und über das nicht nur Ordnung geschaffen, sondern auch die Nachfolge geregelt wird? Gibt es irgendeine Not, sich zu verewigen, die Zeichen in die Bäume zu ritzen, Wegmarken aufzustellen, ein Denkmal zu bauen?

Ich schreibe „wir“. Man schreibt nicht so einfach „wir“, und frau schreibt auch nicht so einfach „man“ (nicht jedenfalls, wenn sie Feministin ist). Mit diesem „wir“ besetze ich die Position des Subjekts der Aussage mit einem Kollektiv, einer Gruppe oder gemeinsamen Praxis von Menschen, zu der ich mich im „wir“ dazuzähle. Ich habe dabei konkrete Personen (vornehmlich Frauen, einige Männer) und konkrete Veröffentlichungen im Kopf und daneben eben dieses Allgemeine, die gemeinsame Praxis, die „wir“ feministische Wissenschaft nen-

---

<sup>1</sup> vgl. Holland-Cunz 2003: S. 8, Rosenberger/Sauer 2004: S. 9.

<sup>2</sup> vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000, Hark (Hg.) 2001, Knapp/Wetterer (Hg.) 2001, Knapp/Wetterer (Hg.) 2003, Holland-Cunz 2003, Hark 2005

<sup>3</sup> vgl. Becker/Kortendiek (Hg.) 2004

<sup>4</sup> vgl. Braun et.al. (Hg.) 2000, Krause 2003, Rosenberger/Sauer (Hg.) 2004

<sup>5</sup> vgl. Nagl-Docekal 2000

<sup>6</sup> Vgl. Braun/Stephan (Hg.) 2000, Braun/Stephan (Hg.) 2005

nen. Dieses „wir“ spielt für diese gemeinsame Praxis (für die „wir“ uns persönlich gar nicht zu kennen brauchen) der feministischen Wissenschaft an der Universität eine wichtige Rolle. Damit hat sie begonnen, nämlich als ein „wir Frauen“, damit arbeitete sie sich eigene berufliche Profile aus, nämlich „wir Frauenforscherinnen“, das füllte sie mit Normen wissenschaftlicher Gemeinschaft, die auch Arbeitsweisen und Formen des öffentlichen Auftretens regelten. So sind viele zentrale Bücher der Achtziger- und Neunzigerjahre kollektiv abgefasst, sog. „Roter-Faden“-Sammelbände, weniger Monographien. Nun kann frau einwenden, dass es durch den Computer wesentlich leichter, schneller und billiger als früher ist, Sammelbände zu veröffentlichen. Sammelbände zu veröffentlichen muss also nicht unbedingt etwas mit einem kollektiven „Wir“ zu tun haben, das strukturgebend für die wissenschaftliche gemeinsame Praxis wäre. Noch ein Einwand könnte lauten: unter den nicht selten katastrophalen Arbeitsbedingungen in der Lehre an den deutschen Hochschulen heutzutage (vgl. Holland-Cunz 2005: S. 11f.) ist das Schreiben einer Monographie ein unglaublicher Organisations- und Willensakt geworden.

Aber das „wir“ des feministischen Diskurses ist größer. So heißt es in einem der neueren Studienbücher zu „Politikwissenschaft und Geschlecht“:

„Um der Vielfalt der Stimmen Rechnung zu tragen, wurde der Band als kollektives Werk namhafter politikwissenschaftlicher Geschlechterforscherinnen aus dem deutschsprachigen Raum (aus der Schweiz, Deutschland und Österreich) angelegt.“ (Rosenberger/Sauer 2004: S. 13)

Das „wir“ ist Programm. Hier steht das „wir“ für eine Gruppe „namhafter politikwissenschaftlicher Geschlechterforscherinnen aus dem deutschsprachigen Raum“ und ihr „kollektives Werk“. Natürlich ist auf den ersten Blick nur das konkrete Buch gemeint, aber die symbolische Geste ist sehr viel raumgreifender. Am theoretischen Horizont geht in Umrissen das große kollektive Werk namhafter deutschsprachiger politikwissenschaftlicher Geschlechterforscherinnen auf.

Was sollte man, was sollte ich über dieses Werk, dem kollektiven *Werk der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung und feministischen Theorie*, wie es sich in den oben genannten Bänden abzeichnet, noch hinzufügen? Diese Bücher decken ein großes Wissens- und Erfahrungsspektrum der feministischen Theorie und Frauen- und Geschlechterforschung ab; sie sind sorgfältig ediert, die Ergebnisse sind beachtlich, ihr Ton ist selbstbewusst.

Aber sie haben, auch wenn ich die gesammelten Leistungen aufrichtig bewundere, etwas Geschlossenes an sich, sogar in dem in diesen Einführungs- und Studienbüchern ausgedrückten fast strahlenden Optimismus. Vielleicht wird sogar dieser Optimismus zum Programm. Ein Beispiel dafür ist Andrea Maihofers Artikel von 2003. Nach ihrem Durchgang durch die Frauenforschungsgeschichte und Geschichte feministischer Theorie gelangt sie zur abschließenden Einschätzung:

„Der mit der Frauenforschung einsetzende theoretische Paradigmenwechsel und die Entstehung einer neuen eigenständigen Forschungsperspektive werden durch die Geschlechterforschung immens verbreitert und verstärkt. Der patriarchalkritische Impetus geht dabei keineswegs verloren. Im Gegenteil. Die Kritik zielt jetzt überhaupt auf Geschlecht als zentralem Organisations- und Herrschaftsprinzip. Die Sicht auf die Dinge wird damit um ein vielfaches grundlegender und komplexer.“ (Maihofer 2003: S. 144)

Ein kollektives Werk mit Zukunft. Oder?

Die theoriepolitische Strategie<sup>7</sup> solcher Studien- und Einführungsbände ist es also, über die Leistung in der Vergangenheit dem Diskurs eine Zukunft zu verschaffen. Der feministische Diskurs an der Universität sammelt sich, ordnet sich, stellt die Leistungsfähigkeit, Wissenschaftlichkeit ebenso unter Beweis wie seine Loyalität zur Frauenbewegung, ihrer Patriarkatskritik und feministischen Herrschaftskritik.

All der Sachlichkeit und dem Optimismus zum Trotz bleibt ein Rechtfertigungsdruck spürbar und auch ein Unbehagen im feministischen Diskurs. Die Autorinnen eines der ersten Einführungsbände und zwar in die „Feministische Soziologie“ schreiben in ihrer Einleitung zur zweiten Auflage:

„Wir geben in diesem Buch keine einheitliche Antwort auf die Frage, was ‚Feministische Soziologie‘ ist. So wie es unterschiedliche Begriffsbestimmungen von Soziologie gibt, gibt es auch unterschiedliche feministische Positionen. (...) Definitionen sind immer Grenzziehungen und Fixierungen. Jeder Definitionsversuch ist daher notwendigerweise mit Ein- und Ausgrenzungsprozessen und damit mit Macht verbunden. So betrachtet verwundert es kaum, dass seit den Anfängen der feministischen Wissenschaftskritik um die Benennung dessen, was Feministinnen theoretisch und politisch im Wissenschaftsbetrieb tun, gestritten wird. Der Streit um Begriffe ist ein theoriepolitischer Streit um die Definitionsmacht – nicht nur in der Soziologie.“ (Brück et.al. 1997/1992): S. 9)

Das Unbehagen ist klar: es geht um die Grenzziehungen und Fixierungen, die Ein- und Ausgrenzungen, die notwendigerweise Teil eines Prozesses sind, *wenn eine kollektive Praxis zu*

---

<sup>7</sup> Ich verwende den Begriff „theoriepolitische Strategie“ ähnlich wie Sabine Hark. Ich könnte auch von feministischer Wahrheitspolitik sprechen (s.u.), aber ich möchte mich hier an Harks Definition anlehnen, die unter der theoriepolitischen Strategie feministischer Wissenschaft in den Sozialwissenschaften die Art und Weise versteht, wie „die beteiligten Akteurinnen das Feld der Frauen- und Geschlechterforschung als ein Bestimmtes produzieren: In einer ständig reiterierten Kette diskursiver Äußerungen, die – indem sie durch die Verwendung gleicher oder ähnlicher Topoi Rückkopplungen produzieren – wechselseitig nicht nur aufeinander verweisen, sondern den akademischen Feminismus institutionell als eigenständiges, wirkmächtiges intellektuelles Feld verfestigen.“ (Hark 2005: S. 95)

*einem kollektiven Werk wird.* Es geht um Macht und um den Streit über diese Praxis feministischer Wissenschaftlerinnen im Wissenschaftsbetrieb, die Definitionsmacht, die sie gewinnen, die Theoriepolitik, die sie verfolgen. Der Optimismus, der bei Andrea Maihofer so laut wird, überdeckt dieses diskursive Unbehagen, das wird allein darin deutlich, dass er als ein Gegenargument dazu formuliert ist.

Die Vielzahl solcher Veröffentlichungen könnte also einerseits ein „gutes Zeichen“ (Holland-Cunz 2003: S. 8) sein. „Nimmt man/frau“, so Barbara Holland-Cunz, „diese beeindruckende Sammlung als Indiz, stehen dem Feminismus gute Zeiten bevor.“ (Holland-Cunz 2003: S. 8) Andererseits könnte es aber auch ein Indiz für eine aktuelle Krise des feministischen Diskurses sein.

Der feministische Diskurs war schon oft in einer Krise. Krisen sind nichts Dramatisches, sie sind bestimmte Höhepunkte in bestimmten Prozessen, Endpunkte von Erfahrungen, Wegmarken von Transformationen, Veränderungen. Von einer Praxis, die sich so rasant entwickelt und verändert wie die kollektive Praxis der feministischen Wissenschaft könnte frau im Grunde erwarten, dass sie von einer Krise in die nächste fällt, mit wenigen Pausen der Ruhe, die aber in der feministischen Wissenschaft auch nichts anderes bedeuten als das fieberhafte Arbeiten an etwas. Worin besteht diese *aktuelle Krise seit der Jahrtausendwende*, zu der ich sie nun ernenne? Soweit ich es an dieser Stelle erkennen kann, handelt es sich um die Krise über die eigentliche Dauerfrage des feministischen Diskurses „*Was ist heute feministische Wissenschaft und (wie) wollen wir sie in Zukunft betreiben?*“

#### *Zerfall feministischer Öffentlichkeit oder Produktivität der Geschlechterforschung?*

Es ist weniger eine gezielte oder fokussierte Auseinandersetzung darüber zu beobachten, als eine allgemeine wertende Praxis in der feministischen Wissenschaft. Einen Kanon (d.h. die „Gesamtheit der für ein bestimmtes (Fach)gebiet geltenden Regeln und Vereinbarungen“, vgl. Duden - Das Fremdwörterbuch 1997: S. 398) oder sage ich lieber noch etwas vorläufiger: ein kollektives Werk zu bilden, ist eine Praxis der Bestätigung oder Ablehnung dessen, was dazu gehören soll. Traditionen werden gebildet, Theorien werden zu Besitzständen von wissenschaftlichen Fachgemeinschaften, diese kontrollieren mit „ihren“ Theoriesystemen die Fakten ebenso wie die Theorien. In der normal-wissenschaftlichen Praxis *sind* die Fakten die Theorien. (vgl. Kuhn 1976: S: 22) Die Herausbildung eines Werkes strukturiert die wissenschaftliche Gemeinschaft nach bestimmten Prinzipien der universitären Anerkennung, und alle diese Prinzipien laufen im Kern im Verständnis von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit

zusammen. Thomas S. Kuhn<sup>8</sup> hat das sehr deutlich gemacht: was der einen Wissenschaft „Wissenschaft“ war, ist für die andere Mythos. „Gender“ wäre sozusagen das wissenschaftliche Gegenargument der feministischen Wissenschaft zum Mythos von der Natur der Frau.

Die kollektive Praxis feministischer Wissenschaft hat – gerade weil sie sich mit der „männlichen“ Normalwissenschaft unaufhörlich auseinandersetzt (so wie die ältere Kritische Theorie mit der Aufklärung) – Probleme damit, ähnliche Phänomene der Schließung der wissenschaftlichen Gemeinschaft möglicherweise bei sich zu beobachten, und so ist das Unbehagen des Diskurses vielleicht am besten erklärt.

„Vielfalt“ scheint einen Umgang mit Schließungstendenzen des feministischen Diskurses zu bieten. Wie oft wird die Offenheit, Diversifiziertheit und Pluralität der feministischen Theorie und sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung mittlerweile betont! Aber Vielfalt bedeutet nicht gleich Vielfalt. Wer redet wann wie und warum von Vielfalt? Im strahlenden Optimismus der feministischen Geschlechterforschung wird der „Pluralität des Diskurses“ eine Geschichte zugeschrieben. Z.B. stellen die Herausgeberinnen des bereits erwähnten Bandes „Politikwissenschaft und Geschlecht“ fest, die feministische Geschlechterforschung „hat sich ... während der Zeit der Konsolidierung... diversifiziert...“ (Rosenberger/Sauer 2004: S. 9, s.u.). Dieses Bild präsentiert eine Geschichte der Einheit und Einfachheit der Frauenforschung zur Vielfalt und Ausdifferenzierung der Geschlechterforschung. Es ist eine Art Modernisierungsgeschichte, eine Geschichte der Fort- und Höherentwicklung des feministischen Diskurses. Die „Konsolidierung“ (die andere als „Akademisierung“ bezeichnen) wird positiv bewertet, als bereite die Festigung des Diskurses (in der Wissenschaft) den Boden seiner Diversifizierung, seiner Vielfalt und Abwechslung. Solche Zuschreibungen sind Formen der Bemächtigung des Diskurses und Formen seiner Bewertung. Ich möchte es mir nun nicht so einfach machen und diesen Aussagen mit anderen Fakten begegnen, mit der Frage also, ob es wirklich zutreffend ist zu behaupten, es habe in der Frauenforschung keine Pluralität der Stimmen gegeben. Das wäre dann die These von dem *Geschichtsverlust der Geschlechterforschung*. Den einheitlichen, einstimmigen, mit sich übereinstimmenden Feminismus hat es nie gegeben (oder nur in den antifeministischen

---

<sup>8</sup> Seine scharfzüngigen Beschreibungen der normalen Wissenschaft werden mich noch weiter beschäftigen, wenn es um die Frage gehen wird, inwiefern die Frauen- und Geschlechterforschung normale Wissenschaft geworden ist. Auch wenn der Paradigmenbegriff vieldeutig ist und die Feindseligkeit und Fremdheit zwischen den Paradigmen überbetont erscheint (vgl. von Beyme 1991: S. 543/544), lässt sich mit der These der sozialen Grundlagen von Theorienwandel gerade aus einer foucaultschen Perspektive auf Diskurse als „erkennbar soziale Praxen“ (Bublitz 1999b: S. 25) gut arbeiten.

Feuilletons jeder Zeit), würde sich aus dieser These als Gegenargument ergeben. Viel interessanter als diese Art der Konfrontation mit „Fakten“ ist die Konfrontation einer Theoriepolitik, die der Struktur der Anerkennung folgt: die Abwertung einer historisch gewordenen Theorieposition dient der eigenen Aufwertung und bezieht alle diejenigen Stimmen ein, die der eigenen Strategie zupass erscheinen. Diese Theoriepolitik umgeht dann im nächsten Schritt geradezu elegant den Konflikt. Sie leugnet in dem derartigen theoriepolitischen Einsatz des Begriffs der „Pluralität“, der ein Bedeutungsträger von Gleichberechtigung zwischen verschiedenen Positionen ist, dass der feministische Diskurs kein machtfreier Raum ist, sondern ebenso wie alle anderen ein Raum der Konkurrenz, der Verdrängung, des Kampfes um die erste Stimme. Mit diesem Einsatz von „Pluralität“ stellt der feministische Diskurs zur Jahrtausendwende ein neues Selbstverhältnis zu sich her und löst die „Differenzen zwischen Frauen“, die durchaus konflikthafter gedacht waren – eine agonale Figur - der Neunzigerjahre ab.

Deute ich nun das eingangs erwähnte ‚auffällige() Phänomen wissenschaftlicher Publizistik‘ (vgl. Holland-Cunz 2003: S. 8) als Krise und eingedenk des Pluralitätspostulats als Krise im Selbstverhältnis feministischer Wissenschaft, dann stellt sich die Frage, was da konkret in die Krise geraten ist und was sich verändert (hat).

Krisen haben immer eine Vorgeschichte, und manchmal dauern Krisen auch sehr lang. Manchmal, will ich damit sagen, kann zwischen der Vorgeschichte und der Krise nicht wirklich unterschieden werden. Für diese *Krise der feministischen Wissenschaft über ihre Zukunft als Wissenschaft* gibt es die Vorgeschichte der Veränderungen in den Neunzigerjahren.

Eine bekannte These zu diesen Veränderungen ist die frühe *These vom Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit* von Regina Dackweiler und Barbara Holland-Cunz. Sie bezeichnen mit dem Begriff der „feministischen Öffentlichkeit“ die gesamte „feministische Sphäre des Öffentlichen“ (Dackweiler/Holland-Cunz 1991: S. 105), also nicht nur die wissenschaftliche Publizität von Feministinnen. Sie schließen an dem im Diskurs üblichen Gebrauch des Begriffs der Öffentlichkeit an, auch wenn ihn dieser Gebrauch mehrdeutig mache. Doch diese Praxis habe eine politische Geschichte.

„Scheinbar problemlos werden so verschiedene Größen wie die für ein feministisches Publikum produzierten Medien, von Frauen organisierte Orte und Einrichtungen, der Erfahrungshorizont feministischer Diskussionen und Theoriebildung sowie die politische Kultur und Ethik der feministischen Bewegung mit dieser Kategorie kennzeichnet. Das mag nicht verwundern (...) Feministische Öffentlichkeit konstituierte sich als Gegen-Öffent-

lichkeit in doppelter Abgrenzung und Opposition: zur bürgerlich-patriarchalen und zur patriarchal-linken Öffentlichkeit.“ (Dackweiler/Holland-Cunz 1991: S. 105/106).

Die These vom Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit besagt nun, dass sich die feministische Sphäre des Öffentlichen grundlegend gewandelt habe. (vgl. Dackweiler/Holland-Cunz 1991: S. 105) Vom Räsonieren am WG-Küchentisch zum Forschungsprojekt im Elfenbeinturm der Universität, könnte man sagen z.B. hat sich die feministische Wissenschaft entwickelt. Holland-Cunz fasst die konkreten Entwicklungen folgendermaßen zusammen:

„(...) der von Regina Dackweiler und mir in Anlehnung an Habermas (1987 und 1990) geprägte Terminus ‚Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit‘ bezeichnet einen Prozess der Homogenisierung und Feudalisierung der Frauenbewegung, ihrer Hierarchisierung und Entdemokratisierung“ (Holland-Cunz 1994a: S. 23).

Die These vom Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit führt die Prozesse auf den *Erfolg der Frauenbewegung* zurück, deren negative Folgen in der ersten Hälfte der Neunzigerjahre noch nicht absehbar waren und auch noch kaum kritisch diskutiert wurden, wie Holland-Cunz damals notierte. (vgl. Holland-Cunz 1994a: S. 24) Die These von Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit ist also eine selbstkritische Stellungnahme und zeigt u.a. die Herausbildung einer akademischen Expertinnenkultur auf, die radikale Strömungen im Feminismus wie den Ökofeminismus marginalisiert hat. Die „Akademisierung des Feminismus“ (Holland-Cunz 1994a: S. 23) führt zum Verlust der Befreiungsemphase der Frauenbewegung, zur Stimmlosigkeit von innerfeministischen Minderheiten, zur „Dominanz individueller statt kollektiver Autonomievorstellungen“ (Holland-Cunz 1994a: S. 23). Holland-Cunz entwirft 1994 so etwas wie eine Dialektik universitärer und gesellschaftlicher Anerkennung: durch die universitäre und gesellschaftliche Anerkennung vermachtet sich der feministische Diskurs nach innen; durch seine „heutige professionelle Präsentation“ (Holland-Cunz 1994a: S. 23) verstärkt er diese Entwicklungen und liefert sich ihnen gleichzeitig aus. Der Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit korrespondiert diesen Beobachtungen zufolge mit der postmodernen Verengung des Begriffs „Gender“, dem Verlust der herrschaftskritischen Grundlegung in der feministischen Theoriebildung. Holland-Cunz wählt anschließend die theoriepolitische Strategie, dieser Dialektik der universitären und gesellschaftlichen Anerkennung und ihrer Strategie der Ausgrenzung von Positionen durch Missachtung eine Anerkennung der stimmlosen Minderheiten entgegenzusetzen, d.h. die *Anerkennungslogik der Universität aus einer feministischen Erfahrung heraus zu egalisieren*.

„(...); stimmlose Minderheiten wie die ökofeministische Strömung müssen in den feministischen mainstream, die derzeit dominierende liberal-feministische Praxis und Theorien der Differenz, reintegriert werden. Gerade eine Öffnung der Analyse für die Dreiheit ‚gender/race/class‘ und eine Öffnung der Praxis für nicht gleichheitsbezogene Praxen verweist unhintergebar auf die ökofeministische Tradition einer ‚sinnlich-vernünftigen‘ basis-

demokratischen Differenz-Praxis und einer Theorie, zu deren Kerngestalten das Anliegen der Vermittlung vielfältiger Herrschaftsverhältnisse gehört.“ (Holland-Cunz 1994a: S. 27)

Ein knappes Jahrzehnt später, 2003, wird wieder über Veränderungen im Feminismus nachgedacht, ganz spezifisch über die „Verschiebung von der Frauen- zur Geschlechterforschung“ (Maihofer 2003: S. 135). Offensiv wird diese Verschiebung von Andrea Maihofer als ein wichtiger theoretischer Schritt begrüßt, sozusagen als eine Öffnung des Spektrums betrachtet. Jede Forschung, und das wäre eine Weiterführung des Pluralitätspostulats, dieses Spektrum von Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung über Geschlecht habe ihre eigene Produktivität, und für diese sei eine Selbstverständigung wichtig. Deswegen könne es auch nicht darum gehen, die Frauenforschung von der Geschlechterforschung abzulösen. Vielmehr sei genauer zu betrachten, worin die Verschiebung bestehen würde und wie sich die verschiedenen Forschungsperspektiven als „kritisches Korrektiv“ gegenseitig ergänzen könnten. (vgl. Maihofer 2003: S. 136)

Die *Verschiebung der Frauen- zur Geschlechterforschung* vollzieht sich demnach in mehreren Schritten, und mit jedem (Entwicklungs-)Schritt entsteht eine neue Richtung der Forschung zu Geschlecht. *Frauenforschung* kritisiert „aus der Sicht von Frauen“ die „Diskriminierung von Frauen in Wissenschaft und Gesellschaft“ (vgl. Maihofer 2003: S. 137); (*Frauen- und*) *Geschlechterforschung* richtete ihren Blick auf das Verhältnis der Geschlechter bzw. die Geschlechterverhältnisse (vgl. Maihofer 2003: S. 137f); *Männer- bzw. Männlichkeitsforschung* thematisierten das Geschlecht von Männern und, zugespitzt in den Thesen von Robert Connell, hegemoniale Männlichkeit (vgl. Maihofer 2003: S. 140); in den Neunzigerjahre erfolgte schließlich die aktuellste Verschiebung: „Der Blick richtet sich jetzt zunehmend auf *beide* Geschlechter.“ (Maihofer 2003: S. 140, Hervorhebung i.O., RN) In diesem Blickweg von dem einen Geschlecht „Frau“ auf die beiden Geschlechter „Mann“ und „Frau“ liegt demnach der Unterschied zwischen der Frauen- und der Geschlechterforschung.

„Die Geschlechterforschung kann als eine Radikalisierung der mit der Frauenforschung aufkommenden Einsicht in die fundamentale Bedeutung von Geschlecht für die Erkenntnis der Gesellschaft verstanden werden.“ (Maihofer 2003: S. 144).

Warum kann diese „einsichtige“ Frauenforschung nicht mehr Frauenforschung sein? Die Frauenforschung hatte in ihren Anfängen sich zur Aufgabe gemacht, sowohl Wissenschaft als auch Gesellschaft aus der Sicht der Frauen anders zu beschreiben und zu analysieren. Dann, mit den Schritten der Einbeziehung der Geschlechterverhältnisse und der Männlichkeiten, hat

sich das Wahrnehmungsspektrum erweitert, doch auch hier blieben „nur Frauen ein (zu untersuchendes) Geschlecht“ (Maihofer 2003: S. 139), so die Antwort von Maihofer. Mit der „Einsicht“ der Frauenforschung nun zur „Geschlechterforschung“ geworden „erweitert sich () der Rahmen der möglichen Fragestellungen jedoch immens:

Alle Aspekte von Gesellschaft (soziale Situationen, gesellschaftliche Strukturen, Institutionen, Architektur, Wissensformen, Subjektivität, Körper) kommen nun als mögliche Momente der gesellschaftlichen Konstruktion und Organisation von Geschlecht in den Blick, als vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Elemente der jeweiligen Geschlechterarrangements.“ (Maihofer 2003: S. 141)

Die Frauenforschung, und das ist die wertende Rekonstruktion ihrer Geschichte, bleibt auf ihre Anfänge verwiesen. Es wird ihr abgesprochen, sich verändern zu können. Eine veränderte Frauenforschung, das ist das Fazit, kann keine Frauenforschung mehr sein, sie ist nur als Transformation „Geschlechterforschung“ denkbar. Man könnte aber auch hinter dieser Praxis der Umbenennung eine theoriepolitische Strategie derart vermuten, durch die überarbeitete Selbstbezeichnung die Veränderung nach Außen hin deutlich zu markieren. Seht her!

Die Veränderungen im Diskurs, die sich in seiner Selbstbezeichnung niederschlagen, werden von Andrea Maihofer ja ausgesprochen positiv aufgegriffen. Das Schlagwort von der Akademisierung fällt bei ihr nicht; nur indirekt wird angesprochen, dass die „Verschiebung von der Frauen- zur Geschlechterforschung“ nicht ihre Entpolitisierung bedeute und auch nicht das Ende der Patriarchatskritik. Sind so alle Seiten beruhigt?

Rosenberger/Sauer 2004 schreiben über die politikwissenschaftliche Geschlechterforschung:

„Sie nahm seit den 1990er Jahren in den deutschsprachigen Ländern eine explizit disziplinäre Orientierung auf und akademisierte sich zusehends. Trotz der vergleichsweise kurzen Zeit ihrer akademischen Etablierung hat die politikwissenschaftliche Geschlechterforschung eine nicht geringe Zahl von Überblicksbänden vorgelegt (...). Diese ‚Disziplinierung‘ der politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung erfolgte in intensiver Auseinandersetzung mit dem politikwissenschaftlichen Mainstream. (S. 9)“

Das Besondere der politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung ist ihre ausgeprägte Orientierung auf die politikwissenschaftliche Disziplin, das sei auch ihr „gemeinsames Anliegen“ (Rosenberger/Sauer 2004: S. 10).

„Nach dem bloßen Hinzufügen der Lebenswelten, des politischen Denkens und Handelns von Frauen zum Kanon der Politikwissenschaft wurde in weiterer Folge ein umfassender Ansatz der Kritik männlich generierter und maskulin aufgeladener Politik sowie ihrer Theoretisierungen entwickelt“ (Rosenberger/Sauer 2004: S. 10).

Die Akademisierung und Disziplinierung der politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung mache ihr wissenschaftliches und ihr theoretisches Potenzial aus. Sie wachse durch

die intensive Auseinandersetzung mit dem Mainstream über das „bloße Hinzufügen weiblicher Lebenswelten“ hinaus. Der Mainstream setzt sich allerdings nicht mit der politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung auseinander, wird festgestellt. Die „Geschlechterresistenz der Politikwissenschaft“ oder die „Rezeptionssperre durch den Mainstream“ (Rosenberger/Sauer 2004: S. 11) ist ein wesentliches Motiv für die Herausgabe dieses Studienbuches.

Diese Bewertung der Entwicklungen der feministischen Wissenschaft in den Neunzigerjahren – nun aus der Rückschau und nicht wie bei Dackweiler/Holland-Cunz 1991 auch in der Prognose – steht völlig konträr zur These vom Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit. Ihr liegt eine positive Bewertung kritischer (weiblicher) Intellektualität, die den Raum der Universität für ihre Erkenntnisprozesse und ihre Wissensproduktion erobert bzw. erobert hat, zugrunde. Geschlechterkritische feministische Begriffsarbeit und Konzeptentwicklung können die ‚akademische und universitäre Welt‘ (vgl. Rosenberger/Sauer 2003: S. 12) verändern. „Einmischung“ heißt bei diesen Autorinnen und „kritischen“ Geschlechterforscherinnen (vgl. Rosenberger/Sauer 2003: S. 10) die „Kritik männlicher generierter und maskulin aufgeladener Politik und ihrer Theoretisierungen“ (Rosenberger/Sauer 2003: S. 10). Vielleicht könnte das als ein offensives und pragmatisches *Verständnis von feministischer Wahrheitspolitik in der Disziplin der Politikwissenschaft*<sup>9</sup> gelten. Die (geschlechts-)kritische feministische Intellektuelle entwickelt eine umfassende Politik- und Gesellschaftskritik, sucht sie auf Dauer zu stellen, wird darüber zu einer kritischen Stimme der Zivilgesellschaft, was die Geltung ihrer Theorie absichert, was aber auch als kritische intellektuelle Praxis dazu beiträgt, hegemoniale Kräftekonstellationen z.B. aktueller neoliberaler Politiken zu stören – so die Vision.

Es stehen sich also zwei Thesen zur Entwicklung feministischer Wissenschaft gegenüber. Die *ältere These vom „Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit“* beschreibt einen „Zerfallsprozess“:

„(...) vom gemeinschaftlichen kritischen Rasonnement zu vereinzelter Rezeption und vereinzeldem Konsum, von einem kollektiven kommunikativen Zusammenhang zum entpolitisierten Konsum an Orten vorproduzierter öffentlicher Diskussion“ (Dackweiler/Holland-Cunz 1991: S. 106).

---

<sup>9</sup> Vgl. zum Begriff der Wahrheitspolitik Demirović 1999: S. 9-41. Demirović 1999 engt gegenüber Foucault den Begriff der Wahrheitspolitik auf die *kritische Praxis von Intellektuellen* ein. Aber auch wenn Foucault demgegenüber mit seinem Begriff der „Politik des Wahren“ sehr viel mehr noch strategische Macht-Wissens-Konstellationen beschrieben hat (wie in seinen Bänden zu „Sexualität und Wahrheit“) anstatt spezifische Praxen bestimmter Intellektueller, werde ich mit dem engeren, darin aber auch konkreteren Begriff, der sich auch mit dem Begriff der Theoriepolitik von Sabine Hark verträgt, von Demirović arbeiten.

An diesen Orten „vorproduzierter öffentlicher Diskussion“, zu der die Universität wohl mitgezählt werden kann, wird die Öffentlichkeit „nicht mehr kollektiv, sondern exklusiv hergestellt“ (Dackweiler/Holland-Cunz 1991: S. 106); sie ist strukturiert von einer „Dialektik von Institutionalisierung und Bürokratisierung“, „Dialektik von Professionalisierung und Feudalisierung“ und „Dialektik von Individualisierung und Entsolidarisierung“ (vgl. Holland-Cunz 1994a: S. 22-24). Einige Jahre später wird Holland-Cunz für die Beschreibung einer solchermaßen „frauenbezogenen Professionalität“ (Holland-Cunz 1998: S. 10) den Begriff der Normalisierung heranziehen, von der „Maske der Normalität“ (Holland-Cunz 1998: S. 12) sprechen und davon, dass sich die „Mächte der Normalisierung“ nicht „textlich aufbrechen“ ließen (Holland-Cunz 1998: S. 13). Der Zerfallsprozess der feministischen Öffentlichkeit und in der Folge die sich herausbildende exklusive Expertinnengemeinschaft an der Universität haben Auswirkungen auf die feministische Theoriebildung und die feministische Wissenschaft, wie sie – normalisiert – betrieben wird: sie wird eine entpolitisierte, feudalisierte, langweilige, leidenschaftslose – nichts-sagende (Normal-)Wissenschaft.

Die *neuere These von der Produktivität der integrierten (geschlechter-)kritischen politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung* dagegen betont den ungeheuer produktiven Effekt der „Dekonstruktion impliziter maskulinistischer Annahmen der politikwissenschaftlichen Schlüsselbegriffe“ und ihrer „geschlechtersensible(n) Rekonstruktion, also ihr(es) Engendering(s)“ (Rosenberger/Sauer 2003: S. 13). Die Frage nach der Strukturiertheit der feministischen Öffentlichkeit und der Expertinnengemeinschaft, die den Theoriebildungsprozess durchläuft, stellt sich ihr nicht mehr. Sie ist nicht nur in intensiver Auseinandersetzung mit der Wissensproduktion der Disziplin, sondern auch mit der wissenschaftlichen Gemeinschaft, die die politikwissenschaftliche Disziplin bildet und die die (geschlechts-)kritische Geschlechterforschung ausschließt. Sie ist ihr trotzdem das relevante Publikum, und so will die kritische Geschlechterforschung den „androzentrischen Mainstream“ (Rosenberger/Sauer 2003: S. 11) erreichen und sein Weltbild auf den Kopf stellen. Es geht ihr um *gegenseitige* Rezeption, und sie erklärt sich nun - das ist das „Neue“ an ihr - bereit, ihre gegenüber dem Mainstream deutlich werdenden Grenzen zu akzeptieren. (vgl. Rosenberger/Sauer 2003: S. 14) Dass sie gute und spannende, einfallsreiche und innovative Wissenschaft ist, steht außer Frage.

Zwischen beiden Thesen liegen nun fast zehn Jahre, und man könnte die unterschiedliche Ausrichtung von beiden auf den zeitliche Abstand und das, was in den Jahren dazwischen passiert ist, zurückführen. Haben die Neunzigerjahre soviel verändert, dass die Strukturiertheit

der feministischen scientific community keine Rolle mehr spielt? Oder verbergen sich dahinter unterschiedliche Auffassungen von und Erfahrungen mit dem androzentrismen Mainstream? Oder geht es um unterschiedliche Normen der Wissenschaftlichkeit? Oder, verfolge ich die Frage nach den Normen der Wissenschaftlichkeit weiter als Frage der Zugehörigkeit und als Problem der Anerkennung: zeigen sich hier Effekte „kultureller Intelligibilität“ (Judith Butler) an der Universität, d.h. akademischer Existenz und des Verstanden-Werdens? Beide Thesen nämlich beziehen Stellung zu Phänomenen der Professionalisierung und Integration und unterscheiden sich darin, wo sie die Hauptkonflikte verorten. Die *Strukturwandelthese* sieht den Hauptkonflikt im Zerfall der feministischen Öffentlichkeit, die *Produktivitätsthese* den Hauptkonflikt in der unverminderten Geschlossenheit der prominenten dominanten androzentrismen akademischen Öffentlichkeit. Während die erste These mit dem Zerfall eine Art Verlust politischer Substanz (im Sinne kollektiver Praxis und Inklusivität der Gemeinschaft) diagnostiziert, arbeitet sich die zweite These an dem Bestand und der Geschlossenheit der hegemonialen männlichen scientific community ab und beklagt mangelnde Geltung der eigenen Theoriebildung und zwar mangelnde Geltung trotz ihrer Ausgereiftheit.

Beide Thesen bewegen sich auf demselben diskursiven *Schlachtfeld*, drastisch formuliert. Sie drücken Positionen feministischer Politikwissenschaft im Verhältnis zu sich selbst aus. Sie haben beide Erfahrungen im Wissenschaftsbetrieb gemacht und zwar Erfahrungen als feministische Wissenschaft. Sie beurteilen diese Erfahrungen offensichtlich konträr; sie sprechen von unterschiedlichen Orten aus und doch innerhalb desselben diskursiven Kontexts. Beide ringen um Geltung, leiten aber die Geltungsansprüche unterschiedlich ab. Während die Strukturwandelthese noch von der Erinnerung an die Befreiungsemphase früherer feministischer Theorie und sozialwissenschaftlicher Frauenforschung getragen ist, stellt sich die Selbstsicherheit der Produktivitätsthese über wissenschaftliche Expertise und Leistung her. Beides könnte man als Wahrheitspolitiken beschreiben, als intellektuelle Praxis von Wissenschaftlerinnen, die sich als feministische Grenzgängerinnen in der Wissenschaft und in der Zivilgesellschaft bewegen – auch wenn die „kritischen“ Geschlechterforscherinnen ihrem Erfolg in der Wissenschaft eine größere Bedeutung beimessen als die eher frauenbewegten feministischen Wissenschaftlerinnen.

Diese Kämpfe um die Auffassung von feministischer Wissenschaft zeitigen institutionenpolitische „Erfolge“ und wahrheitspolitische Effekte einer bestimmten wissenschaftlichen Praxis der Frauen- und Geschlechterforschung, „Diskurse zu regeln und zu konstruieren, die einen

bestimmten Objektbereich definieren und zugleich den Platz des idealen Subjekts festlegen, das diese Objekte erkennen soll und kann“ (Foucault 1997b: S. 71), und sie sind verortet in den Anerkennungsverhältnissen des wissenschaftlichen Kontextes, den sie gewählt haben. Für die Produktivitätsthese ist dies schon ganz deutlich: feministische (Politik-)Wissenschaft hat ihren Objektbereich gefunden und über Dekonstruktion und Rekonstruktion ihren Diskurs geregelt, und die Regelungsprinzipien sind nicht unwesentlich wissenschaftliche Ordnungsprinzipien. Was sie betreibt, ist Begriffsarbeit als Einmischung. Die Strukturwandelthese demgegenüber will vorrangig (feministische) Öffentlichkeit herstellen, Räume schaffen für die stimmlosen Minderheiten und in diesem Sinne immer noch vor allem Frauenbewegung sein.

Zwischen diesen beiden gegensätzlichen Polen spannt sich das Spektrum der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung und feministischen Theorie auf. Die sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung und feministische Theorie macht seit über dreißig Jahren ihre Erfahrung als Wissenschaft und intellektuelle Praxis im Umfeld der Universität. Diese beiden Thesen sind, wie gesagt, Bewertungen dieser Erfahrung, sie sind wahrheitspolitische Positionen und Strategien, den Diskurs zu ordnen. Sie sind auch Deutungen in einem Kampf um die *Geschichte* des Diskurses, sei er innerhalb der akademischen feministischen Öffentlichkeit ausgetragen oder ein Machtkampf der (geschlechts-)kritischen Geschlechterforschung mit dem androzentrischen Mainstream. D.h. die Thesen strukturieren ihre Erfahrung als Frauen und feministische Wissenschaftlerinnen im Wissenschaftsbetrieb, sie schreiben ihre „Wahrheiten“ über „ihre“ Geschichte aus. *Geschichte machen*: Geschichtsschreibung ist Konstruktion, sie hat bestimmte strategische Funktionen; mit einer bestimmten Wissenschaftsgeschichte z.B. lassen sich lange Begründungsketten für theoretische Positionen aufbauen. Keine Theorie mit Anspruch auf Wahrheit wird auf „ihre Geschichte“ verzichten.

Aber:

„(...); es ist nicht die gleiche Geschichte, die hier wie dort erzählt wird. *Rücklaufende Neueinteilungen*, die mehrere Vergangenheiten, mehrere Verkettungsformen, mehrere Hierarchien der Gewichtung, mehrere Determinationsraster, mehrere Teleologien für ein und dieselbe Wissenschaft entsprechend den Veränderungen ihrer Gegenwart erscheinen lassen. Infolgedessen ordnen sich die historischen Beschreibungen notwendig nach der Aktualität des Wissens, vervielfachen sie sich mit seinen Transformationen und hören ihrerseits nicht auf, mit sich selbst zu brechen (...).“ (Foucault 1997a: S. 11/12, Hervorhebung i.O., RN).

*Geschichte machen* ist in diesem Sinne eine Machttechnik, eine Technik der Bemächtigung des Diskurses.

### *Forschungsinteresse*

Insofern interessiere ich mich für eine andere Wissenschaftsgeschichte der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und feministischen Theorie und zwar für eine Geschichte seiner Transformationen, „die als Fundierung und Erneuerung der Fundierungen gelten“ (Foucault 1997a: S. 12). Was hat das feministische „Wissen“ zur „Wissenschaft“ macht oder wie ist es zur Wissenschaft geworden?

„Wie kann ein bestimmter Wissenstyp mit wissenschaftlichem Anspruch innerhalb einer realen Praxis auftauchen?“ (Foucault 1997b: S. 72)

Mit dieser anderen Art von Wissenschaftsgeschichte - „Diskursanalyse“, „Archäologie des Wissens“ (vgl. Foucault 1997a) oder „Diagnostik“ (Foucault 1997a: S. 293) - schreibe ich einen Diskurs über einen Diskurs (vgl. Foucault 1997a: S. 292), der auch eine „Konstruktionsarbeit“ (Bublitz 1999b: S. 28) ist, eine „Beobachtung zweiter Ordnung“ (Bublitz 1999b: S. 29) nennt es Hannelore Bublitz, eine „Selbstbeobachtung“ (Bublitz 1999b: S. 29) des Diskurses. Dabei wird die Entstehung einer Wissenschaft als ein Ereignis oder Serie von Ereignissen beschrieben, von seltenen Ereignissen, wiederholten Ereignissen, bedeutenden Ereignissen, unbedeutenden; der Prozess wird auf seine Grenzen hin befragt, im Ausschnitt aufgesucht; Foucault nennt es eine „allgemeine Geschichte“ (Foucault 1997a: S. 19), deren Aufgabe es sei zu bestimmen

„welche Bezugsform legitimerweise zwischen diesen verschiedenen Serien beschrieben werden kann; welches vertikale System sie zu bilden imstande sind, welches Spiel von Korrelationen und Dominanzen zwischen ihnen besteht; welche Wirkung die Verschiebungen, die verschiedenen Zeitlichkeiten, die verschiedenen Beharrungszustände haben können; in welchen verschiedenen Mengen gewisse Elemente gleichzeitig vorkommen können; kurz: nicht nur, welche Folgen, sondern welche ‚Folgen von Folgen‘ – oder in anderen Worten, welche ‚Tableaus‘ gebildet werden können“ (Foucault 1997a: S. 20).

Die Entstehung oder das Auftauchen einer Wissenschaft ist der Transformationsprozess eines Wissens in der wissenschaftlichen Praxis, ist ein historischer Prozess, eine Erfahrung. „Eine Erfahrung ist etwas, aus dem man verändert hervorgeht.“ (Foucault 1997b: S. 24) Foucault will „Wissenschaft (...) letztlich als eine Erfahrung analysieren und auffassen, das heißt als ein Verhältnis, das so beschaffen ist, dass das Subjekt im Zuge dieser Erfahrung verändert wird. Dann wäre es die wissenschaftliche Praxis, die das ideale Subjekt der Wissenschaft und zugleich das Objekt der Erkenntnis konstituiert.“ (Foucault 1997b: S. 47).

„Und ließe sich die geschichtliche Wurzel einer Wissenschaft nicht in dieser reziproken Genese des Subjekts und des Objekts finden? Welcher Wahrheitseffekt stellt sich auf diese Weise ein? Es würde daraus folgen, dass es keine Wahrheit gibt. Was nicht heißt, dass diese Geschichte irrational und dass diese Wissenschaft trügerisch wäre, sondern im Gegenteil die Präsenz einer realen und intelligiblen Geschichte bekräftigt, die Präsenz einer Serie kollektiver rationaler Erfahrungen, die einer Gesamtheit präziser, angebbarer Regeln folgen und in deren Verlauf sich ebenso wohl das erkennende Subjekt wie das erkannte Objekt herausbilden.“

Um diesen Vorgang zu verstehen, hielt ich es für das beste, neue, nicht formalisierte Wissenschaften zu untersuchen, deren Konstitution noch nicht weit zurücklag, die ihren Ursprüngen noch nahe waren und bei denen der unmittelbare Bedarf, der sie hervorrief, noch spürbar war – Wissenschaften, deren Wissenschaftlichkeit im höchsten Maße fraglich schien und die das zu begreifen suchten, dessen Aufnahme in einen Bereich von Rationalität man am wenigsten erwartet hätte.“ (Foucault 1997b: S. 48)

So betrachte ich die sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung und feministische Theorie als Erfahrung einer neuen, sich formierenden Wissenschaft, deren Konstitution noch nicht weit zurückliegt, deren Wissenschaftlichkeit immer noch umstritten ist und deren Ursprünge, auf die sie sich als solche bezieht – die zweite Welle der internationalen Frauenbewegung/en, die Studentenrevolte der 1968er und Neuen sozialen Bewegungen der 1980er/1990er Jahre – Teil des diskursiven Gedächtnisses, seiner Kultur, seines Selbstverständnisses sind. Insofern will ich eine Erfahrungs-Geschichte dieses Diskurses schreiben, ihn nicht als Ideen-, Bewegungs- oder Institutionengeschichte rekonstruieren, sondern ihn in seiner „Positivität“, seinem alltäglichen Ausdruck, seiner Kultur, die er erzeugt, seinen Subjektivitäten, der Öffentlichkeit und wissenschaftlichen Gemeinschaft, die er herstellt, rekonstruieren.

#### *Gründungserzählung/en: Von der Wissensrevolte*

Diese Geschichte hat eine Gegenwart und zwar die Gegenwart des Diskurses, wie er sich jetzt darstellt. Diskursanalyse ist eine Art immanenter Beschreibung dessen Bildes, in dem der Diskurs sich gefällt, über das er sich zur Ordnung ruft, in dem er sich ausarbeitet. (vgl. Foucault 1997a: S. 14 f.) „Immanent“ soll bedeuten:

„Nun, ich habe nicht vor, die Geschichte der Vergangenheit in die Begriffe der Gegenwart zu fassen. Wohl aber ist es meine Absicht, die Geschichte der Gegenwart zu schreiben.“ (Foucault 1994: S. 43)

Der Feminismus an der Universität hat „was aus sich gemacht“. Er hat Geschichten über sich in Umlauf gesetzt und setzt dies fort in all diesen Einführungen und Bilanzen. Die genannten Thesen – Zerfall feministischer Öffentlichkeit oder Produktivität der Geschlechterforschung – sind eben solche Entwürfe von sich, die die älteren Erzählungen, in denen der Diskurs sich im Verhältnis zu sich selbst und im Umfeld zu seinen Nachbarschaften ausarbeitet, weiterspinnen. Das ist die theoriepolitische Strategie, sich zu unterscheiden und eine Einzigartigkeit zu verleihen. Denn wie kann diese diskursive Formation zu einer diskursiven „Individualität“ (Foucault) werden, woraus kann sie im großen diskursiven Spiel der Unterschiede ihre Besonderheit herleiten, *was macht für sie den Unterschied aus?*

Erst ist es die „Frau“, dann wird es „Geschlecht“ oder „Gender“.

Judith Butler hat in ihren bekanntesten genealogisch-kritischen Studien zur feministischen Politik und Erkenntnis<sup>10</sup> sehr deutlich herausgearbeitet, wie der feministische Diskurs *die Frau als Subjekt* hervorbringt. Butler kritisiert die Konstitution eines feministischen Subjekts der „Repräsentation oder gar der Befreiung“ (Butler 1991: S. 16); das feministische Subjekt stelle selbst eine Diskursformation und den Effekt juridischer Machtregime dar. Die „befreite Frau“ fügt sich dem, was sie reguliert: dem Gesetz, den Normen der Geschlechterdifferenz, dem Prozess der Subjektivierung, der ebenso ein Prozess der Ermächtigung wie der Unterwerfung ist. Feminismus ist ein Produkt moderner Emanzipation: es befreit die „Frau“ zum Rechtssubjekt und vollzieht dabei die Unterwerfung unter die Gewalt eines „natürlichen“ Geschlechts nach. Butlers Subjektkritik mündet nicht in einen Abschied vom Subjekt, sondern in eine Analyse des Prozesses der „Ausschließung und Differenzierung, möglicherweise auch der Verdrängung“ (Butler 1993b: S. 44), die dieses feministische Subjekt hervorgebracht haben. Feminismus ist demnach die Subjektivierung der Frau, und das ist vielleicht sogar seine Funktion in der Moderne. Feminismus ist strukturell betrachtet – in Bezug auf seine Funktionsweisen und sein Funktionieren in den modernen Gesellschaften, denen er entsprungen ist – ein moderner Wahrheitsdiskurs, der Entwurf einer modernen Selbstbeziehung, in der die Frau zu sich als Subjekt ihrer eigenen Wahrheit tritt.<sup>11</sup> Diskurse konstituieren Subjekte (vgl. Bublitz 1999a: S. 136), der feministische Diskurs konstituiert die Frau als Subjekt und zwar als ein Subjekt mit Geschlecht und die Frau als Geschlecht.

Die Butlersche Subjektkritik ist inzwischen die Voraussetzung für eine Diskursanalyse des feministischen Diskurses; jede „Diskursgeschichte des Feminismus“ (vgl. Hark 2005) wird sich mit dieser Hervorbringung der Frau als Subjekt beschäftigen müssen. Das soll heißen, dass ich nicht über Feminismus nachdenken kann und ihn nicht beschreiben kann, ohne über die Hervorbringung der Frau als Subjekt nachzudenken und auf sie zu achten. Diese Subjektivierungsweise der Moderne, die der Feminismus ist, hat auch den für sie typischen Machteffekt: ich kann nicht über mich als „Frau“ nachdenken, ohne dass sich das mit meiner „inneren

---

<sup>10</sup> vgl. Butler 1991; 1997; 1998; zu der Subjektheorie und –kritik von Judith Butler vgl. die Einführungen von Bublitz 2002 (insbesondere S. 98f. sowie das Interview, das Hannelore Bublitz mit Butler geführt hat, S. 123f.) und Villa 2003 (insbesondere Kap. 2); vgl. außerdem die Auseinandersetzungen mit Butler von Lorey 1996 (insbesondere Kap. 3, in dem Lorey die These entwickelt, dass Butlers Kriterien für die Konstitution des Subjekts einer juridischen Subjektivierung folgen) sowie Maihofer 1995, die sich im ersten Teil ihrer Studie vor allem mit den Konsequenzen von Butlers Subjektkritik für eine feministische Kategorie von Geschlecht und Neudefinition von Geschlechterdifferenz beschäftigt

<sup>11</sup> vgl. zu den Subjektivierungsweisen der Moderne Bublitz 1999a: S. 158

Wahrheit“ verbände, einer Vorstellung von oder einem Wissen um Weiblichkeit, das sich mir als meine eigene Wahrheit erklärt und doch gesellschaftlich konstituiert ist.

Die Subjektgeschichten der Moderne sind Geschichten von *großen* Revolutionen und *großen* Revolten. Auch der zeitgenössische Feminismus der internationalen Frauenbewegungen ist eine solche *Subjektgeschichte* - nicht der Revolution, aber der „Revolte für die Freiheit“ (Holland-Cunz 2003: S. 135) und zwar *der Freiheit von Frauen*. Die westdeutsche Neue Frauenbewegung dokumentierte mit dieser „Selbstinterpretation“ (Holland-Cunz 2003: S. 134) der *Revolte* für die Freiheit von Frauen ihre Bindung an die „1968er“, die Studentenbewegung.

„Gesellschaftliche Freiheit und der Aufstand/die Kulturrevolution für die Freiheit sind die neuen Selbstinterpretationsformen des Feminismus – wenn auch die Gleichheit nicht ganz vergessen geht. (...) Freiheit als Freiheit von Herrschaft, als Gleichheit, Intersubjektivität und partizipatorische Demokratie sind die Kernpunkte eines Ideals, das über die liberalen Vorstellungen individueller Freiheitsrechte weit hinausreicht und das Wagnis Freiheit, so wie es Simone de Beauvoir versteht, angemessen beschreibt. Dass der neue Feminismus mit einer Revolte für die Freiheit beginnt, ist, so ließe sich zuspitzen, eine leidenschaftliche Reaktion auf das so lange nicht eingelöste Gleichheitsversprechen.“ (Holland-Cunz 2003: S. 134/135)

In dieser „Selbstinterpretation“ des Neuen Feminismus ist die „Leidenschaft für die Freiheit“ (Holland-Cunz 2003: S. 135) von Frauen seine große Idee, mit der er begann, und diese Idee stiftet entsprechend auch die Vorstellungen des Diskurses von sich selbst, das ist die diskursive Praxis, sich im Selbstentwurf selbst zu erzeugen.

Wenn ich schreibe, die westdeutsche Frauenbewegung *dokumentierte* ihre Selbstinterpretation“, dann meine ich das in dem Sinn einer Archäologie ihrer Geschichtsschreibung: sie „memorisierte“ ihre „Monumente der Vergangenheit“ (Foucault 1997a: S. 15), transformierte sie in Dokumente und ließ ihre Spuren sprechen. (vgl. Foucault 1997a: S. 15)

So gesehen wurde ihre Idee (ihre Praxis) der Freiheitsrevolte zu einem Monument der westdeutschen Frauenbewegung, memorisiert in dem Feminismus, der sich über sie hervorbrachte. Diese große Idee hat einen äußerst vielschichtigen Prozess in Gang gesetzt. Sie stiftete die Kultur der feministischen Diskursgesellschaft auch in der Wissenschaft. Sie hat diese positive Wirkung, aber ihre Funktion ist darüber hinaus noch sehr viel komplexer. In der Zerfallsthese gibt sie den Maßstab: eine Gegenwart wird an einer Vergangenheit und Idee bemessen und für zu wenig empfunden. Ein „Zerfall“ hört sich zweifellos nach einem Scheitern an, für einen solchen Beiklang braucht Habermas' „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (vgl. Habermas 1990) gar nicht erst gelesen zu werden, um ihn hören zu können. Aber auch die Produktivi-

tätsthese hat einen Bezug darauf und zwar den Bezug der Inanspruchnahme einer Weiterentwicklung der „ursprünglichen“ Idee in einem äußerst komplexen wissenschaftlichen Wissen, dem Wissen (feministischer) Geschlechterforschung.

*Das Ursprüngliche, die ursprüngliche Idee:* Zweifellos ist das „Ursprüngliche“ im Diskurs produktiv, zweifellos fungiert es genauso – denkt man an den Maßstab der beiden Thesen – als Kontrollprinzip. Kontrolle: Die Kontrolle wird am auffälligsten in der „traditionalistischen Rede“, die auch im Feminismus geführt wird. Die traditionalistische Rede ist für gewöhnlich eine Rede der Verteidigung von etwas Ursprünglichem. Im Feminismus wäre es die Verteidigung der Gründungsgeschichten und Gründungsidee als einer Konstruktion des ursprünglich „Wahren“, das im Prozess der Integration verloren gehe.

Wenn ich den Nachklängen der Revolte der Frauen im feministischen Diskurs nachgehe als Effekt eines Funktions- und Kontrollprinzips des feministischen Diskurses, frage ich nach ihren Wahrheitswirkungen und Machteffekten. Welche „Wahrheit“ begründet sich über sie, welche Machtwirkungen entfaltet sie?

Die „Revolte für die Freiheit der Frauen“ hätte damit den Status einer Gründungsidee – so wird sie in den oben genannten Thesen und ihrer argumentativen Strukturiertheit tatsächlich überliefert –, die ihrerseits eingebunden ist in eine überlieferte Gründungsgeschichte. Mag sie sich über die Jahre auch in Details verändert haben, sie ist mächtig.

So ist die Gründungsgeschichte der westdeutschen Neuen Frauenbewegung bekannt geworden; frau streitet sich zwar bisweilen, ob der berühmte Tomatenwurf von Sigrid Damm-Rüger bei einer Rede von Helke Sander auf einem SDS-Kongress im Herbst 1968 als Beginn der Neuen Frauenbewegung zählen soll oder vielmehr die von Alice Schwarzer nach französischem Vorbild initiierte §-218-Kampagne in der Zeitschrift „Stern“, aber sie erinnert sich ihrer unvermindert. Die 1968er-Revolte von Frauen sei eine Revolte von Studentinnen, eine „Sache von Intellektuellen“ (Schwarzer 1981/83: S. 18) gewesen, argumentiert Alice Schwarzer; Schwarzer nennt es die „erste Frauenrevolte“ (Schwarzer 1981/83: S. 18) und die betreffenden Frauen die „Bräute der Revolution“ (vgl. Schwarzer 1981: S. 13ff.). Diese Revolte sei über den Campus nicht hinausgekommen. Die eigentliche Frauenbewegung habe erst mit ihrer, also Alice Schwarzers, §-218-Aktion begonnen. In der *zeitnahen* Bewegungsforschung der Achtzigerjahre über die Neue Frauenbewegung wird in der Regel der Tomatenwurf als

Anfang genommen bzw. als symbolische Geste des Anfangs gewählt und in einer Art Kompromiss dieser Anfang zu einem der „Vorläufer der neuen Frauenbewegung“ (Knäpper 1984: S. 13ff.) gezählt.<sup>12</sup>

Eine besondere Rolle spielte neben dem Tomatenwurf die „Rede des ‚Aktionsrates zur Befreiung der Frauen‘“ (Sander 1988), und entsprechend würden, wenn man einen „Anfang“ setzen wollte, diese Rede und diese Aktion des Tomatenwurfs<sup>13</sup> den Beginn nicht nur der Neuen Frauenbewegung, sondern auch der feministischen Wissenschaft darstellen. Damit wäre *die Revolte als begründendes Ereignis* auch des Feminismus-Projekts in der Wissenschaft zu sehen. Der Anfang des Feminismus-Projekts in der Wissenschaft ist ein politischer in Rede und Aktion, hieße das. In der Erinnerung wird kolportiert, dass er eine unglaubliche Wirkung entfaltet habe – immerhin zählt er jetzt ja in seiner Überlieferung zu den Vorläufern der neuen Frauenbewegung. Viele Jahre später hat sich Sigrid Damm-Rüger auf einer Podiumsveranstaltung zum Thema „Antiautoritärer Anspruch und Frauenemanzipation – Die Revolte in der Revolte“ dafür ausgesprochen, dieses Ereignis zu entmystifizieren: „Die neue Frauenbewegung war überfällig und die Tomaten waren überreif.“ (Bovenschen et.al. o.J., o.S.)

Es sei also „die Zeit der Frauenbewegung“ gekommen gewesen. Es waren nicht irgendwelche Frauen (nicht „jede Frau“), die diese „Revolte in der Revolte“ machten, sondern es waren „privilegierte() Frauen“ (Sander 1988: S.41). Diese privilegierten Frauen sahen sich in ihrem Leben mit dem gesellschaftlichen Widerspruch konfrontiert, intellektuell/universitär ausgebildet zu sein *und* Frau zu sein, und sie protestierten dagegen.<sup>14</sup> Sie beschrieben diesen Widerspruch, wie sie ihn erlebten, als „private“ Ausbeutung von Frauen und als Abtrennung des Privatlebens vom gesellschaftlichen Leben in der bürgerlichen Gesellschaft und brachten ihn als falsch verstandene oder bürgerliche Emanzipation auf den Begriff. Die bürgerliche Emanzipation sei begrenzt. Denn: Der „Weg zur Emanzipation (liegt) auch schon in der Methode (...), mit der man sie anstrebt“ (Sander 1988: S. 41). Die Methode ist Solidarität unter Frauen und eine Art Emanzipation im Widerspruch zur Emanzipation. Die Gründungserzählung der „Revolte in der Revolte“ ist widersprüchlich strukturiert, und diese Struktur setzt sich fort: die neue Frauenbewegung und mit ihr feministische Wissenschaft entstanden im Widerspruch zu

---

<sup>12</sup> vgl. Doormann 1979; Schenk 1983a, 1983b; Brand/Büsser/Rucht 1984; Frevert 1986; Knafla/Kulke 1987; Anders 1988; Bock 1988; Riedmüller 1988; Kontos 1989

<sup>13</sup> vgl. Schwarzer 1981/83: S. 13f.; Holland-Cunz 2003: S. 133; Kurz-Scherf/Dzewas/Lieb/Reusch 2006: S. 88f.

<sup>14</sup> Die Bewegungsforschung hat dafür den Begriff der relativen Deprivation.

allem, woraus sie hervorgingen und was sie weiterverfolgen wollten. Sigrid Damm-Rüger (eine Art „Gründungsmutter“):

„Die neue Frauenbewegung entstand in einer bestimmten Phase der antiautoritären Bewegung, zugleich im Widerspruch zu dieser Bewegung und als eine Konsequenz dieser Bewegung.“ (Bovenschen et.al. o.J., ohne Seitenangaben)

Feministische Wissenschaft wird gleichfalls in einen Widerspruch gestellt und zwar zur Wissenschaft und doch zugleich als ihre Konsequenz betrachtet. Sie steht auch im Spannungsverhältnis zur Revolte, aus der sie hervorgeht, und so bildet sich die *Tradition eines doppelten oder gar mehrfachen Spannungsverhältnisses* heraus, das der Feminismus, mit ihm feministische Wissenschaft und feministische Theorie ist. Diese Erinnerung hat mächtige/ermächtigende Effekte für die Praxis des Diskurses:

„Die Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung und der feministischen Theorie im heutigen Verständnis beginnt mit der neuen Frauenbewegung Ende der Sechzigerjahre. Schon in frühen Texten, in denen Feministinnen sich über ihre Wissenschaft äußern, deutet sich der enge Zusammenhang zwischen wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und politischer Praxis an; ein Spannungsverhältnis, in dem sich feministische Theoriebildung trotz aller Akademisierung und Professionalisierung bis heute bewegt.“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 7)

Der Widerspruch „zwischen wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und politischer Praxis“ ist als so beschriebenes *Spannungsverhältnis konstitutiv für den feministischen Diskurs in der Wissenschaft*. „Konstitutiv“ heißt: dieses Spannungsverhältnis macht ihn aus; auf es baut sich sein Repräsentationssystem (als begriffliches und als institutionelles System) auf, es ist stilbildend (es beeinflusste die Sprache der Wissenschaftlerinnen in den Siebziger- und Achtzigerjahren, und das Stilbildende betraf sogar Kleidernormen – das meinte zumindest Ute Gerhard, die sich häufig darüber beklagte, Feministinnen der Achtzigerjahre neigten dazu, sich in Schwarz und mit ausschließlich Hosen zu bekleiden); es normiert das individuelle und das kollektive Handeln der Wissenschaftlerinnen. In diesem Spannungsverhältnis bewegen sich auch die beiden oben genannten Thesen, und grob könnte man das zu den Fragen zusammenfassen: „wie hältst Du es mit der Frauenbewegung, wie hältst Du es mit der Wissenschaft?“ In ihrer „Diskursgeschichte des Feminismus“ wiederholt Sabine Hark diesen Widerspruch und setzt ihn damit neu in Kraft:

„Das in (Ulla, RN) Bocks Vortrag anvisierte Programm einer Übersetzung des politischen Aktivismus in Wissenschaft ist jedoch nicht nur eine wesentliche Quelle des Antriebs des Feminismus, der akademisch werden will. Jenes Programm spannt diesen von Beginn an auch ein in widerstreitende, sich wechselseitig immer wieder herausfordernde Logiken von Politik und Wissenschaft, von Bewegung und Institution, Aktivismus und Akademie. (...) Dieser in immer wieder neuen Artikulationen auftretende Widerstreit – beispielsweise als ‚Professionalisierung versus Politisierung‘, als ‚Theorie versus Praxis‘ – ist bis heute einer der zentralen Schauplätze der Produktion und Reproduktion des akademisch gewordenen Feminismus.“ (Hark 2005: S. 243)

Der „Widerspruch“ oder „Widerstreit“, wie er hier wiederhergestellt wird, wird zur *paradox strukturierten (akademischen) Kultur der feministischen Wissenschaft/Diskursgesellschaft* in der Wissenschaft:

„Die feministischen Neuankömmlinge sahen sich folglich von Anfang an vor die paradox strukturierte Aufgabe gestellt, gegen die geltenden Regeln und Routinen angehen zu wollen, doch zugleich innerhalb dieser agieren zu müssen, um erfolgreich zu sein.“ (Hark 2005: S. 244)

In Anthologien zum zwanzigjährigen Jubiläum der neuen Frauenbewegung<sup>15</sup> sind *bewahrte Texte* (Monumente der Erinnerung) zu finden, mit dem sich der feministische Anspruch der Revolte rekonstruieren lässt. Ich ziehe hier nur drei vielbeachtete Texte exemplarisch heran: die besagte Rede des Aktionsrates (vgl. Sander 1988), den Text von Karin Schrader-Klebert „Die Kulturrevolution der Frau“ (vgl. Schrader-Klebert 1988) aus den Siebzigerjahren sowie den Text von Cornelia Klinger „Abschied von der Emanzipationslogik? Die Gründe, ihn zu fordern, zu feiern oder zu fürchten“ (vgl. Klinger 1988) aus den Achtzigerjahren.

Die Revolte konstituierte über die Idee der Solidarität zwischen Frauen ein kollektives Subjekt Frauen, eine Identität von kollektivem Sprechen und Handeln; sie begründete mit kulturrevolutionärem Gestus die Befreiung der Frau, die sofort, die heute beginnt. Neben der „theoretischen Arbeit“ erhielt die „Politisierung des Privatlebens“ (Sander 1988: S. 46) dieselbe Bedeutung:

„Wir arbeiten am Modell für den FU-Kindergarten und organisieren Kindergärtnerinnen bzw. helfen den Kindergärtnerinnen, sich selber zu organisieren. Theoretisch versuchen wir, das bürgerliche Vernunftprinzip und den patriarchalischen Wissenschaftsbegriff zu kritisieren.

Wir haben einen so ungeheuren Zustrom, dass wir ihn kaum organisatorisch verkraften können. Unser Ziel ist zunächst, die Frauen zu politisieren, die schon ein bestimmtes Problembewusstsein haben. Dies ist am besten möglich innerhalb der Universitäten. Wir müssen diese unsere Gegenmodelle zunächst weiterentwickeln und auf eine größere Basis stellen, damit wir Methoden einer kollektiven Erziehung finden, die nicht nur den sowieso schon Privilegierten zugute kommt.“ (Sander 1988: S. 45)

„Wissen“ ist Politik, ermöglicht Politik. Wissen ist Handeln und stiftet eine feministische Gegengesellschaft. Wissen „befreit“.

„Dies ist am besten möglich innerhalb der Universitäten“: das Verhältnis zur Universität ist nüchtern und pragmatisch; Universität wird als *Ort zur Politisierung* von Frauen genutzt.

Die Rede des Aktionsrates in der diskursiven Praxis feministischer Subjektconstitution wird zum Grundstein für den Aufbruch der Frauen: „Frauen suchen ihre Identität“ (Sander 1988: S.

---

<sup>15</sup> vgl. Anders (Hg.) (1988), Schlaeger (1988). Diesen Anthologien sind auch die Texte aus den Siebzigerjahren entnommen.

40). Die Frau ist Objekt, nicht Subjekt der Geschichte des Menschen – im Text „Die Kulturrevolution der Frau“ (vgl. Schrader-Klebert 1988) wird die Geschichte der Frau als eine Geschichte der Geschichtslosigkeit der Frau, eine „Geschichte der Entmenschung der Frau“ (Schrader-Klebert 1988: S. 54) erzählt. Die Frau „war und ist nur Objekt jener Rationalität, die das Prinzip der bisherigen Geschichte war“ (Schrader-Klebert 1988: S. 54).

„Sie ist nur *an sich* Mensch, sie kann die Geschichte nur als die Geschichte des Mannes reflektieren: als die Geschichte jener Gewalt, der sie sich, solange ihre Erinnerung andauert, immer unterworfen hat. Aber selbst diese Erinnerung ist nicht die ihrige. Sie ist *an sich* Mensch, das gibt ihr trotz allem das Recht, eine Erinnerung herzustellen, die die Geschichte als die Geschichte der Entmenschung der Frau zu begreifen wagt. Ihre Erinnerung muss radikal sein, es muss Erinnerung an Gewalt, an Erniedrigung, an Ohnmacht und an Verbrechen sein.“ (Schrader-Klebert 1988: S. 54)

Das Subjektsein der Frau erscheint als zerrissen; ihr Selbstsein sei erst noch zu verwirklichen, „ob sie es will oder nicht“ (Schrader-Klebert 1988: S. 56). Daraus formuliert sich der Anspruch an Wissen und mit ihm an die feministischen Wissenschaftlerinnen der Zukunft: Die Methode, wie Frauen ihr Selbstsein, ihr Subjektsein vorenthalten worden ist, gelte es zu analysieren. Auf dieses Wissen komme es an. Ohne dieses Wissen sei die Befreiung der Frau aus der „Herr-Knecht-Dialektik“ ihrer Unterwerfung nicht möglich.

„Erst wenn Befreiung der Frau zur Handlungsnotwendigkeit wird, ist Wissenschaft für sie eine Waffe – und nicht nur Mittel im Kampf um den Mann und gegen die Langeweile der Ehe.“ (Schrader-Klebert 1988: S. 56)

Das feministische Wissen, um das es da geht und das erst noch zu finden sei, ist radikale „Erinnerung“ des Herrschaftsverhältnisses zwischen Mann und Frau. Der Kampf um politische Freiheit und der Kampf um Wissen sind nicht zu trennen, das galt schon in der Rede des „Aktionsrates zur Befreiung der Frau“ 1968 so. „Wissen“ ist die Voraussetzung für die Frau Subjekt zu werden. *Die Freiheitsrevolte ist eine Wissensrevolte*, und das macht die Geschichte des feministischen Diskurses aus, auch in der Wissenschaft. So kann es als feministisches Wissen Form annehmen, es kann seinerseits „Geschichte machen“, die Geschichte der Frauen.

„Es ging uns damals um mehr als nur Frausein: um mehr Wissen! Mehr Können! mehr Wollen!“ (Schwarzer 1981/83: S. 39)

Die „neue Frau“<sup>16</sup> begibt sich auf die Suche nach ihrem „wahren Selbst“ und will Subjekt werden. Den feministischen Diskurs strukturieren in der Konsequenz der Suche und Bewegung von Frauen verschiedene Subjektivierungsweisen. So wird mit der „Politik der ersten Person“ (vgl. Weigel 1989) das kollektivistische Denken der „Kulturrevolution der Frau“ in

---

<sup>16</sup> So ist in den Achtzigerjahren eine Buchreihe des Suhrkamp-Verlags überschrieben, die heute betitelt ist mit „Gender Studies“.

Frage gestellt. Es ist ein „Wechsel der Redeweisen“ in der Frauenliteratur der Siebzigerjahre zu beobachten, ein „Wechsel vom kollektiven zum einzelnen Subjekt, vom ‚wir‘ zum ‚ich‘“ (Weigel 1989: S. 56). „Unausgesprochene Orientierung“ (Weigel 1989: S. 95) der Politik der ersten Person war gewesen

„der Entwurf eines emanzipierten weiblichen Subjekts: selbständig, selbstbewusst und unabhängig von tradierten Rollenmustern und männlichen Zuschreibungen und Zumutungen. Im Laufe der 70er Jahre ist dieses Programm immer fragwürdiger geworden, sowohl hinsichtlich seiner Orientierung am Emanzipationsbegriff als auch im Hinblick auf das darin implizierte Identitätskonzept. Von einer Kritik an misogynen Frauenbildern und sexistischen Verhältnissen und Verhaltensweisen hat sich der Feminismus in kürzester Zeit zu einem großen Projekt der Relektüre und Dekonstruktion theoretischer und literarischer Traditionen entwickelt, um jene Strukturen nachzuzeichnen und außer Kraft zu setzen, die den Ausschluss der Frauen aus der öffentlichen Geschichte begründet haben. Dabei wurde das Konzept des identischen, autonomen Subjekts immer grundsätzlicher in Frage gestellt“ (Weigel 1989: S. 95).

Als Kontroverse und in der etablierten paradoxen Struktur des feministischen Diskurses arbeitet sich die weibliche Subjektivität in der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre in der Differenz- und/oder Gleichheitsdebatte weiter aus. Die Kontroverse wird ausgefochten unter dem Motto „Weiblichkeit und/oder Feminismus“.<sup>17</sup> Aber das „Wir“ in der Rede, wenn es denn noch gewagt wird, zittert alsbald. „Die „ganz anderen Erfahrungen“ (Silvia Bovenschen) von Frauen erscheinen nicht mehr als verallgemeinerbar. Das neue feministische Wissen bringt die vielen verschiedenen „ganz anderen“ Erfahrungen, die Frauen machen, mit sich. „Selbst wenn ‚der Mensch‘ zwei wäre, so sind doch die Frauen viele.“ (Klinger 1990: S. 118) Die Emanzipation, die der abgelehnte Bezugspunkt gewesen war, strukturiert das feministische Wissen als ein Denken über sie. Dabei bewegt sie sich in den von ihr vorgeschriebenen Bahnen der Paradoxie der Verwerfung des Angenommenen. Sie arbeitet sich aus als Erkenntnis und Denken der Aufklärung gegen die Aufklärung. Ihr weibliches Subjekt fällt und will doch in der Struktur des Diskurses erhalten bleiben.

„In ihrer Summe ergeben die aktuellen Tendenzen der Feminismuskonversation eine radikale Infragestellung so gut wie aller Kategorien und Konventionen des klassischen Emanzipationsbegriffs.“ (Klinger 1988: S. 293) (...) „Die Demontage der Emanzipationsidee betrifft in der Hauptsache drei Aspekte: erstens zielt sie auf dem Wege der Kritik des Subjektbegriffs auf das Subjekt von Befreiung; sie trifft auf der anderen Seite auch das Objekt der Befreiung; d.h. das Ziel von Emanzipation bzw. Emanzipation als Ziel wird in Frage gestellt; drittens gerät eine Idee unter Beschuss, die mit dem Konzept von Emanzipation seit jeher in untrennbarer Einheit gedacht worden ist: die Idee des Fortschritts.“ (Klinger 1988: S. 306)

Cornelia Klinger als eine zweifelnde und widerstrebende Protagonistin der feministischen Aufklärung, die nicht Aufklärung sein will, beschreibt ihr Unbehagen schon Mitte der Achtzigerjahre mit allen politischen Konsequenzen, die das auch allgemein im Feminismus festzustellende Unbehagen an der Emanzipationslogik der Moderne mit sich brächte: anstelle der

---

<sup>17</sup> Vgl. exemplarisch Gerhard et.al. (Hg.) 1990; Gerhard 1999: S. 12f; Holland-Cunz 1996

Idee von der Subjektwerdung der Frau könnten traditionelle Weiblichkeitsklischees und –mythen treten; anstelle der Mündigkeit des Subjekts die Resignation vor der schlechten, dem Untergang geweihten Welt; anstelle der Mobilisierung für globale Gerechtigkeit „Immobilisierung“ (Klinger 1988: S. 320); anstelle der Solidarität ein „patchwork“ der „Kämpfe von Minderheiten“ (Klinger 1988: S. 323). Klinger wählt das Paradox als theoriepolitischen Ausgangspunkt für die feministische Wissenschaft und Philosophie der Zukunft:

„Ich plädiere mindestens ebenso entschieden für die gründliche Beseitigung wie für die sorgfältige Bewahrung der Emanzipationslogik.“ (Klinger 1988: S. 324)

Feminismus entsteht im Widerspruch zur Emanzipationslogik der Moderne und ist doch zugleich ihre Konsequenz. Sie kann sich dem nicht entziehen. Sie muss sich ihr stellen.

Diskursanalyse ist die Betrachtungsweise eines Diskurses, die seiner Selbstbezüglichkeit nicht folgen will, die seine Logik (Funktionsweise) nicht übernehmen will. Der feministische Diskurs hat mir Anlässe geboten, über ihn nachzudenken; wollte ich also aus dem Spannungsfeld seines Funktionierens, aus der Gewohnheit seines Nachdenkens über sich, seiner Tradition sich zu memorisieren heraustreten, hätte ich eine Distanz einzunehmen, die nach ihren Grenzen tastete. (vgl. Foucault 1997a: S. 29)

## **1.2 Textkörper – Der Diskurs als Empirie**

Die sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung und feministische Theorie soll also als Praxis der Diskursproduktion und der diskursiven Machtkämpfe, als Aneignung und „Transformation bestehender Wissens- und Moralsysteme“ (Keller et.al. 2001: S. 12), als Ausarbeitung eines spezifischen Subjekt-Objekt-Verhältnisses untersucht werden. Und als die Geschichte einer „Idee“ (im Sinne einer Vorstellung, einer Vision von etwas), womit ich im Grunde auch wieder eine „Erfahrung“ meine.

„Eine Erfahrung ist immer eine Fiktion, etwas Selbstfabriziertes, das es vorher nicht gab und das es dann plötzlich gibt. Darin liegt das schwierige Verhältnis zur Wahrheit, die Weise in der sie in eine Erfahrung eingeschlossen ist, die mit ihr nicht verbunden ist und sie bis zu einem gewissen Punkt zerstört.“ (Foucault 1997b: S. 30/31)

Die sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung ist etwas, was vorher so nicht da gewesen ist, und wie jede neue Wissenschaft beginnt sie mit der Idee von etwas „Neuem“, der Konstruktion von etwas, was „so“ noch nicht da gewesen ist.

### *Zum Verhältnis von Analyse und Material*

In diskurstheoretischen Untersuchungen werden Diskurse an sich nicht nur für sich betrachtet, so wie ich es tun werde. Christine Hanke und Andrea Seier betonen, dass der foucaultsche Diskursbegriff „zwischen epistemologischen und sozialen Praxen, zwischen dem, was in einer Gesellschaft gewusst und dem, was getan wird“ (Hanke/Seier 2000: S. 98) eine Verbindung herstelle. In seinem „Erfahrungsbuch“ (Schmid 1997: S. 6) analysiert Foucault z.B. die Begründung der „Wissenschaft vom Leben“ im Zusammenhang mit dem historischen Prozess der „Entstehung einer gewissen Normalisierungsgesellschaft und ihrer Praktiken der Einschließung“ (Foucault 1997b: S. 49).

Inzwischen liegen verschiedene diskursanalytische bzw. –theoretische Arbeiten über die Diskurse der Neuen Frauenbewegung vor, die entsprechend versuchen, z.B. Debatten der Frauenbewegung, lesbisch-feministische Identitätspolitik oder den US-amerikanischen feministischen Diskurs über Sexualität im Horizont von Normalisierungsmacht (Bühmann 1995), moderner Diskursivierung der Sexualität (Hark 1996) oder im Schnittpunkt von Individualisierung und Totalisierung (Ott 1998) zu beschreiben. Wie gehen sie vor, wie stellen sie ihr Material zusammen? Ganz grundsätzlich lässt sich zur Materialzusammenstellung bei diskursanalytischen Untersuchungen sagen, dass sie sich an ihrem *Gegenstand orientieren*.

„Methodologisch gesehen bildet sich das zu analysierende Material aus ‚verstreuten Aussagen‘ (...), die in der Bearbeitung zu Diskursen zusammengeführt und nun im Hinblick auf ihre Formation (Formation der Gegenstände, Begriff, Subjektpositionen und Strategien) analysiert werden. Der Diskurs ist dabei gleichzeitig Inhalt und Form (...): Er umfasst sowohl die verstreuten Aussagen als auch die Regeln ihrer Bildung, Verteilung und Streuung. (...) Es werden also verstreute Aussagen gesammelt, sie werden zueinander in Beziehung gesetzt, um ihre Streuung und Bezüge zu analysieren, also um Diskurse hervorzubringen. Gleichzeitig gelten die Diskurse als Ausgangspunkt für die Suche nach zugehörigen Aussagen, sodass zu den Diskursen Aussagen hinzugruppiert werden. Forschungsinteresse und Fragestellung prägen vor diesem Hintergrund die Auswahl des Materials, seine Perspektivierung, seine Anordnung und Strukturierung.“ (Hanke/Seier 2000: S. 101)

### *Beispielhaft: Drei diskursanalytische Doktorarbeiten*

*Sabine Hark* bewegt sich in einem „Dazwischen“ zwischen Kritik und Diskursanalyse. Sie knüpft an die feministische Theoriedebatte der ersten Hälfte der Neunzigerjahre über Identität und Differenz an und fasst sie als „Problem des Ausschlusses in feministischen Repräsentationen“ zusammen. Ihr Vorgehen beschreibt sie als „heterogene() Theoriereflexionen und Diskursanalysen“ (Hark 1996: S. 9); sie setzt sich mit Theorien, die ihr zum „Komplex Identität“ (Hark 1996: S. 9) als relevant erscheinen, auseinander und entwickelt daraus ihr Argument. In ihrer „Kritik lesbischer Identitätspolitik“ (Hark 1996: S. 87) verfährt sie ‚theoriereflektierend‘ und bezieht zusätzlich zu den Theoriepositionen Material aus der Anfangszeit der

westdeutschen Frauenbewegung (wie Anne Koedts „Mythos vom vaginalen Orgasmus“) und der feministischen Lesbenbewegung (z.B. Texte aus der radikalfeministischen Zeitschrift IHRSINN) mit ein. Sie knüpft an „Spivaks dekonstruktive Praxis des Lesens gegen den Strich“ bzw. an „Spivaks Methode des Lesens auf/nach/für Differenz“ (Hark 1996: S. 36) an und geht mit ihr auf eine Art Spurensuche nach dem modernen Subjekt, den Prozessen seiner Herstellung, Formen von Subjektivität, „die nicht die Selbsteinschließung in die Kategorien und Verständnispraktiken moderner Macht bedeuten“ (Hark 1996: S. 46). Am Ende steht der Entwurf einer „Politik ohne Geländer“, einer neu formulierten, quasi strategisch paradoxen feministischen Identitätspolitik und devianter Subjektivität. Paradox ist an dieser, dass sie die Identität verwirft, die sie einnimmt. (vgl. Hark 1996: S. 162f.) „Diskursanalyse“ ist dementsprechend eine bestimmte Perspektive auf das Material, eine gleichzeitig kritische wie distanzierte, theoretische wie politische Reflexion des Diskurses und seiner Machteffekte – mit dem Begriff der Differenz wird gleichsam ein Querschnitt des Diskurses gemacht. Das Material selbst ist heterogen: gesammelt werden internationale Theoriediskussionen und politische Diskussionen im Feminismus sowie historische Texte der westdeutschen neuen Frauenbewegung aus den Siebzigerjahren über Sexualität. Das Buch im Ergebnis ist ein mit Foucault geführtes Argument und genealogische Arbeit des „gegen-den-Strich-Lesens“, die Verführung zur Disloyalität „gegenüber den Regeln des Identitäts-Spiels“ (Hark 1996: S. 175).

Im Grunde genommen verfährt *Andrea Bührmann* nicht viel anders. Sie analysiert die „Sexualitätsdebatte der Neuen Frauenbewegung“ aus der Perspektive der Foucaultschen Machtanalyse, genauer gesagt „die Sexualitätsdebatte im Horizont der Normalisierungsmacht“ (vgl. Bührmann 1995: S. 197ff.). In Auseinandersetzung mit der foucaultschen Machtanalyse entwickelt sie ihre Fragen nach feministischer Normalisierungsmacht. Aus der diskurstheoretischen Perspektive entwirft sie ein spezifisches Textverständnis:

„Die Texte als Elemente eines Diskurses zu verstehen, bedeutet in dem hier bearbeiteten Kontext, dass sie eingespannt sind in einen Macht-Wissen-Komplex: Sie sind erstens als ‚taktische Elemente oder Blöcke im Feld von Kräfteverhältnissen‘ (Foucault: 1989a, S. 123) zu betrachten. Denn Diskurse üben Macht aus, sind selbst ein Machtfaktor und tragen deshalb zur Strukturierung von Machtverhältnissen bei. Zweitens ist davon auszugehen, dass in diesen Texten keine vorgängige Wahrheit widerspiegelt wird, sondern dass eine spezifische Wirklichkeit, spezifische Wahrheiten und spezifische Bedeutungen hervorgebracht bzw. konstruiert werden.“ (Bührmann 1995: S. 24/25)

Bührmann legt ihrer Analyse „Dokumentationen der zwischen 1976 und 1983 jährlich in Berlin stattgefundenen Sommeruniversitäten und der von 1975 bis 1983 jährlich publizierten Frauenjahrbücher“ (Bührmann 1995: S. 24) zugrunde sowie Texte, „die in den einschlägigen Chronologien der Frauenbewegung“ (Bührmann 1995: S. 24) veröffentlicht worden sind, die

„in späteren Zeiten als Bezugspunkte gedient haben und dies teilweise heute noch sind“ (Bührmann 1995: S. 24). Kriterium hierfür ist, dass sie in Chronologien erschienen sind, aber auch die Erfahrung und Kenntnis der Autorin, denn einen Zitierindex der Neuen Frauenbewegung gibt es schließlich nicht, aber einen Bekanntheitsgrad von Texten. „Es sind Texte, auf die die Menschen innerhalb und außerhalb der Frauenbewegung zurückgekommen sind, denen sie widersprochen haben oder denen sie beigeplichtet bzw. die sie weiterentwickelt haben.“ (Bührmann 1995: S. 24) „Verstreute Aussagen“: Ihre „Archäologie der Wahrheitsdiskurse“ der Neuen Frauenbewegung (vgl. Bublitz 1995) verlässt dem gewohnten Kontext, verschiebt die Perspektive. Das, was sich als ein „befreiender“ Diskurs („Gegen-Diskurs“, Bührmann 1995: S. 23) betrachtet (die Sexualitätsdebatte der Neuen Frauenbewegung), wird nun als Effekt „mächtiger Normalisierungs- und Disziplinierungsmechanismen“ (Bührmann 1995: S. 23) sichtbar. Die „Produktivität ‚feministischer Normalisierungsmacht‘“ (Bührmann 1995: S. 23) zeigt sich. „Die Texte als Elemente eines Diskurses zu verstehen, bedeutet in dem hier bearbeiteten Kontext, dass sie eingespannt sind in einen Macht-Wissen-Komplex“ (Bührmann 1995: S. 23). Feministische Normalisierungsmacht ist ein solcher Macht-Wissen-Komplex, der die Wirklichkeit einer unterdrückten weiblichen Sexualität, die befreit werden muss, erzeugt, der die Wahrheit eines authentischen Frau-Seins, herstellt und daraus ableitet, was die authentischen Bedürfnisse, die authentische Sexualität und die authentischen Interessen aller Frauen sind/sein sollen. (vgl. Bührmann 1995: S. 197) Feministische Normalisierungsmacht ist die Funktionsweise des Diskurses, die Art seines Machterhalts und seiner Machtausübung, und die Archäologie des Wissens dieser spezifischen Normalisierungsmacht entzaubert ihre Versprechen. Seine „Wahrheit“ verweist dann nicht mehr auf eine gewisse Zukunft, sondern nur noch auf die Ordnungen und Regeln der Gegenwart.

*Cornelia Ott* begibt sich auch auf Spurensuche, nämlich „Die Spur der Lüste. Sexualität, Geschlecht und Macht“. Ihr Forschungsgebiet ist die politische Organisation der Sexualität, „*sexual politics*“ (Ott 1998: S. 11), dem sie bescheinigt, „nicht zuletzt durch die Einbeziehung weiterer Theoriestränge (wie z.B. dem Poststrukturalismus) und durch die akademische Etablierung neuer sozialer Bewegungen (wie *feminist studies*, *lesbian and gay studies* und *queer studies*) freie Impulse“ (Ott 1998: S. 11, Hervorhebung i.O, RN) gewonnen zu haben. Otts Forschungsinteresse gilt der „Wirkmächtigkeit der Kategorie Geschlecht“. Diese Wirkmächtigkeit klären zu können hänge davon ab, „inwieweit wir in der Lage sind, das hegemoniale Organisationsprinzip Heterosexualität als ein historisch gewachsenes, von Machtverhältnissen hervorgebrachtes und Machtverhältnisse hervorbringendes, *gesellschaftliches* Organisations-

prinzip zu analysieren und mit einer Analyse des Geschlechterverhältnisses zu verknüpfen“ (Ott 1998: S. 12, Hervorhebung i.O., RN). Eine solche Analyse erscheint ihr umso dringender, „als sich zur Zeit eine Art ‚Arbeitsteilung‘ abzuzeichnen beginnt, die die Analysen von ‚Sexualität‘ und ‚Geschlecht‘ als Felder unterschiedlicher Disziplinen zu etablieren sucht“ (Ott 1998: S. 12). Ihre Vorgehensweise sei, so Cornelia Ott, eine doppelte: erstens eine differenzierte Analytik der Machtbeziehungen von Geschlecht und Sexualität, zweitens eine Rekonstruktion der den „Theorien zugrunde liegenden Theoriekontexte(n)“ (Ott 1998: S. 17) - moderne und postmoderne Subjekt- und Machttheorien.

„Zum einen werde ich die ausgewählten Entwürfe als Analysen der gegenwärtigen Verfasstheit der gesellschaftlichen Organisation von Sexualität lesen. D.h., ich werde sie im Foucaultschen Sinne als Texte lesen, die über moderne Machtverhältnisse und -formen Auskunft geben können. (...) Zum anderen werde ich die den Texten zugrunde liegenden Theoriekontexte und deren Implikationen für das hier relevante Forschungsgebiet herausarbeiten.“ (Ott 1998: S. 17)

Cornelia Ott wählt eine „exemplarische Herangehensweise“ (Ott 1998: S. 18), die z.B. in der „Durchquerung neuerer psychologischer Ansätze“ (Ott 1998: S. 19) besteht. Bei der Zusammenstellung des Materials steht also nicht der Aspekt der Vollständigkeit im Vordergrund, sondern die exemplarische Untersuchung bestimmter Prozesse und „Machtlinien“ (vgl. Ott 1998: S. 18ff.), die sich im „Analysefeld Sexualität“ (Ott 1998: S. 18) finden lassen. Ott engagiert sich; sie will theoretische Korrekturen entwickeln, die „zu einer umfassenderen Analyse gegenwärtiger Entwicklungen beitragen können“ (Ott 1998: S. 20), sie will in bestimmte Debatten (z.B. feministische Gewaltdebatte, vgl. Ott 1998: S. 19) intervenieren. Zur Herausarbeitung der Theoriekontexte zieht Ott Entwürfe heran, „die jeweils unterschiedliche Zugangsweisen und Antworten zu den Forschungsfeldern ‚Geschlecht‘ und ‚Sexualität‘ beinhalten. Sie repräsentieren die einflussreichsten Strömungen der US-amerikanischen Sexualitätsdiskussion der 70er Jahre bis heute“ (Ott 1998: S. 64): Kate Millets und Sulamith Firestones „Entwürfe() zur Kritik der gesellschaftlichen Organisation von Sexualität“ (Ott 1998: S. 64), Adrienne Richs „Konzept der Zwangsheterosexualität“ (Ott 1998: S. 65), Gayle Rubins und Judith Butlers „unterschiedliche(n) Ansätze zur Analyse der gesellschaftlichen Organisation von Sexualität und Geschlecht“ (Ott 1998: S. 65). Das Interesse an einer Analyse von Sexualität als diskursiver und nichtdiskursiver gesellschaftlicher Praxis im Kontext moderner Machtverhältnisse bestimmt also die Materialsammlung (vgl. Ott 1998: S. 59ff.) und entspricht dem Vorrang der Gegenstandsorientierung in der Diskursanalyse.

### *Butler und Foucault*

Das trifft auch auf das Material von Judith Butler in ihrem Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ zu. Sie arbeitet dort mit Texten zur feministischen „Kontroverse über Geschlechtsidentität“ (Butler 1991: S. 25ff.) von Simone de Beauvoir, Luce Irigaray, Julia Kristeva und Monique Wittig. Welche Mechanismen feministischer Wahrheitsproduktion lassen sich beschreiben? In welche Geschehen/Geschichte/n ist die feministische Wahrheitsproduktion verwickelt? Welche Grenzen der Analyse dieser Verwicklungen werden sichtbar, welche Räume werden welchem Subjekt bereitet, wie funktioniert die diskursive Praxis, wie organisiert sie sich?

„Ob die Geschlechtsidentität oder das Geschlecht festgelegt oder frei verfügbar ist, hängt von dem Diskurs ab, der versucht, der Analyse bestimmte Schranken zu setzen oder bestimmte Lehrsätze des Humanismus als Voraussetzung für jegliche Analyse der Geschlechtsidentitäten zu retten. Sei es für das ‚Geschlecht‘, die ‚Geschlechtsidentität oder gar die Bedeutung der Konstruktion‘ – der *locus* der Unveränderlichkeit (*intractability*) liefert einen Anhaltspunkt dafür, welche kulturellen Möglichkeiten jede weitere Analyse mobilisieren kann oder nicht. Die Schranken der Diskursanalyse der Geschlechtsidentität implizieren und legen von vorneherein die Möglichkeiten der vorstellbaren und realisierbaren Konfigurationen der Geschlechtsidentität in der Kultur fest. Das bedeutet nicht, dass in Sachen Geschlechtsidentität in der Kultur prinzipiell alle und jede Möglichkeiten offen stehen, sondern dass die Schranken der Analyse auf die Grenzen einer diskursiv bedingten Erfahrung verweisen. Diese Grenzen wurden stets nach Maßgabe eines hegemonialen kulturellen Diskurses festgelegt, der auf binäre Strukturen begründet ist, die als Sprache der universellen, allgemeingültigen Vernunft erscheinen. Somit ist die zwanghafte Einschränkung gleichsam in das eingebaut, was von der Sprache als Vorstellungshorizont möglicher Geschlechtsidentität festgelegt wird.“ (Butler 1991: S. 26/27, Hervorhebungen i.O., RN)

Die Grenzen der „Diskursanalyse der Geschlechtsidentität“ verweisen auf die „Grenzen einer diskursiv bedingten Erfahrung“: Geschlechtsidentität ist eine solche diskursiv bedingte Erfahrung, und der feministische Diskurs der Geschlechtsidentität (bei Andrea Bührmann heißt es das „authentische Geschlecht“) erzeugt seine eigene Erfahrung der Geschlechtsidentität. Die Diskursanalyse der Geschlechtsidentität zeichnet diese spezifische Erfahrung des Feminismus auf, und so macht Judith Butler in „Das Unbehagen der Geschlechter“ eben dies: sie beschreibt, wie der feministische Diskurs bestimmte Konfigurationen von Geschlechtsidentität vorstellt und verwirklicht, welche „zwanghaften“ Einschränkungen das bedeutet und auf welches Subjekt der feministische Diskurs sich damit festlegt. Das Material, das Butler dazu heranzieht, spannt im Grunde genau dieses Feld der Grenzerfahrungen von Geschlecht/Geschlechtsidentität und der Kategorie des Subjekts als „stets offener Schauplatz umkämpfter Bedeutungen“ (Butler 1991: S: 35) auf.

Foucault selbst hat auf die unterschiedlichsten Materialien zurückgegriffen. In „Überwachen und Strafen“ (vgl. Foucault 1994) arbeitet er mit Zeitungsartikeln, Gefängnisordnungen, Lebenserinnerungen, Denkschriften, Gesetzestexten, Wörterbüchern, soziologischen, histori-

schen, philosophischen Abhandlungen, und sein Stil ist der des Erzählens und Analysierens zugleich.<sup>18</sup> Auch bei Foucault organisiert sich das Material - „die in der Zeit verstreuten Aussagen“ (Foucault 1997a: S. 49) - über die Frage nach historischen Transformationen in der „gemeinsame(n) Geschichte der Machtverhältnisse und Erkenntnisbeziehungen“. Im Fokus der Analyse ist der „Körper“ bzw. „die Art und Weise, in welcher der Körper von Machtverhältnissen besetzt“ (Foucault 1994: S. 34) wird. Die Analyse der Strafmechanismen ist eine Analyse der Entstehung und der Funktionsweisen eines „Wissen(s), das Techniken und ‚wissenschaftliche‘ Diskurse einschließt und sich mit der Praxis der Strafgewalt verpflichtet“ (Foucault 1994: S. 33).

„Es soll also der Versuch unternommen werden, die Metamorphose der Strafmethoden von einer politischen Technologie des Körpers her zu untersuchen, aus der sich vielleicht eine gemeinsame Geschichte der Machtverhältnisse und der Erkenntnisbeziehungen ablesen lässt.“ (Foucault 1994: S. 35)

Foucault wendet sich den konkreten Strafsystemen und ihrem Funktionieren zu und ordnet es in „ihr Funktionsfeld“ (Foucault 1994: S. 35) ein, in dem sie nicht das einzige Element sind. Im Grunde ist das Funktionsfeld strukturiert von diesen Machtbeziehungen und Erkenntnisbeziehungen, von denen er spricht, und die Analyse wird das besondere Zusammenwirken von Macht- und Erkenntnisbeziehungen beschreiben wollen, um das Geschehen in seiner ganzen Komplexität, mit seinen negativen Mechanismen, aber auch seiner Produktivität, erfahrbar zu machen. Sichtbar wird dann ein vielgestaltiger Prozess, den Foucault die „Mikrophysik der Macht“ nennt.

„Das Studium dieser Mikrophysik setzt nun voraus, dass die darin sich entfaltende Macht nicht als Eigentum, sondern als Strategie aufgefasst wird, dass ihre Herrschaftswirkungen nicht einer ‚Aneignung‘ zugeschrieben werden, sondern Dispositionen, Manövern, Techniken, Funktionsweisen; dass in ihr ein Netz von ständig gespannten und tätigen Beziehungen entziffert wird anstatt eines festgehaltenen Privilegs; dass ihr als Modell die immerwährende Schlacht zugrunde gelegt wird und nicht der Vertrag über die Abtretung eines Gebietes oder die Eroberung, die sich eines solchen bemächtigt.“ (Foucault 1994: S. 38)

Diskursanalyse ist – als Analyse der Mikrophysik der Macht – solchermassen weniger eine Methode als eine Betrachtungsweise, wie gesagt eine (Selbst-)Beobachtung des Diskurses. Wenn man so will, ist es auch eine Haltung und zwar die Haltung einer unbeteiligten Offenheit, die zunächst nichts bewertet, sondern ausschließlich beobachtet und beschreibt. Es ist eine Analyse ohne Erkenntnissubjekt, nämlich sie ist die *Analyse des Erkenntnissubjekts*, das dort eingesetzt ist, wo die Macht ihr Spiel treibt. Diskursanalyse ist das Studium der Zusammenhänge von Macht- und Erkenntnisbeziehungen und der Herrschaftswirkungen, die sie in einem bestimmten Gebiet und als ein bestimmtes Gebiet und Wissen (Techniken und Tradi-

---

<sup>18</sup> Foucault war meines Erachtens ein großer Erzähler, ein Wissenschaftshistoriker mit dem „Talent eines Dichters“ (Eribon 1993: S. 163). Das macht ja seine Texte so verführerisch, jedenfalls für mich.

tionen, Fertigkeiten und Rechtfertigungen, Regeln und Institutionen) entfalten. Diskursanalyse offenbart keine Geheimnisse, keine Verstecke – nichts lichtet sich wie plötzlich vor unseren Augen. So wird das Material im besten Fall „in seiner spezifischen Positivität erscheinen“, als das „tatsächlich Gesagte“ (Hanke/Seier 2000: S. 102). Diskursanalyse bedeutet die „Infragestellung des Dokuments“ (Foucault 1997a: S. 14); nicht ihre Memorisierung, sondern die Art der Memorisierung selbst ist Gegenstand der historischen Analyse. Wer erinnert was wie, wer hält was wie fest, um welche Monumente baut der Diskurs sich auf?

Eine Möglichkeit dies zu unternehmen, sehen Christine Hanke und Andrea Seier darin, „sich ‚ohne Wissen‘ dem zu untersuchenden Gegenstand zu nähern“ (Hanke/Seier 2000: S. 103). Aber, wie Judith Butler schon deutlich machte, man entkommt den Schranken seiner diskursbedingten Erfahrung mit etwas (z.B. der Strafe oder der Geschlechtsidentität, um die erwähnten Gegenstände von Butler und Foucault zu nennen) nicht; d.h. man kann sich von keinem Vor-Wissen frei machen. Das Vorwissen leitet die (Selbst-)Beobachtung ein. Man wird in einen Prozess eintreten und Erfahrungen machen, wenn man das Material sprechen lässt. Man wird sich verändern.

„Das Verhältnis von Perspektive und Material ist vielmehr dynamisch, denn der Blickwinkel kann sich im Laufe des (S. 103) Forschungsprozesses verschieben, kann modifiziert und anders akzentuiert werden. Die Ergebnisse des Projektes kommen somit gewissermaßen im Spannungsfeld von Material und unserer Perspektive zustande.“ (Hanke/Seier 2000: S. 104)<sup>19</sup>

### *Meine strategische Wahl: die Materialzusammenstellung*

Die Anlässe (die Diskussion), die sich mir für diese Untersuchung boten, habe ich sehr ernst genommen. Ich habe mir von ihnen sozusagen meine Wahrnehmung strukturieren und mich in meiner strategischen Wahl (eine Art Positionierung im Diskurs und seiner Nachbarschaften, vgl. Foucault 1997a) leiten lassen. Die strategische Situation, in der ich den feministischen Diskurs in den Sozialwissenschaften und der feministischen Theorie verorte, ist die einer sich verändernden feministischen Öffentlichkeit an der Universität. Ob nun Strukturwandel oder nicht – dass sich der Diskurs verändert hat, darüber sind „wir“ uns einig, und aus diesem „wir“ heraus habe ich das Material zusammengestellt. Mich interessieren die „Veränderungen“ des Diskurses, und ich will beim Anfang anfangen. Aber bei welchem Anfang? Die Geschichte mikrophysikalischer Macht ist ohne Anfang und Ende, sie ist eine Geschichte der Übergänge, Transformationen und Verschiebungen, eine Geschichte der Erzählungen und

---

<sup>19</sup> Alle Betonungen in den Zitaten in diesem Absatz sind Betonungen im Text, RN.

Wirkungen von Erzählungen, der Setzungen und (Selbst-)Behauptungen in Institutionen und von Autoritäten. Ich will eine solche Geschichte des Diskursverlaufs rekonstruieren, sein System der Chronologie, die ein vereinheitlichendes Prinzip des Diskurses, sich zu ordnen, einen Regelzusammenhang aufzubauen, wäre. Ich werde mit dem Erscheinen des ersten Bandes des ersten sozialwissenschaftlichen Netzwerkes von feministischen Wissenschaftlerinnen. (vgl. Beyer/Lamott/Meyer 1983)

„Was ist passiert?“ und mich an die kollektive Praxis halten, die Sammelbände eben, die nicht selten aus gemeinsamen Tagungen oder workshops hervorgegangen sind, verschiedentlich aber auch Übersetzungen zentraler Texte (überwiegend) US-amerikanischer Autorinnen (vgl. Pusch (Hg.) 1983, List (Hg.) 1989, Nagl-Docekal/Pauer-Studer (Hg.) 1996) enthalten. Die Einleitungen in diese Bände haben immer zweierlei Funktionen: sie stellen den jeweiligen Feminismus (in der Wissenschaft) vor, und sie führen zum Inhalt des Bandes hin. Damit haben sie immer eine Dimension der Selbstverständigung, des Innehaltens des Diskurses, und oft bemühen sie sich um eine gemeinsame Vision. Für die feministische Wissenschaft der Siebziger-, Achtziger-, Neunzigerjahre, die ihre Klassikerinnen erst noch neu entdecken musste, sind diese Bände typisch: sie erlauben in gewisser Weise, sich in der Gegenwart eines Diskurses aufzuhalten, der sich seine Vergangenheit erst noch erobern muss und dem seine Zukunft ungewiss ist. Ich begeben mich auf seine repräsentative und programmatische Ebene. Mein Material werden diese Einleitungen, insgesamt 60 (vgl. Anhang 1. Textkörper), sein.

*Einleitungen sind eine spezifische Textsorte.* Sie sind in einer besonderen Weise „praktisch“. Texte repräsentieren grundsätzlich, so die kritische Diskursanalyse (vgl. Titscher et.al. 1998: S. 183), *Erfahrung* (ideationale Funktion), begründen eine *Praxis* (interpersonale Funktion) und haben eine textuelle Funktion, indem sie *Zusammenhänge* im Text und zum Kontext herstellen. Einleitungen sind als „Texte vor dem Text“ eine besondere Praxis mit einer speziellen *repräsentativen Funktion*: sie sprechen direkt den Kontext, in den sich das Buch hineinstellen will, an, sie sind „Texte über den Text“, d.h. sie sind als Ankündigungen exponierte Sinnkonstruktion der folgenden Texte, sie geben Lesarten vor und bereiten das Interesse des Kontextes. Sie stellen den Kontext des Textes vor und strukturieren ihn damit: sie sind eine „Strukturierung der Praxis“. Sammelbände sind materiale Elemente der Formation des Diskurses, und eine Einleitung ist in diesem Gefüge ein Diskurs über den Diskurs, weniger eine Metaebene, sondern eine der vielfältigen Strategien des Diskurses sich zu formieren. Diese Einleitungen in feministische Sammelbände, die ich für die Zeitspanne 1983-2001 auswähle, sind

programmatische Texte und in der Regel bilanzierend. Sie beanspruchen Repräsentativität: sie sprechen über die sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung und behaupten sie und sich mit ihr. Sie legen sozusagen eine Programmatik der Frauen- und Geschlechterforschung vor und arbeiten sie gleichzeitig aus. Auch wenn sie Diskurse über den Diskurs sind, sind sie für sich gesehen der Diskurs, sie stellen ihn prägnant und zum Teil auf die Spitze getrieben immer wieder aufs Neue her und bilden Denktraditionen, Subjektpositionen im Diskurs, Status und Zugänge zum Diskurs, Zusammengehörigkeiten, Strategien und Erkenntnisprozesse ab und heraus. Die Argumentationen in den Einleitungen sind - auf einen engen und nebensächlichen Raum beschränkt - karg, sie sind fast Setzungen. Wenn der Diskurs sich eine Ordnung zu geben sucht, dann hier.

Ich halte mich als *erstes* an die *Publizität* der feministischen Öffentlichkeit in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften und feministischen Philosophie: an die Buchreihen der feministischen Netzwerke in den Sozialwissenschaften wie dem „Forum Frauenforschung“ der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der Reihe „Politik der Geschlechterverhältnisse“, die aus dem Arbeitskreis Politik und Geschlecht in der DVPW hervorgegangen ist sowie der Schriftenreihe „Politik und Geschlecht“ dieses Arbeitskreises, die jetzt beim VS-Verlag für Sozialwissenschaften erscheint.<sup>20</sup> Ich habe auch die Leseliste der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGS hinzugezogen.<sup>21</sup>

Ein *zweites* Auswahlkriterium ist der angenommene *Bekanntheitsgrad* durch die besondere Zusammenstellung der Autorinnen und Übersetzungen ihrer Texte. Z.T. finden sich in den bereits genannten Sammelbänden zur feministischen Theorie die ersten deutschen Übersetzungen von sehr bald zu feministischen Klassikerinnen avancierenden Theoretikerinnen wie z.B. Catharine MacKinnon und Carol Pateman.

Zum *dritten* ist der *thematische Bezug* zu Universität und Wissenschaft (Stichwort „Frauen und Hochschule/Frauen in der Hochschule“) für mein Interesse an der Selbstverständigung feministischer Öffentlichkeit an der Universität von Bedeutung.

*Viertens*, zur Fokussierung des *Programmatischen* des Diskurses, sind besonders Überblicks- und Einführungsbände (Bilanzen) der Neunzigerjahre aufgenommen.

---

<sup>20</sup> Die Buchreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGS ist dokumentiert in Hornung et.al. (Hg.) 2000.

<sup>21</sup> vgl. <http://www.soziologie.de/sektionen/f02/leseliste.htm>

Die *feministische Theoriebildung* in den Sozialwissenschaften und der (politischen und Sozial-)Philosophie sollte, *fünftens*, nicht fehlen, ist sie doch der Ort, an dem die Selbstverständigungsdebatte zentral ausgefochten worden ist und wird.

### **1.3 Diskurshistorisches und –theoretisches Vorgehen: Die Kapitel**

Welche Schritte habe ich nun genau vor?

*Ich folge keinem Schema*, wie man es inzwischen in der sozialwissenschaftlichen Diskursanalyse findet. So hat die Thematische Diskursanalyse ein Ablaufschema, das einem bottom-up-Prozess gleich strukturiert ist: von den Einzelheiten her (beobachtet in einer Erstdruckanalyse) werden die allgemeineren Diskursstrukturen, ihr Muster und ihre Regelmäßigkeit, erschlossen. (vgl. Höhne 2003a: S. 397) In der Argumentativen Diskursanalyse sind zehn Phasen zur Durchführung der Diskursanalyse konzipiert, die sich vom Schreibtisch zu den Akteuren, weiter zu den Argumentationskontexten, schließlich zur Interpretation begeben, um dann in einer Rücksprache (Re-Interviews) mit Schlüsselakteuren abzuschließen. (vgl. Hajer 2003: S. 282/283) Die Kritische Diskursanalyse hat fünf Analyseschritte entwickelt einschließlich eines Leitfadens zur Materialaufbereitung bei Feinanalysen von Diskursfragmenten, die das Herzstück der Kritischen Diskursanalyse sind und sehr aufwendig. (vgl. Jäger 2004: S. 172ff., Jäger 1999: S. 102-106) Bei den fünf Analyseschritten werden der „Institutionelle Rahmen“, die „Text-Oberfläche“, die „Sprachlich-rhetorischen Mittel“ und die „Inhaltlich-ideologischen Aussagen“ getrennt voneinander beobachtet, gesammelt und beschrieben und schließlich in der „Interpretation“ die Ergebnisse aufeinander bezogen und im Zusammenhang des Diskursstrangs systematisch dargestellt. Die Systematik der Vorgehensweise aller drei Formen sozialwissenschaftlicher Diskursanalyse hatte mich im Vorfeld der Studie fasziniert. Sie betrachten Diskursanalysen außerdem und in jeweils spezifischer Weise als textuelle, soziale und institutionelle Praxis. Die Thematische Diskursanalyse ist theoriegeleitet, rekonstruktiv und empirisch und untersucht die Einbettung eines Diskurses in institutionelle und soziale Praktiken; dabei geht sie davon aus, dass Diskurse thematisch gebunden und organisiert sind.<sup>22</sup> Die Argumentative Diskursanalyse ist interessant für PolitikwissenschaftlerInnen; sie beobachtet Diskurskoalitionen in der Politik, analysiert den „politischen Prozess als Mobilisierung von Differenzen und spezifischen Problemdefinitionen“

---

<sup>22</sup> Das Beispiel, das Thomas Höhne hierzu nennt, ist der Migrantendiskurs, vgl. Höhne 2003a: S. 398.

(Hajer 2003: S. 273) und konzentriert sich auf das Funktionieren von Institutionen, „darauf, wie Macht sich in institutionellen Arrangements diskursiv manifestiert und wie politischer Wandel sich vollzieht“ (Hajer 2003: S. 289/290). Die Kritische Diskursanalyse schließlich übt Kritik an Herrschaft, an Wahrheitsproduktionen und ihrem gesellschaftlichen Einsatz; sie lässt sich auf die diskursiven Kämpfe ein (vgl. Jäger 2004: S. 228), dabei hat sie keine Moral auf ihrer Seite, sondern ist Beobachterin und Kritikerin von überlieferten und akzeptierten Moralen und ihrer herrschaftsstabilisierenden Funktion.

„*Es kommt auf den Diskurs an*“ (Hajer 2003: S. 289): „mein“ Diskurs ist klar umrissen in seinem institutionellen Handlungsfeld, nationalen Kontext und wissenschaftlichen Spektrum. Die institutionellen Strukturen, Regeln, Direktiven, die akademische Kultur sind mir bekannt. Sein „Zeitraum der Sagbarkeit“ (Jürgen Link) umfasst genau die Entstehungszeit feministischer Sozialwissenschaft insbesondere in der Bundesrepublik Deutschland, und diesen Ausschnitt des Diskurses werde ich untersuchen. Die Universität hat zwar ihre Freizügigkeit und gewisse Räume für kritische Geister, aber sie ist auch streng, sie ist ein „Ausleseapparat“ (Weber 1994: S. 3), wie Max Weber feststellte. Die Ausdrucksweise und Stilmittel der Akteurinnen des feministischen Diskurses an der Universität sind akademisch und professionell, die Akteurinnen sind hochgradig belesen, tagespolitisch informiert und zudem politisch an der Frauenbewegung interessiert. Meine Materialsorte also ist einheitlich, eine semantische Analyse wenig interessant, eine vergleichende Analyse nicht vorgesehen, eine gesellschaftliche Kontextualisierung auch nicht oder nur geringfügig.

Ich könnte mich mit Jürgen Link (vgl. Link 1999) dem feministischen Diskurs an der Universität als einem Spezialdiskurs, der ein Spezialwissen erzeugt, zuwenden, nachvollziehen, welche Subjektivitäten er hervorbringt und durch welche Grenzen von Nicht-Sagbarkeit er konstituiert ist. (vgl. Link 1999: S. 149) Aber mehr als sein Spezialwissen interessiert mich die Funktionsweise des feministischen Diskurses an der Universität. Bleibt die letzte Überlegung, Diskursanalyse als einen Ansatz der interpretativen Sozialforschung zu nutzen und mit seinem „Werkzeugkasten“ (Foucault) von qualitativer Inhaltsanalyse in Kombination mit der kritischen Diskursanalyse nach Jäger sich auf seine Subjektvorstellungen zu konzentrieren. Anne Waldschmidt untersucht den humangenetischen Expertendiskurs und dessen Subjekt-konzeptionen und verfolgt darüber, wie dieser Diskurs sich „eine Idealvorstellung“ (Waldschmidt 2003: S. 148) seiner Adressaten konstruiert und darüber neue „Körper-Politiken“ begründet, „die auf die Rationalisierung der menschlichen Fortpflanzung und die vorausschauende Steuerung des individuellen Gesundheitsverhaltens abzielen“ (Waldschmidt

2003: S. 147). Aber mit der qualitativen Inhaltsanalyse würde ich mich wieder auf die verführerische Fährte feministischer „Idealvorstellungen“ begeben. Mich interessieren dagegen mit den Funktionsweisen des Diskurses seine (Zu-)Ordnungsprinzipien.

Noch einmal gefragt:

„Wie kann die diskursanalytische Arbeit konkret aussehen? Was ermöglicht sie im Vergleich zu anderen, etwa hermeneutischen oder inhaltsanalytischen Verfahren?“ (Bublitz et.al. 1999: S: 15)

*Konkret:*

Bublitz et.al. 1999 verorten Diskursanalyse zwischen Methodenkritik und Methodenbestimmung (vgl. Bublitz et.al. 1999: S. 15). Diskursanalyse, so Hannelore Bublitz (vgl. Bublitz 1999b) ist strukturierte und strukturierende Praxis und mehr als eine Methode, sie ist zugleich Theorie und theoriebildend.

„Der Diskursbegriff ist, als gesellschaftskonstituierender Kern der foucaultschen Analyse, zugleich zentrales Element einer aus dieser abzuleitenden ‚Methode‘, die vom Wesen der Theorie nicht zu trennen ist. (...) Theorie und Methode bewegen sich hier, wie Ideen und Praktiken, auf gleicher Ebene. Die Methode ist bereits strukturelles Element der ‚Theorie‘; sie strukturiert die Theorie als historische Analyse von Diskursen und Diskursformationen.“ (Bublitz 1999b: S. 27)

Diskursanalyse als „Problematisierung und damit Konstruktion von Wissen“ (Bublitz 1999b: S: 29) ist, wie gesagt, eine ‚Analytik‘ der historischen (Macht)Konstellationen, die Begriffe, Gegenstände in der Problematisierung erst hervorbringt“ (Bublitz 1999b: S. 30). Sie ist, *wissenschaftshistorisch* gelesen eine Diagnostik von Macht- und Erkenntnisrelationen, die Entzifferung historischer Subjektivitäten und ihrer ‚Wahrheiten‘, die sie begründen.

„Es geht Foucault also nicht darum, ideologiekritisch ‚die Wahrheit‘ des Subjekts ans Licht zu bringen, die von der Ideologie verstellt ist und entfremdetes Bewusstsein produziert. Vielmehr reflektiert seine historische, kritische Ontologie, wie wir geworden sind, was wir sind, wie wir zu Subjekten geworden sind, die sich konstituieren, indem sie zum Gegenstand des Wissens werden und Dinge zu Gegenständen einer Ordnung des Wissens und damit zu Objekten machen, deren Konstitutionsprozess als Objekt sie der Subjektivierung verdanken (...).“ (Bublitz 1999a: S. 132)

Insofern ist Diskursanalyse die Analyse von Subjektivierungsweisen und, als *Analyse der Erfahrung einer Wissenschaft*, die Genealogie des Subjekt-Objekt-Verhältnisses. So werde ich die Subjektivierungen im feministischen Diskurs in der Wissenschaft verfolgen einschließlich der damit verbundenen Konstituierung von Geschlecht/er/verhältnis/sen als Objekt/Gegenstandsbereich feministischer Wissenschaft. D.h. im Vordergrund stehen die produzierten wahrheitspolitischen Wirkungen oder *Wahrheitswirkungen* und also die Komplexität der strategischen Verhältnisse, die den Diskurs ausmachen, seine „Machtökonomie“ (vgl. Foucault 1978: S. 14).

Welches Subjekt lässt der feministische Diskurs sprechen? Wie bringt er Geschlecht als neues historisches Objekt hervor? Wie individualisiert sich die diskursive Formation der Frauenforschung? Welche gemeinsame Verbindlichkeit stellt sie her? Welche Wahrnehmungssituation und welches Abhängigkeitssystem strukturieren den Diskurs? (Kap. 2.1.) Wann tritt die Krise ein? Was bedeutet die Krise Ende der Achtzigerjahre, welche Prozesse löst sie aus? (Kap. 2.2.) Wie lassen sich die Veränderungen Anfang der Neunzigerjahre beschreiben? Oder anders gesagt: wie wäre das, was unter den Stichworten „Akademisierung“ und „Normalisierung“ der feministischen Wissenschaft diskutiert wird, diskursanalytisch zu beschreiben – unter den Aspekten „strategische Situation“, „Wahrnehmungssituation“, „gemeinsame Verbindlichkeit“, „Subjekt-Objekt-Verhältnis“? (Kap. 2.3.)

Mit seinen Transformationen ordnet der feministische Diskurs sich neu und arbeitet nun mit seiner Geschichte in der Gegenwart; welche wahrheitspolitischen Nachträglichkeitseffekte (Neuschreiben von diskursiver Vergangenheit) sind zu beobachten; zu welchen Veränderungen führen die Veränderungen im Subjekt-Objekt-Verhältnis? Der Diskurs wendet sich noch stärker als in den Achtzigerjahren den Disziplinen zu; was ist über die jeweilige theoretische Wahl zu sagen, wie strukturiert sich mit ihnen das Erinnerungsfeld der feministischen Wissenschaft um – strukturiert es sich um? Welche disziplinären und anderen theoriepolitischen Unterschiede werden im Feld der Frauen- und Geschlechterforschung gemacht? Welche (Macht-)Formationen strukturieren den Diskurs? Und was ist aus ihm um die Jahrtausendwende geworden?

So entsteht eine diskursanalytisch-wissenschaftshistorische Chronologie des Diskursverlaufs der Achtzigerjahre (Kap. 2) und Neunzigerjahre (Kap. 3). Es ist eine Chronologie der Subjektivierungen und theoriepolitischen Positionierungen im Spektrum der feministischen Wissenschaft. Ihr schließt sich eine Chronologie der Diskursgesellschaft der Frauen- und Geschlechterforschung an (Kap. 4), eine Chronologie der Autorschaft des Diskurses (Kap. 4.1.) – der Organisation des Zugangs zum Diskurs - und eine Chronologie seiner Äußerungsmodalitäten (Kap. 4.2.) – der Organisation, wer sprechen darf. Schließlich zeigt die Sprache, die gesprochen wird, die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten akademischer Existenz auf, in denen der wissenschaftliche Feminismus, zu dem er geworden ist, auf seine Weise bewegt.

Ich will keinen Beweis darüber führen, was aus dem Diskurs geworden ist, was er aus sich gemacht hat, was ihn gemacht hat. Mir geht es darum, genealogisch „eine Verbindung zwischen gelehrten Kenntnissen und lokalen Erinnerungen“ (Foucault 1978: S.62) herzustellen, die eine Geschichte der Machttechniken und –wirkungen auf den Wegen des wissenschaftlichen Feminismus in der Wissenschaft ist – ausschnitthaft, ein Anfang. Zum Schluss (Kap.5.) will ich in fünf Thesen zum wissenschaftlichen Feminismus in Gesellschaftswissenschaften und Philosophie seine Diskursgeschichte zusammenfassen.

## 2      **Subjekt mit Geschlecht**

Was bietet mir mein Material über das Subjekt der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und feministischen Theorie der Achtzigerjahre? Es bietet mir eine „weibliche Subjektwerdung“, verschiedene „weibliche Subjekte“ feministischer Kritik und Subjekte mit Geschlecht. Ihr Fundament bildet die Geschlechterdifferenz und „Geschlechterherrschaft“ (Kulke 1985). Die „Frauen“ entstehen aus der Anstrengung der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und feministischen Theorie, sie verschiedentlich zu theoretisieren und aus ihrem Ringen um wissenschaftliche Profilierung heraus – das ist eine theoriepolitische Strategie, die als eine „Politik der Unterscheidung“ (vgl. Knapp 1994) funktioniert. Die „Frauen“ und das „weibliche Erkenntnisinteresse (...), das sich vehement als Kritik an der herrschenden Rationalität artikuliert und diese nicht allein mit dem Blick auf die Gefährdung der sozialen Realität und der ‚natürlichen Umwelt‘“ (Kulke 1985: S. 9) begründet, machen den Unterschied von sozialwissenschaftlicher Frauenforschung und feministischer Theorie von Kritischer Theorie und der männlichen Wissenschaft aus. Die sozialwissenschaftliche Frauenforschung und feministische Theorie sucht ihr Publikum; sie spricht die Frauenbewegung, das ganze Spektrum der „gut funktionierenden Netzwerke der Frauenöffentlichkeit“ (Beyer/Lamott/Meyer 1983: S. 8) von der Frauenforschung bis hin zu den Fraueninitiativen, an und sucht die „breitere Öffentlichkeit“ (Beyer/Lamott/Meyer 1983: S. 7) einschließlich der „Wissenschafts-Männer“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 12), die bereit sind, sich gemeinsam mit ihnen „intensiv und vorbehaltlos auf die Diskussion in der Zirkuskuppel ohne das sichere Fangnetz der wissenschaftlichen Fachkompetenz einzulassen“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 13). Die sozialwissenschaftliche Frauenforschung und feministische Theorie ist am Anfang ihrer Institutionalisierung, sie ist das Gesamt der „intensiven Diskussionen und Forschungen der organisierten Teile der Frauenbewegung“ (Beyer/Lamott/Meyer 1983: S. 7). Sie hat die Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gegründet, die Jahrestagungen abhält, eine ihrer Gründerinnen und Sprecherinnen hält einen Vortrag auf dem Soziologentag in Dortmund 1984 (Lerke Gravenhorst; vgl. Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 1)), eine andere Frauenforscherin (Helga Nowotny) hält als Fellow des Berliner Wissenschaftskollegs einen Vortrag über die Frage „Wie männlich ist die Wissenschaft?“ (vgl. Hausen/Nowotny 1986). Die sozialwissenschaftliche Frauenforschung und feministische Theorie veranstaltet eine Fachkonferenz in Berlin zum Thema „Frauen und Macht“ 1983 im Rahmen der Arbeitsstelle Frauenforschung der TU (vgl. Kulke 1985: S. 7), Frauenforscherinnen diskutieren mit „Vertreterinnen und Vertretern der ‚Soziologie der Frau‘“ (Beer 1987/89: S. 2), aus all diesen Fachta-

gungen und –konferenzen gehen Buchveröffentlichungen hervor (vgl. Kulke (Hg.) 1985, Hausen/Nowotny (Hg.) 1986, Hagemann-White/Rerrich (Hg.) 1988); Frauenforscherinnen kämpfen um die Einrichtung einer Professur „sozialwissenschaftliche Frauenforschung“ an der Bielefelder Fakultät für Soziologie und erstellen dafür 1985 ein „Curriculum Frauenforschung“ (vgl. Beer 1987/89: S. 2). Zum zwanzigsten Jubiläum der neuen Frauenbewegung werden fast ausschließlich Texte von Frauenforscherinnen (wie Barbara Sichtermann, Gerburg Treusch-Dieter, Marianne Schuller, Christel Eckart, Sabine Hark, Silvia Kontos, Sabine Hark, Renate Berger, Silvia Bovenschen, Cornelia Klinger), die z.T. heute noch Professorinnen sind, zu einer Jubiläumsanthologie zusammengestellt. (vgl. Anders 1988) Eine andere Jubiläumsanthologie aus demselben Jahr – und damit wird ja das Monument der *Erinnerung an 1968* errichtet – betitelt mit dem umgewandelten Slogan „Mein Kopf gehört mir“ (vgl. Schlaeger 1988). Was ist zu tun? „Unseren Kopf zu gebrauchen“ (Schlaeger 1988: S. 11), das ist zu tun und wird getan. 1989 ist eine Grenze erreicht, ein Scheidepunkt, eine *Krise* vielleicht, ein *Streit* auf jeden Fall. „Erfolge, Etablierungsansätze und Ausweitung“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 8) auch der neuen Frauenbewegung verändern sie. Sie wird gefragt, ob sie „den Rückweg an(tritt), oft ohne es zu merken“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 10)?! Das ist der *Streit innerhalb der Frauenforschung*. In ihrem Umfeld sieht sich die philosophische Frauenforschung und feministische Theorie unvermindert mit dem Vorbehalt „,traditioneller Theorie‘“ (List 1989: S. 7) konfrontiert, „so etwas wie ‚feministische Theorie‘ könne und dürfe es nicht geben“ (List 1989: S. 7). Dieser vorläufige Endpunkt der Institutionalisierung und *Krise der akademischen Anerkennung der Frauenforschung* wäre damit 1989 erreicht:

„In ihrer Argumentationsweise und ihren kritischen Optionen unterscheiden sich (...) die Texte feministischer Autorinnen nicht grundsätzlich von solchen ‚nichtfeministischer‘ Provenienz. Wer sie ohne Vorbehalte liest, mag vielleicht zu dem Schluss kommen, die eingangs gestellte Frage, was es bedeute, von feministischer Theorie zu reden, sei überflüssig. Dem ist nicht so. Denn in Wahrheit handelt es sich hier nicht, jedenfalls nicht in erster Linie, um die Frage nach der akademischen Akzeptabilität feministischer Forschung, über die mit guten Gründen – im praktischen wie im theoretischen Sinn – im Einzelfall zu entscheiden wäre. Hinter dieser Frage steht zuletzt eine andere, weit unbequemere und schwer fassbare: die nach den Gründen für das endemische Misstrauen und die abwehrende Haltung der wissenschaftlichen Öffentlichkeit gegenüber den Aktivitäten feministischer Wissenschaftlerinnen. Zur Diskussion steht also nicht bloß die ‚traditionelle Theorie‘, sondern das ganze Ensemble traditioneller ‚Denkverhältnisse‘, das durch die zwar heute ausdrücklich dementierte, aber im theoretischen Unbewussten noch tief verankerte Verknüpfung von Wissenschaft und Männlichkeit gekennzeichnet ist.“ (List 1989: S. 12)

## 2.1 Die „Frauen“ der Achtzigerjahre (1983-1989)

### *Anfang der Achtzigerjahre*

Das „ganze Ensemble traditioneller Denkverhältnisse“, wie Elisabeth List es nennt, hatte 1983 bei Luise F. Pusch noch ein „höchst fragwürdiges Konglomerat aus Brauchbarem, Plunder und hochgiftigen Schadstoffen“ (Pusch 1983: S. 13/14) geheißen: die „zentrale männliche Kulturleistung namens ‚Wissenschaft‘“ (Pusch 1983: S. 14). Vor diesem (quasi verseuchten) Hintergrund dokumentiert sich in meinem Material die Subjektwerdung der Frau durch Feminismus, d.i. „sowohl die Theorie/Lehre der Frauenbewegung (...) als auch die Bewegung selbst“ (Pusch 1983: S. 13). Der Schwerpunkt der neuen Frauenbewegung ist die Theoriebildung. Warum? „Es war diejenige Arbeit, die historisch ‚fällig‘ war. Zur Zeit der ersten Frauenbewegung fehlten dafür ja weitgehend die praktischen Voraussetzungen und Möglichkeiten.“ (Pusch 1983: S. 13) Die neue Frauenbewegung entstand nach einer langen „nicht abreißende(n) Serie massivster Rückschläge“ (Pusch 1983: S. 13), nachdem 1908 die ersten Frauen allgemein zum Studium zugelassen worden waren, „Ende der sechziger Jahre“ (das Monument der 1968er).

„Erst Ende der sechziger Jahre waren genügend geistige, materielle und institutionelle Barrieren aus dem Wege geräumt, hatte eine hinreichende Anzahl hinreichend geschulter Frauen genügend Energien frei, die Schulung im kritischen Denken radikal auf die Praxis anzuwenden, die uns umstellt. Wir erkannten immer deutlicher, dass die Wissenschaft, von deren Eroberung unsere kämpferischen Vorfahrinnen sich noch die endgültige Befreiung erhofft hatten, in Wirklichkeit ein höchst fragwürdiges Konglomerat aus Brauchbarem, Plunder und hochgiftigen Schadstoffen darstellt. Unsere Vorkämpferinnen *konnten* das höchstens ahnen (und einige ahnten es!) – am eigenen Geiste erfahren, überdenken, kritisieren und ‚nach draußen tragen‘ konnte es erst die Generation der siebziger Jahre.“ (Pusch 1983: S. 14)

„*Am eigenen Geiste erfahren*“ – es sind Wissenschaftlerinnen, die die Frauenbewegung beginnen, die „Generation der siebziger Jahre“ hat diese Erfahrung am eigenen Geiste nach „draußen“ getragen, die Erfahrungen in den Disziplinen, mit den Defiziten und „weißen Flächen auf der Landkarte“ (Pusch 1983: S. 14) der männlichen Wissenschaft veröffentlicht. Sie haben ihre Ahnungslosigkeit und Gutgläubigkeit verloren und begonnen, feministische Wissenschafts- und Kulturkritik zu betreiben – im ersten Schritt. „In einem zweiten Schritt sind Gegenentwürfe zum Bestehenden zu entwickeln, in denen der weibliche Standpunkt autonom und gleichberechtigt zum Ausdruck kommt.“ (Pusch 1983: S. 14) Mit dieser Manifestierung der Gründungserzählung wird deutlich, dass die Wissenschaftlerinnen bereits an der Universität waren noch bevor die neue Frauenbewegung begonnen hatte. Sie hatten „ernüchternde() bis verheerende() Erfahrungen (...) mit den Disziplinen, denen wir uns, zunächst meist gutgläubig und ahnungslos verschrieben hatten“ (Pusch 1983: S. 14), gemacht. Auf diese ernüchternden und verheerenden Erfahrungen geht dieser Gründungserzählung zufolge

ein entscheidender Impuls für die neue Frauenbewegung zurück, und sie trennen auch die alte oder „erste“ Frauenbewegung von der neuen. Das politische und erkennende Subjekt dieses Feminismus als „Theorie/Lehre“ der neuen Frauenbewegung sind die „Frauen“. Sie werden gegenüber dem Mann, „der sich traditionell als Mensch schlechthin definiert“ (Pusch 1983: S. 14), zu Frauen, sie befreien sich zu „Frauen“ aus der „Männerherrschaft“ (Pusch 1983: S. 11) heraus. Feministinnen wollen „sich und alle Frauen aus dieser Herrschaft befreien“ (Pusch 1983: S. 11).

„In dem hier beschriebenen Sinne wird auch ‚Demokratie‘, einer unserer ‚heiligsten Begriffe‘, verstanden: Herrschaft des Volkes – über sich selbst. Nicht Herrschaft des einen Volkes über ein anderes.“ (Pusch 1983: S. 11)

Das Subjekt „Frauen“ ist ein Subjekt mit Geschlecht und zeigt dem Subjekt „Mensch“ in der Gegenwart der Männerherrschaft sein männliches Geschlecht. Sie will ihm sein Menschsein nicht absprechen, sondern für sich das Menschsein („Selbstbestimmung“) beanspruchen.

„Frauen in unserer Gesellschaft“ (Beyer/Lamott/Meyer 1983: S. 7) befinden sich in einer besonderen *Situation*. Die Frauenforschung nimmt auf,

„wie Frauen unsere Gesellschaft wahrnehmen, wie sie mit und in ihr leben, was sie von ihr erwarten, welche Mängel und Blindstellen sie sehen, welche Kämpfe und Veränderung sie austragen mit Erfolgen und Rückschlägen und welche Hoffnungen und Pläne sie entwerfen.“ (Beyer/Lamott/Meyer 1983: S. 7)

Mit der neuen Frauenbewegung entfaltet sich ein „kulturelles Selbstbewusstsein von Frauen“ (Beyer/Lamott/Meyer 1983: S. 7) und bildet sich eine „Vielfalt von Positionen“ (Beyer/Lamott/Meyer 1983: S. 7) heraus, und die Frauenforschung will mit ihrem „Frauenhandlexikon“ (vgl. Beyer/Lamott/Meyer 1983) zu einer Auseinandersetzung beitragen, „die weder die Verschiedenartigkeit der Erfahrungen, der Probleme und Reaktionsmöglichkeiten leugnet noch die verbindenden Ziele aus den Augen verliert“ (Beyer/Lamott/Meyer 1983: S. 7).

Aus „der Sicht frauenbezogener sozialwissenschaftlicher Forschung und feministischer Politik“ (Kulke 1983: S. 7) fragen Frauenforscherinnen und Kritische TheoretikerInnen Mitte der Achtzigerjahre *gemeinsam* „nach den Utopien und Möglichkeiten vernunftgeleiteten, sinnlichen Seins und Bewusstseins und ihrer Verwirklichung“ (Kulke 1985: S. 7). Aus dieser Sicht wird „eine produktive Zugangsweise zur Bearbeitung von Unterdrückungserfahrungen von Frauen in Theorie und Praxis“ (Kulke 1985: S. 8) entwickelt. Das Verständnis von Wissenschaft und Vernunft differenziert sich aus:

„Ein solcher Ansatz intendiert gleichwohl, dass Rationalität nicht mit ‚männlich‘ und Sinnlichkeit nicht mit ‚weiblich‘ identifiziert werden kann.“ (Kulke 1985: S. 8)

D.h., auch wenn die Geschlechterdifferenz unvermindert die Subjektivitäten fundiert, Geschlechterdifferenz „Geschlechterherrschaft“ (Kulke 1985: S. 11) ist, sich daraus auch ein spezifisches „weibliches Erkenntnisinteresse“ ableitet und „Rationalität“ als „geschichtlich veränderliche(r) Herrschaftsmechanismus“ (Kulke 1985: S. 8) entlarvt wird – „Frauen“ und „Männer“ stehen sich nicht mehr nur in Feindschaft gegenüber, und die Kategorie „Frauen“ ist keine unschuldige Kategorie mehr. „Frauen“ sind nicht nur „Opfer“ des Patriarchats, sie können auch zu „Komplizinnen ihrer eigenen Unterdrückung werden“ (Kulke 1985: S. 10). Und auch die Wissenschaft ist nicht mehr nur „Plunder“ oder gar „hochgiftig“, sie wird „brauchbarer“. Feministische Vernunftkritik setzt sich mit den Grenzen, aber auch den *Potenzialen der Vernunftkritik der Kritischen Theorie* auseinander – sie bezieht in ihrer Abgrenzung konkret Stellung, sie ist scharf in der Kritik, aber sie trifft keine endgültige Entscheidung oder Absage.

„Der von der Sozialphilosophie und vom wissenschaftlichen Denken der Kritischen Theorie erhobene Anspruch auf kritische, substantielle Vernunft fordert Frauen dazu heraus, für ihr theoretisches und praktisches Selbstverständnis Annäherungen und Abgrenzungen zu vollziehen.“ (Kulke 1985: S. 9)

Das, was diese „Frauen“ als politisches und erkennendes Subjekt wollen, ist die „Aufarbeitung von Geschichte und Gegenwart von Frauen durch Frauen“ (Kulke 1985: S. 9). Die feministischen Wissenschaftlerinnen sehen in der Kritischen Theorie ein Widerstandspotenzial gegen die herrschende Vernunft, in dem „m.E. ein besonderes Erfahrungspotenzial für das Denken und Handeln von Frauen, von Frauenforschung und Frauenbewegung enthalten ist“ (Kulke 1985: S. 9). Die konkrete feministische Wissenschaftlerin, Christine Kulke, bezieht persönlich Stellung und weiß sich darin, in dem „m.E.“, vermutlich auch von anderen konkreten feministischen Wissenschaftlerinnen unterschieden. Die Frauenforschung ist uneins über die Frage „nach Distanz und Autonomie feministischer Kritik gegenüber den geltenden Rationalitätskriterien“ (Kulke 1985: S. 10). „Sie stellt sich auch in diesem Buch, ohne geklärt werden zu können.“ (Kulke 1985: S. 10) Die Verschiedenheit feministischer Positionen im „direkte(n) oder indirekte(n) Rekurs auf Denken, Begriffe und Sichtweisen der Kritischen Theorie“ (Kulke 1985: S. 10) wird nicht bewertet, sondern als Herausforderung genommen für die „Reflexion der Möglichkeiten und Stärken derer, die ausgegrenzt sind und als ‚Opfer‘ gelten: die Frauen“ (Kulke 1985: S. 10). Es bleibt der abschließend persönlich von der Herausgeberin geäußerte Wunsch und ihre Hoffnung,

„dass diese Herausforderungen von wissenschaftlich und praktisch arbeitenden Frauen vielfältig aufgenommen werden, um sie in die gemeinsame Anstrengung um das Sinnlich-Eigensinnige der Rationalität miteinzubeziehen und um Vernunft zur sinnlichen Vernunft hin aufzubrechen, die für das Leben einsteht“ (Kulke 1985: S. 13).

Mit ähnlicher Offenheit und Bereitschaft zur Auseinandersetzung und trotz der Erfahrung höflicher „Nicht-Diskussion“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 9) feministischer Wissenschaftskritik in der Begegnung mit der etablierten Wissenschaft gehen zur selben Zeit andere „Wissenschaftsfrauen“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 9) in die „Diskussion mit Frauen und Männern“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 9) über die „Männer-Wissenschaft“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 10), ihre „Männerdominanz“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 10), die „Wissenschaftsproduktion von Männern“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 10), die „Männergesellschaft“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 11) der Wissenschaft.

„Nicht der mögliche Gegenentwurf einer feministischen Wissenschaft, sondern das kritische Nachdenken über die Institutionen, Methoden und Inhalte der vorgefundenen Wissenschaft sollten das Ziel sein.“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 9)

Feministische Wissenschaftskritik wird konkrete Institutionenkritik, Methodenarbeit, Theoriearbeit und zeigt sich darin als verbindlicher Teil des zeitgenössischen Wissenschaftsbetriebes im deutschen Sprachraum und seiner wissenschaftlichen Gemeinschaften, die er stiftet. Feministische Wissenschaftskritik experimentiert also Mitte der Achtzigerjahre (sic!) mit einer neuen Praxis der Zusammenarbeit von feministischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern; sie lädt Wissenschaftsmänner und Wissenschaftsfrauen zu einer gemeinsamen Tagung in Bielefeld am „Zentrum für Interdisziplinäre Forschung“ ein mit einem Konzept, das sich auf den deutschen Sprachraum konzentriert.

„Die ungewohnte geschlechtsspezifische Zusammensetzung der Tagung machte diese zu einem nachhaltigen Erlebnis – sowohl für Frauen, die auf wissenschaftlichen Tagungen üblicherweise immer noch allein oder nur mit spärlicher Verstärkung die Frauen-Minderheit auszuhalten haben, als auch für die sonst mehrheitsgewohnten Männer.“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 13)

Das Konzept ging auf, der „Metalog“ über die Strukturen dieser Tagung gelang. Endgültige Antworten wurden nicht gegeben, aber das war offensichtlich auch nicht die Absicht. Die Absicht war die gemeinsame Auseinandersetzung und das Experiment einer anderen Praxis der gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit. Auch hier erfolgt am Ende eine Einladung dazu, diese Praxis fortzusetzen:

„In diesem Sinn verspricht das Buch keine definitiven Antworten, sondern lädt – Frauen und Männer – ein, die hier aus der Erlebnisperspektive von Frauen in unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen entwickelten Ansätze und Herausforderungen mitzudenken, mitzudiskutieren und weiterzuführen.“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 14)

Das Erkenntnisobjekt „Frauen“ will sich in einer gemeinsamen wissenschaftlichen Praxis mit dem Erkenntnisobjekt „Männer“ etablieren; der Geschlechtsunterschied ist die fundierende

Kategorie und wird ausformuliert als die unterschiedliche „Menschen-, Sachen-, Raum- und Zeiterfahrung von Männern“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 11) und Frauen. Als *Erfahrung erhält der Geschlechterunterschied ein Reflexionspotenzial*, das die Perspektiven von Männern und Frauen zwar trennt, aber nicht unüberwindbar macht. Das allgemeine Subjekt der Erkenntnis, das hier konstituiert ist, ist ein Subjekt mit Geschlecht, das über einen geteilten Verstehenshorizont in einer gemeinsamen Praxis des Dialogs über die Strukturen des wissenschaftlichen Gespräches transzendiert werden kann. Die Vision, die doch von Frauen und Männern gleichermaßen sowohl geteilt werden könnte als auch erst noch hergestellt werden muss, ist die Vision einer „geschlechtstranszendierenden Wissenschaft“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 10).

Der Geschlechtsunterschied oder die *Geschlechterdifferenz* arbeitet sich im Verlauf der Achtzigerjahre zu dieser unterschiedlichen Erfahrung von Männern und Frauen aus, dessen Niederschlag in der Organisation, Arbeits- und Denkweise der Institution gegenwärtiger Wissenschaft nachgegangen wird. Die Geschlechterdifferenz wird dementsprechend mehr und mehr zu einem *Erfahrungsbegriff*, einer Erfahrung von „Herrschaft über Frauen“ oder „Herrschaft über Natur und Menschen“ (Beer 1987: S. 4), wie es auf der Perspektive kritisch-theoretischer Frauenforschung im Umfeld der „Hannoveraner Frauenforschung“ (Beer 1987/89: S. 2) formuliert und gedacht wird. Die Geschlechterdifferenz als Erfahrungsbegriff begründet die aus diesem Umfeld heraus von der kritisch-theoretischen Frauenforscherin Ursula Beer vorgestellten *Strukturkategorie Geschlecht*.

„Der von (Gudrun-Axeli, RN) Knapp aufgezeigte Weg erlaubt es, Geschlecht als Strukturkategorie im Spannungsfeld von Produktion und Reproduktion zu verankern, denn auf die von ihr vorgeschlagene Art und Weise lassen sich die besonderen Widerspruchsstrukturen und Konfliktdynamiken aufzeigen, denen Frauen (und letztlich auch Männer) in der bürgerlichen Gesellschaft subjektiv und objektiv ausgesetzt sind.“ (Beer 1987/89: S. 16)

Frauenforschung differenziert sich aus zu einem wissenschaftlichen Feld kontroverser Positionen feministischer Theoriebildung. Sie findet einen Begriff für die Männlichkeit der Wissenschaft: Androzentrismus. Sie arbeitet über das Subjekt-Objekt-Verhältnis der Frauenforschung, sie begründet es feministisch und drückt darüber die feministische Erkenntnisperspektive als Erkenntnisprozess in einem „dialektischen Subjektbegriff“ (Beer 1987/89: S. 18) aus:

„Frauen besitzen natürlich nicht nur als Objekte von Erkenntnis einen (realen) Subjektstatus. Die Existenz von Frauenbewegung und Frauenforschung sind lebendiger Beleg dafür, dass sie sich erstens als gesellschaftliche *handelnde*, zweitens als *erkennende* Subjekte begreifen und als solche anerkannt werden wollen.“ (Beer 1987/89: S. 18, Hervorhebung i.O., RN)

*Zwanzig Jahre neue Frauenbewegung – die Erinnerung an die Anfänge*: 1988, im Jubiläumsjahr der neuen Frauenbewegung, fassen sich über die Geschlechterdifferenz die Erfahrungen der *Diskriminierung* von Frauen zusammen:

„Benachteiligung von Frauen am Arbeitsplatz, die Diskriminierung von lesbischen Frauen, die Situation von geschlagenen Frauen, vergewaltigten Mädchen. Die Liste ist lang und leider nach zwanzig Jahren noch aktuell. Aber sie sind notgedrungen reaktiv und hermetisch. Im Laufe der Recherche traten jene Texte immer mehr in den Vordergrund, die den Mangel als Chance sehen, die erlischt, wenn der Mangel produktiv gewendet wird“ (Anders 1988: S. 7)

Die Perspektive auf die Geschlechterdifferenz als Diskriminierung von Frauen ändert sich oder hat sich geändert und damit einhergehend auch der Blick auf Männer und Männlichkeit. Es wird nun zwischen patriarchalen Strukturen und „konkreten Männern“ (vgl. Rerrich/Hagemann 1988: S. 2) unterschieden; der Begriff der „*gesellschaftlichen Konstruktion* von Männlichkeit (...) das ist, was Ausbeutung, Geringschätzung und Herabsetzung von Frauen möglich macht“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 2, Hervorhebung RN) arbeitet sich aus und beginnt sich in der feministischen Diskussion in den Sozialwissenschaften systematisch zu verankern – im Grunde genommen zeitgleich zu dem bereits genannten Begriff der *Strukturkategorie Geschlecht*, die, wie bereits erwähnt, die Frauenforschung, „die sich mit Kritischer Theorie und Marxismus“ (Beer 1987/89: S. 4) auseinandersetzt, entwickelt.

Ich möchte an dieser Stelle in einem kurzen Einschub beide Begriffe – den Begriff *Geschlecht als gesellschaftliche Konstruktion* und *Strukturkategorie Geschlecht* - nebeneinander stellen. Der Begriff der Strukturkategorie Geschlecht baut ein spezifisches (spezifisch feministisches) Subjekt-Objekt-Verhältnis auf:

„Frauen besitzen natürlich nicht nur als Objekte von Erkenntnis einen (realen) Subjektstatus. Die Existenz von Frauenbewegung und Frauenforschung sind lebendiger Beleg dafür, dass sie sich erstens als gesellschaftlich *handelnde*, zweitens als *erkennende* Subjekte begreifen und als solche anerkannt werden wollen.“ (Beer 1987:S. 18, Hervorhebung i.O., RN)

Das Subjekt-Objekt-Verhältnis stellt sich über die herrschaftlich strukturierte Geschlechterdifferenz her. „Geschlechtliche Herrschaft“ (Beer 1987/89: S. 11) hat spezifische Vergesellschaftungsprinzipien, „Frauen“ werden als „Frauen“ vergesellschaftet und zu „Frauen“ gemacht. Für die feministische Forschung bedeutet dieses veränderte Subjekt-Objekt-

Verhältnis einen veränderten Status des Objekts (von Frauen als Objekt, aber auch von Natur als Objekt<sup>23</sup>).

„Frauenforscherinnen (und nicht nur diese) reklamieren in diesem Zusammenhang die Anerkennung der Subjekthaftigkeit von Forschungs- oder Erkenntnisobjekten. (...) Auch Frauen sollen, als ‚Objekte‘ von Forschung (...) in ihrer Subjekthaftigkeit anerkannt und respektiert werden, indem etwa deren Äußerungen und Lebensumstände ernst genommen werden. Dies ist ein methodologisches Postulat der Frauenforschung (und letztlich nicht nur dieser).“ (Beer 1987/89: S. 17)

Den „Androzentrismus der Wissenschaft“ (Beer 1987/89: S. 13) – genauer gesagt das Objektivitätspostulat neopositivistischen Wissenschaftsverständnisses (vgl. Beer 1987/89: S. 18) – kennzeichnet einen Erkenntnisprozess, der eine strikte Trennung zwischen Subjekt und Objekt voraussetzt. Dagegen greift die Strukturkategorie Geschlecht auf das Verständnis eines dialektischen Erkenntnisprozesses (vgl. Beer 1987/89: S. 17) zurück.

„Das Objekt einer Erkenntnis besitzt eine Dynamik eigener – wenn auch, verglichen mit dem Subjekt, minderer – Art, die wiederum auf das Subjekt zurückwirkt, gleichgültig, ob es sich um ein gegenständliches oder um ein menschliches ‚Objekt‘ handelt.“ (Beer 1987/89: S. 17/18)

Ausgangspunkt von *Geschlecht als gesellschaftlicher Konstruktion* ist für das „Bilderbuch“ der Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften (vgl. Hagemann-White/Rerrich (Hg.) 1988) die Frage nach den „Männern“. Einer der Auslöser für dieses Buch ist die Diskussion auf zwei Tagungen der Sektion über einen Vortrag von Lerke Gravenhorst zu dem Thema „Private Gewalt von Männern und feministische Sozialwissenschaft“ Mitte der Achtzigerjahre. (vgl. Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 1) In dieser Diskussion kam eine „Ambivalenz“ der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung zum Ausdruck, „ob Frauen sich überhaupt Gedanken über Männer machen sollen, und wenn, ob wir denn Männer als Diskussionspartner dafür wollen“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 1). Im Buch wird u.a. diskutiert, inwiefern es sich bei den rund um diese Ambivalenz sich stellenden Fragen um „ein legitimes Dilemma und eine legitime Aufgabe der Frauenforschung“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 5) handelt. Die Fragen, die aufgeworfen worden waren, zielten erstens auf eine Utopie, „wie ‚befreite‘ Verhältnisse zwischen den Geschlechtern sein könnten“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 4), zweitens inwiefern es überhaupt ein Anliegen „feministischer Frauen“ sein könne, „Erkenntnisse über die innere Dynamik der Männlichkeit, ja über die Veränderungsmöglichkeiten von Männern zu suchen“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 4), drittens „inwiefern unser Bild und unsere theoretischen Konzepte vom Mann sowie die Beziehung zu Männern für das eigene Selbstverständnis als Frau bedeutsam sind“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 5), viertens wird abschließend die polemische Frage an die

---

<sup>23</sup> vgl. dazu auch Holland-Cunz 1994a.

konkreten Autorinnen des „Bilderbuches“ gestellt, ob für sie Männern mehr als nur im Privatleben eine Bedeutung hätten. An diese Fragen schloss sich eine „wirkliche Kontroverse“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 4) an, für die die Herausgeberinnen auch keine „vorschnelle Versöhnung“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 4) anstreben. So stellen sie dann auch fest, dass sich in ihrem Buch „unvereinbare Grundannahmen und scharf gegensätzliche Axiome“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 4) auffinden ließen.

Aber als dieses *Feld widerstreitender und auch unvereinbarer Positionen* entwerfen Maria S. Rerrich und Carol Hagemann-White die Frauenforschung, als ein Raum des Selber-Denkens von Frauen und zwar als ein – weil Wissenschaft – spezifischer Raum „handlungsentlastete Deutungsmuster“ zu produzieren, wie Habermas es vorgestell hat. Auch wenn die Frauenforschung im politischen Kontext der Frauenbewegung stehe, wolle sie doch die Möglichkeiten der Wissenschaft aufgreifen.

„Einfacher gesagt, wir können es wagen und uns als Wissenschaftlerinnen erlauben, einen Gedanken einfach zu denken und zur Diskussion zu stellen. Aber gilt diese Idee (falls sie überhaupt zutrifft) auch für die Frauenforschung? Wenn feministische Forschung nicht nur die nüchtern-rationale Analyse der Wirklichkeit sein soll, sondern immer auch Parteinahme im Interesse von Frauen, ist es dann legitim, einen Gedanken einfach zu denken?“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 9)

Die Herausgeberinnen neigen ganz offensichtlich dazu, die Wissenschaft dafür zu nutzen, „einen Gedanken einfach zu denken“:

„Denn wo bräuchten wir das dringender als dort, wo wir wirklich Strategien finden müssten? Wo wäre die Möglichkeit, uns nicht bei jedem Satz nach den Handlungskonsequenzen fragen zu müssen, notwendiger?“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 9)

Und sie neigen auch dem zu, noch mehr solche „Räume des handlungsentlasteten Denkens“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 10) zu schaffen. Selber denken heißt auch selber machen: „Die feministischen Entwürfe satteln sich häufig auf vorhandene linke Theorien auf, anstatt einfach anzufangen, was wir haben.“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 9) Im Zentrum dieser unabhängigen Frauenforschung steht der Begriff der Kategorie Geschlecht als „soziale() Kategorie Frau oder Mann“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 7), eine reflexive Kategorie, die auch bei dem Umgang damit, dass Wissenschaft für feministische Wissenschaftlerinnen ja auch immer politisches Handlungsfeld ist, zentral ist, und zwar für ein Reflektieren des Geschlechts (der Akteure, des Denkens in der Wissenschaft).

„Für die weitere Diskussion wünschen wir uns eine schärfere inhaltliche Auseinandersetzung und eine Präzisierung der Begriffe (die nur dadurch möglich wird, dass wir uns ein Stück weit von den Handlungsimplikationen jedes Gedankens lösen können). Wir sind davon überzeugt, dass eine bestimmte ‚diskursive Kultur‘ hierfür die Voraussetzung ist. Ihr wichtigstes Kennzeichen wäre die Freude daran, dass wir in der Lage sind zu begreifen,

wie anders andere denken, ohne den eigenen Gedanken deswegen aufgeben zu müssen.“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 10/11)

Geschlechterdifferenz wird als hergestellte verstanden; als Konstruktion ist sie Bedeutungsträgerin und zwar im Patriarchat Bedeutungsträgerin für patriarchale Männlichkeit und Weiblichkeit. Ihre Reflexion, die auch bedeutet, dass die konkreten AkteurInnen ihr eigenes Geschlecht reflektieren, eröffnet einen neuen Raum der Verständigung in der Wissenschaft darüber. Wissenschaft wird als freies Denken begrüßt und erwartet, dass es einer möglichen emotionalen Verstrickung entgegenwirken könnte, die bei „Frauen“ zu erleben ist, wenn es um das Thema „Männer“ geht. Wissenschaftliches Denken über Geschlecht könnte eine „distanzierte, analytische Denkweise“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 10) erlauben.

Hier deutet sich ein verändertes Wissenschaftsverständnis an, verändert gegenüber der harschen Kritik an der und Zurückweisung von (der männlichen) Wissenschaft auch in der Erzählung der Freiheits- und Wissensrevolte. Die „Frauen“ gehen als Subjekt mit Geschlecht zu ihrem Geschlecht in Distanz; sie haben in der Geste der Wissensrevolte die „Natur der Frau“ zurückgewiesen und arbeiten in den Achtzigerjahren ein Verständnis von Geschlecht als sozialer Kategorie aus, die jedoch nicht äußerlich bleibt, sondern durch das Selbstverhältnis der Menschen gelebt wird. Das Geschlecht trennt „Männer“ und „Frauen“, auch in der Wissenschaft, und enthält darin zugleich die Möglichkeit des Zugangs zueinander: in der Reflexion. Wenn man ganz genau sein will, muss man sagen: in den Achtzigerjahren entsteht ein feministisches Subjekt der *Reflexion von Geschlecht*, d.h. es bildet seine *Subjektivität durch die Reflexion von Geschlecht* neu heraus. Über dieses Subjekt mit Geschlecht und die Reflexion der Geschlechtlichkeit (über die sich schließlich die Begriffe formieren) wird die *Möglichkeit der feministischen Theoriebildung* hergestellt: über Geschlecht als Kategorie (in den jeweilig spezifischen Fassungen) wird in dem kollektiven Akt („sprachliche Performanz“, Foucault 1997a: S: ) der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und feministischen Theorie die Position des Subjekts gefüllt, schließt sich das Feld weiterer Theoriebildung (z.B. feministische Theorie als kritische Theorie über die Strukturkategorie Geschlecht) als das „Gebiet der Koexistenz für andere Aussagen“ (Foucault 1997a: S. 167) an, entsteht eine „Materialität“ (im Sinne der wissenschaftlichen Zusammenhänge der Frauenforschung z.B.). So „individualisiert“ sich langsam die *diskursive Formation der Frauenforschung* und stellt mehr und mehr Anschlussmöglichkeiten oder mögliche Felder der Koexistenz bereit. „Geschlecht“ wäre dabei sowohl als Formation des Gegenstandes zu sehen als auch als Formation der subjektiven Positionen. Daran schließen

sich die Formationen der Begriffe (z.B. der feministischen Definitionen von Begriffen wie Geschlechterdifferenz und Geschlechterherrschaft) und die Formation der strategischen Wahl an (Frauenforschung zwischen Wissenschaft und Frauenbewegung z.B.).

Was macht das *Jubiläums-Subjekt* der neuen Frauenbewegung 1988? Es hat zwanzig Jahre Erfahrung der Frauenbewegung hinter sich (vgl. Anders 1988: S. 9); es sieht seinen Einfluss, aber er lässt sich nur schwer beurteilen. Er (wie auch der der „68er Bewegung“, wird hinzugefügt) liegt „eher in der Veränderung von Seh- und Denkweisen (...) als in den unmittelbaren Erfolgen der Emanzipation“ (Anders 1988: S. 8). Feminismus, Frauenbewegung ist eine „Lebensform“ (Anders 1988: S. 9). Die Freiheits- und Wissensrevolte ist Kultur (vielleicht kann man sagen, es ist eine neue Kultur des Geschlechterverhältnisses geworden) und gesellschaftliche Praxis der „Umsetzung der Individualität der Frau“ (Ulrike Eckschmidt nach Anders 1988: S. 9). Sie will den „Mangel produktiv wenden“, sie wird im Laufe der Jahre – was ist das richtige Wort? – optimistischer, konstruktiver, will sagen: sie verändert ihre Haltung und will nun den „Mangel als Chance“<sup>24</sup> sehen. Das Jubiläumssubjekt „Frauen“ ist kein Opfer mehr.

Es erinnert sich an den Herbst 1968.

„Herbst 1968. Am Rednerpult im Audimax der Frankfurter Universität steht eine junge Frau und liest den zur Delegiertenkonferenz versammelten Genossen des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes die Leviten. Als die ohne weitere Reaktion zur Diskussion ihrer ‚Eigenproblematik‘ übergehen, fliegt eine Tomate auf das Podium. Eigentlich für den privaten Verzehr gedacht, hat deren plötzliche Öffentlichkeit unerwarteten Erfolg. Denn mit ihr wird auch öffentlich, was sich bis dahin eher im Stillen, am Küchentisch sozusagen, entwickelt hatte: Es gibt in der Bundesrepublik Frauen, die das Alte nicht beim Alten lassen wollen.“ (Schlaeger 1988: S. 9)

Der Rückblick strukturiert folgendes Erinnerungsgebiet<sup>25</sup> der Frauenforschung: Das Subjekt „Frauen“ der neuen Frauenbewegung hat das Alte nicht beim Alten gelassen, „Frauen“ haben Anfang der Siebzigerjahre „ihre Sache in die eigenen Hände genommen“ (Schlaeger 1988: S. 10). Sie haben anschließend sehr unterschiedliche Erfahrungen dabei gemacht, sie sind sich nicht einig geworden, sie haben trotzdem, auch gemeinsam, weiter gemacht und weiterhin sehr kontroverse Debatten ausgetragen.

„Die Frauenbewegung war von Anfang an nicht der geschlossene Block, den die schockierte Öffentlichkeit in ihr sah.“ (Schlaeger 1988: S. 10)

---

<sup>24</sup> Marianne Schuller nach Anders 1988: S. 7; vgl. Schuller 1988

<sup>25</sup> Zum Erinnerungsgebiet geworden wird darüber auch nicht mehr diskutiert, aber leitet sich z.B. eine gemeinsame Verbindlichkeit, das Prinzip der Solidarität, wie Schlaeger schreibt, daraus ab. (vgl. Foucault 1997a: S. 86)

Die Frauenbewegung will in ihrer Unterschiedlichkeit wahrgenommen werden sowohl nach innen wie nach außen. Nach innen stellt sie als *gemeinsame Verbindlichkeit* (vgl. Foucault 1998: S. 28f.) das Prinzip ‚kritischer Solidarität‘ oder ‚solidarischer Kritik‘ (Schlaeger 1988: S. 10/11) bereit, verbunden mit der ‚Aufforderung, von der Utopie nicht abzulassen, dass eine andere Gesellschaft möglich ist‘ (Schlaeger 1988: S. 11).

Das Subjekt und seine Positionen werden ‚durch die Situation definiert, die es seinen Möglichkeiten nach im Verhältnis zu verschiedenen Gebieten oder Gruppen von Gegenständen einnehmen kann‘ (Foucault 1981/1997: S. 78) – d.i. die ‚*Wahrnehmungssituation*‘ (Foucault 1981/1997: S. 78) des Diskurses. Die Frage ist, ist es ein horchendes, ein fragendes, ein kritisches, ein betrachtendes Subjekt? Das erkennende Subjekt des feministischen Diskurses in der Sozialwissenschaft und Philosophie reflektiert, es stellt sich bewusst dem System und den Situationen an der Universität, beginnt sich innerhalb der Frauenbewegung auch zu unterscheiden (so die Frauenforschung von der Frauenbewegung, die Wissenschaftlerin bei ihrem freien Denken von der Feministin der Bewegung, in der Politik) und öffnet ein neues Wahrnehmungsfeld zu ‚Geschlecht‘. Es sucht den Dialog und Metalog, es versucht die Kommunikationsstrukturen an der Universität neu zu gestalten, und es wirkt offensichtlich auch auf die Kommunikationsverhältnisse der neuen Frauenbewegung zurück mit diesem Plädoyer zum ‚Mangel als Chance‘. Es sieht sich mit dem Problem konfrontiert nicht verstanden zu werden (Hausen/Nowotny 1986), die Öffentlichkeit zu schockieren (Schlaeger 1988) oder von einer breiteren Öffentlichkeit nicht wahrgenommen zu werden (Beyer/Lamott/Meyer 1983). Vorrang vor diesem Problem hat die *Vision*, dass ‚eine andere Gesellschaft möglich ist‘, es wäre demnach das *Abhängigkeitssystem* (das ist beschreibend, nicht wertend gemeint) des feministischen Diskurses, das zu diesem Zeitpunkt seine diskursive Praxis nachhaltig prägt, ebenso nachhaltig wie die mit der Geschlechterdifferenz verbundene Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit - ‚ein Abhängigkeitssystem zwischen dem, was man gelernt hat, was man gesehen hat, was man ableitet, was man als wahrscheinlich annimmt, was man fordert‘ (Foucault 1981/1997: S. 84: S. 84).

### *Krise Ende der Achtzigerjahre*

1989 formuliert Elisabeth List in ihrer ausführlichen und darin für die Feministische Philosophie und feministische Politikwissenschaft stilbildenden Einleitung den Entwurf ‚Feminismus als Kritik‘ der philosophischen Frauenforschung aus.

Feminismus ist demnach Kritik der patriarchalen „Denkverhältnisse“ vor dem Hintergrund der Probleme des „weiblichen Lebenszusammenhangs oder der Geschlechterbeziehungen“ (List 1989: S. 8). Feminismus als Kritik tritt den „Hüter(n) der Ordnung des akademischen Diskurses“ (List 1989: S. 7) entgegen. Sie ist der Gegenentwurf zur „traditionellen Theorie“ mit ihrer „universalistischen Rhetorik“ (List 1989: S. 7), muss sich aber mit deren Selbstgefälligkeit auseinandersetzen sowie deren Vorwurf, sie, die feministische Theorie, „müsse notwendig zur partikularistischen oder separatistischen Verfälschung dessen geraten, was nur unter dem Anspruch von Allgemeinheit möglich ist: nämlich theoretisches Denken“ (List 1989: S. 7). Dagegen hält die feministische Theorie als Kritik, dass die „traditionelle Theorie“, auch wenn sie nicht nur rhetorisch daher komme, um ihren „intellektuellen Hegemonieansprüchen (zu) dienen“, dass sie also dennoch „der kritischen Reflexion auf die unvermeidlichen Kontingenzen jeder, auch ihrer eigenen theoretischen Position oft im Wege“ (List 1989: S. 7) stünde.

Die Position des Subjekts besetzt dieser „Feminismus als Kritik“ mit dem Subjekt „Frauen als Gruppe“ (List 1989: S. 9). Dieses Subjekt ist „Bezug feministischen Denkens und Handelns“ (List 1989: S. 9) Feminismus ist eine „politische Perspektive“ (List 1989: S. 10), ein „politisches Programm“ (List 1989: S. 10), das an zwei Zielen ausgerichtet sei: sie ist gegen jegliche „Formen von Ungleichheit, Herrschaft und Unterdrückung“ mit dem Ziel oder der Vision der „Schaffung einer gerechteren sozialen und ökonomischen Ordnung, national und international“ (List 1989: S. 10) und sie arbeitet für die „Transformation individueller Lebenszusammenhänge wie auch der Gesellschaft als ganzer“ (List 1989: S. 10). *Feminismus ist transformative Politik*, Feminismus als Kritik bedeutet die „Parteilichkeit“ „für eine Gruppe von Menschen, die schwerwiegenden Formen der Diskriminierung unterworfen war und ist“ (List 1989: S. 11) Das bestimme die „Situation feministischer Forschung“ (List 1989: S. 7), die wie jede kritische Wissenschaft parteilich sei. Mag sie der Frauenbewegung angehören, die Kritik der Frauenbewegung artikulieren, sich als Frauenbewegung in der Wissenschaft bewegen: ihr *Feld der Präsenz* (Foucault 1981/1997: S. 85), d.i. ihr zentrales Bezugssystem, ist die Wahrheit des Sich-wissenschaftlich-mit-Problemen-Beschäftigens (vgl. List 1989: S. 8), und ihr Erinnerungsgebiet ist die kritische Intellektualität in der Wissenschaft.

*Zur Wahrnehmungssituation von Feminismus als Kritik:* entsprechend leitet sich aus der Beziehung zur kritischen Intellektualität die Beziehung zum „Recht auf intellektuelle

Selbstbestimmung“ von Frauen ab, das „auch heute noch keine Selbstverständlichkeit ist“ (List 1989: S. 9), die die Wahrnehmungssituation prägt ebenso wie die öffentliche „Politik der Benennung“ (List 1989: S. 8), in der „’Feminismus’ zum Reizwort politischer Kontroversen geworden ist“ (List 1989: S. 8). Die Wahrnehmungssituation ist die Selbstbehauptung von Feminismus als Wissenschaft. Feminismus als (wissenschaftliche, intellektuelle) Kritik von „Frauen und Männern, die sich wissenschaftlich mit Problemen des weiblichen Lebenszusammenhangs oder der Geschlechterbeziehungen befassen“ (List 1989: S. 8), wird „von außen“ mit Zuschreibungen zu kontrollieren und ihr zu diktieren versucht – von, erstens, Massenmedien, die im ignoranten Vereinheitlichen von dem, was unter „feministisch“ zu verstehen ist, eine „Tendenz der marktorientierten Vereinnahmung und Verfälschung der Intentionen des Feminismus als politische Bewegung“ (List 1989: S. 9) aufweisen und daneben, zweitens, weitaus aggressiver und polemisch, von „antifeministisch(er) Propaganda“ (List 1989: S. 9). List nennt als Beispiel für letztere „manche Vertreter der Soziobiologie“, die meinen, „die Unhaltbarkeit feministischer Ideen ‚streng wissenschaftlich‘ nachweisen zu können“ (List 1989: S. 9).

„Feministinnen sind, seit es sie gibt, mit der Definitionsmacht nicht gerade wohlgesonnener Meinungsautoritäten konfrontiert.“ (List 1989: S. 9)

Dagegen behauptet sich Feminismus als Kritik mit dem Anspruch auf alleinige Definitionsmacht dessen, „was Feminismus sein soll“ (List 1989: S. 9). Angemessen definieren, was Feminismus sein soll, könne nur die Frauenbewegung selbst und niemand sonst. Das sei allerdings, weil die „Frauenbewegung als historischem und sozialem Phänomen“ (List 1989: S. 9) weder einheitlich noch hierarchisch strukturiert sei, schwierig genug. Als grundlegende Definition lasse sich nur festhalten, dass Feminismus in seinem Bezug auf Frauen als soziale Gruppe keine Mehrheit oder Minderheit von Frauen ausschließen dürfe. Dieses sei mit der Bestimmung von Feminismus als transformativer Politik gewährleistet.

„Feminismus als transformative Politik ist darauf gerichtet, gesellschaftliche Institutionen zu verändern, jede Form von Unterdrückung zu überwinden, und nicht darauf, bestimmte Gruppen von Frauen innerhalb bestehender Strukturen mehr Raum zu verschaffen.“ (List 1989: S. 10)

Als „Kritik“ hat Feminismus sich doppelt zu rechtfertigen: hinsichtlich der Wissenschaftlichkeit und Methodik seiner Theoriebildung und Forschung sowie hinsichtlich der Grundsätze seiner ethischen und politischen Orientierung. Diese Rechtfertigung wird nun gegeben: mit dem Verständnis von Feminismus als transformativer Politik werden die ethischen und poli-

tischen Prinzipien aufgestellt, mit dem Verständnis von Feminismus als Kritik seine intellektuelle Tradition sowie wissenschaftliche Leistungsbereitschaft und –fähigkeit unterstrichen.

An dieser Stelle wird es Zeit, den Begriff der *Akademisierung des feministischen Diskurses* einzuführen. Er soll noch nicht diskutiert, sondern diskursanalytisch gefüllt werden. Beschreiben lässt sich an dem Entwurf der philosophischen Frauenforschung Ende der Achtzigerjahre die Akademisierung – das Akademisch-Werden des feministischen Diskurses - anhand meiner Ergebnisse bis hierher so: *Kritische Intellektualität* wird in der Achtzigerjahren zum Erinnerungsgebiet (was auch ein Gebiet der Hierarchie und Unterordnung ist, vgl. Foucault 1997a: S. 88) und Feld der Präsenz (was auch überlieferte Begriffe und Erkenntnisrelationen mit sich bringt) der sozialwissenschaftlichen und philosophischen Frauenforschung; „Wissenschaft“ wird zum *etablierten Ort* der diskursiven Praxis, d.h. sie strukturiert mit dem akademischen Status, den die Zugehörigkeit zur Wissenschaft bzw. zur kritischen Intellektualität begründet, den Zugang zum feministischen Diskurs an der Universität; Feminismus als Kritik erkennt die überlieferten Regeln wissenschaftlicher Parteilichkeit an und teilt, trotz dieser Abgrenzung, die Regeln des wissenschaftlichen Arbeitens auch mit der „traditionellen Theorie“, zumindest im Prinzip und wenn diese aufrichtig sei, d.h. wenn sie mal nicht rhetorisch gegen die feministische Theorie agieren würde. Die traditionelle Theorie ist der Feministischen Theorie als kritischer Theorie das konstitutive Gegenstück. Beide wären ohneeinander nicht das, was sie sind.

Im Prozess der Akademisierung des feministischen Diskurses verändert sich mit der Ausarbeitung des Gegenstands „Geschlecht“ im Konzept von Feminismus als Kritik das Subjekt. *Insofern ist die Akademisierung als die Erfahrung der einschneidenden Transformation im feministischen Subjekt-Objekt-Verhältnis zu verstehen.* Zweifellos war in ihren Anfängen die Position des Subjekts feministischer Wissenschaft und Erkenntnisprozesse mit einem weiblichen Subjekt besetzt: *Frauen* haben gedacht, geforscht, entdeckt und sie hatten als *Frauen* etwas *anderes* zu erforschen und entdecken als *Männer*. Aus den „Frauen“ auf der Subjektposition wurde im Zuge der Ausarbeitung von Geschlecht als „sozialer Konstruktion“ oder „Strukturkategorie“<sup>26</sup> das „Subjekt mit Geschlecht“. Über das Subjekt mit Geschlecht begannen sich Frauenforschung und feministische Theorie *seit Anfang der Achtzigerjahre* (wenn

---

<sup>26</sup> Die Strukturkategorie Geschlecht könnte heute vielleicht als soziale Konstruktion Geschlecht verstanden werden, die in den Kontext gesellschaftstheoretischer und makrosoziologischer Analyse eingebettet ist. Mit Foucault wäre das als eine Prozedur der Intervention (vgl. Foucault 1981/89: S. 86f.) im Sinne der Aneignung von Gesellschaftstheorie zu verstehen.

man die Vorlaufzeiten für Veröffentlichungen mit einbezieht) als eine *diskursive Formation der wissenschaftlichen Beschäftigung mit und kritischen Reflexion von Geschlecht* herauszubilden.

In meinem Material erscheint das wie ein sehr gradliniger Prozess; eins scheint das andere zu ergeben. Aber die verschiedenen Hinweise auf die widerstreitenden Positionen, die heftigen Kontroversen, die Uneinigkeiten über Begriffe, über „Männer“ und über die gegenwärtige und zukünftige feministische Politik zeigen ein Bild widersprüchlichster Bewegungen im Diskurs; ohne Verwerfungen hat sich die Transformation im Subjekt-Objekt-Verhältnis nicht vollzogen. Auch haben sich im feministischen Diskurs in der Wissenschaft zwei Abhängigkeitssysteme („zwischen dem, was man gelernt hat, was man gesehen hat, was man ableitet, was man als wahrscheinlich annimmt, was man fordert“, um an dieses Foucaultzitat zu erinnern) ineinander verschränkt und zwar das Abhängigkeitssystem kritischer Intellektualität mit dem der Frauenbewegung, und das geht nicht immer zusammen. Die „etablierte“ kritische Intellektualität (wie z.B. die Frankfurter Schule) hat innerhalb der akademischen Verhältnisse immer noch einen anderen Stand und eine andere Sichtbarkeit als die feministische Theorie; sie bildete sozusagen eine starke Minderheit und die feministische Theorie eher noch eine schwache.<sup>27</sup> Außer diesem unterschiedlichen Stand in den akademischen Anerkennungs- und Geschlechterverhältnissen bindet die Frauenbewegung über das Prinzip kritischer Solidarität; es schafft ein eigenes Muster von Erkenntnisrelationen und Handlungsoptionen, es stellt einen eigenen diskursiven Raum her. Feministische Theorie ordnet sich in ihrer Selbstverständigung politisch und historisch der Frauenbewegung zu; ihre Reflexion auf Geschlecht ist folglich unweigerlich strukturiert von der Kultur und Ideengeschichte der Frauenbewegung, und diese steht kritischer Intellektualität auch kritisch gegenüber. Das wäre dann also beides zusammengekommen die Ungleichheit im akademischen Geschlechterverhältnis und das zerbrechliche Bündnis im Spektrum kritischer Intellektualität, mithin auch die sich damit verbindenden unterschiedlichen Funktionen im Feld nicht-diskursiver Praktiken an der Universität, die die feministische kritische Intellektualität von den anderen kritischen Intellektualitäten unterscheidet. Als Vertreterin und Sprecherin der Frauenbewegung an der Universität macht „Feminismus als Kritik“ eben auch feministische Politik, z.B. Frauen- und Gleichstellungspolitik. Ist dem Spektrum kritischer Intellektualität gemein, Kritik des Establishments zu sein, so fällt

---

<sup>27</sup> Nancy Fraser argumentiert in ihrer Öffentlichkeitstheorie mit starken und schwachen Öffentlichkeiten, vgl. Fraser 1996.

die feministische Kritik am Establishment eben auch auf die kritische Intellektualität zurück – was den Ausschluss von Frauen angeht und die mangelnde Reflexion von Geschlecht.

Die Konfrontation mit dem wissenschaftlichen Establishment und traditioneller Theorie ist 1989 offensichtlich unvermindert hart. Aber in der Abgrenzung von ihr gewinnt feministische Theorie ihr Profil.

„Gegen die ignorante Selbstgenügsamkeit des männlichen Establishments, gegen den Rigorismus eines ‚Alles-oder-Nichts‘-Standpunktes - auch in den eigenen Reihen – müssen wir uns die Fähigkeit bewahren, die Welt als das zu sehen, was sie ist: unzulänglich, in vielem für Frauen unannehmbar, aber dennoch, schon heute, unsere eigene Realität.“ (List 1989: S. 32)

Trotz aller Härte spricht der Diskurs zur selben Zeit von seinem „Erfolg“ und seiner „Etablierung“. Dabei beginnt ihm in gewisser Weise das politische Subjekt „Frauen“ zu zerfallen; hinter der Pluralität verbirgt sich keine Einheit „Frauen“ mehr, die einmal hergestellt worden war durch gemeinsame Erfahrungen und Betroffenheit von patriarchaler Geschlechterherrschaft. Während sich diese Übereinstimmung verliert, zerstreut, beginnen sich als erstes „Feministinnen“ von „Frauen“ immer deutlicher zu unterscheiden. Und dann beginnen sich die Feministinnen als „Frauen auf eigenen Wegen“ (Großmaß/Schmerl), „politische Frauen“ (Helke Sander) oder Frauen, „die das Alte nicht beim alten bleiben lassen wollten“ (Schlaeger), also die Frauen der Frauenbewegung voneinander zu unterscheiden. In den Anfängen der Frauenbewegung seien die Frauen der Frauenbewegung alle gleich ohnmächtig, marginalisiert und ausgeschlossen gewesen; im Verlauf der Frauenbewegung und nicht zuletzt im „Bereich feministischer Theorie in Sozialwissenschaften und Philosophie“ (Großmaß/Schmerl 1988: S. 7) habe sich viel verändert: „Frauen, die zunächst vor allem gleich waren, weil sie sich vom *selben* Ausgangsort entfernten“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 9, Hervorhebung im O., RN), sie sind auseinander geraten. Der gemeinsame Ausgangsort liegt hinter ihnen, ein gemeinsamer Zielort offensichtlich nicht vor ihnen, oder die Sicht auf das große gemeinsame Ziel ist ihnen durch kleinere Etappenziele versperrt, oder die Umarmungen und Einflüsterungen auf dem Weg bringen sie vom gemeinsamen Weg ab. Antifeministische „Abwehr“ (Großmaß/Schmerl 1988: S. 8) und Prozesse der innerfeministischen Abwehr und der Verstrickungen in konservative Weiblichkeitsideologien verändern die Bewegung der Frauen: „Feministischer Kompass, patriarchales Gepäck“ lautet der Titel dieser selbstkritischen Reflexion aus demselben Jahr der Veröffentlichung von „Feminismus als Kritik“ 1989.

„Erfolge, Etablierungsansätze und Ausweitung sozialer Bewegungen führen oft zu deren Verflachung, zu Anpassungsleistungen und Zersplitterungen. Einer solchen Erwartung entsprechend, ist die zweite Frauenbewegung schon einige Male für tot erklärt worden – zu Unrecht, wie sich jedes Mal herausstellen sollte. Die durchaus wahrnehmbaren Veränderungen in den Ausdrucksformen der Frauenbewegung zeigen vielmehr an, dass das Terrain breiter geworden ist, auf dem sie sich bewegt, ihre Wege entsprechend zahlreicher, wie auch die Vielfalt ihrer (Etappen-)Ziele. Was die Frauen heute viel eher von der Verfolgung ihrer Ziele abbringen kann, scheint eine inzwischen konstaterbare gegenläufige Bewegung zu sein, die sich von außerhalb ihren Zielen entgegensetzt und auch innerhalb des Feminismus eine Entsprechung findet.“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 8)

Die Unterschiede zwischen den Frauen treten nicht nur mehr und mehr offen zu tage, sie werden durch die *Erfahrung* der Bewegung und der Wissenschaft sogar erzeugt und bekommen ein ganz neues Gesicht. Die Geschlechterdifferenz, die Einheit gestiftet hatte, wird von der Reflexion auf Geschlecht ja abgelöst; was kann an ihre Stelle treten, was stiftet nun die Zusammengehörigkeit? In der Gründungsgeschichte, für die Wissensrevolte, gibt die Wahrnehmung der Geschlechterdifferenz einen entscheidenden politischen Impuls für die Befreiung nicht nur von einem alten Unwissen zu einem neuen Wissen der Frau über sich selbst. Wenn sich hier etwas verändert, wenn sich auch feministische Kritik von feministischer Politik dahingehend zu unterscheiden beginnt, dass sich feministische Kritik ganz andere „innere Möglichkeiten der Systematisierung mit anderen Diskursen, die ihm äußerlich sind“ (Foucault 1997a: S. 101) verschafft, die denen der feministischen Politik, z.B. der feministischen Politik der Gegenkultur, widersprechen, wie kann dann die „gemeinsame Verbindlichkeit“ (Foucault 1998: S. 28) des Diskurses von Feminismus als Politik und Kritik erhalten bleiben, wie kann die Zusammengehörigkeit definiert werden? Und für den Feminismus als Kritik entsteht eine neue Spannung in ihren Reihen: Die Frauenbewegung definiert, was Feminismus ist, während die feministische Wissenschaft von Frauen und Männern betrieben wird, was bedeutet, weil Männer ja nicht Frauenbewegung sein können, dass Männern die Definitionsmacht dessen, was sie betreiben, nicht zugestanden wird. Männer haben hier die Position von zustimmenden, aber nicht bestimmenden Subjekten. Was von der politischen Idee her nicht ein Problem sein muss, könnte es aber in der Praxis werden. Und was ist außerdem dann mit der Zusammengehörigkeit von Frauenforschung und Frauenbewegung, wenn ein Teil der Frauenforschung (die Gruppe der männlichen Wissenschaftler, die zu Problemen des weiblichen Lebenszusammenhangs und der Geschlechterbeziehungen wissenschaftlich arbeiten) nicht zur Frauenbewegung zählen kann – qua Geschichte und politischem Subjekt der Frauenbewegung? All dies ist noch gar nicht an die Oberfläche gekommen; die Spannungen 1989 sind, wie gesagt, Spannungen zwischen „Frauen“, und sie werden beobachtet in der feministischen Theorie in den Sozialwissenschaften und der Philosophie. Die Unterschiede zwischen den Frauen werden zu einem Problem und zwar einem politischen Problem: Tendenzen eines Rückfalls und einer konservativen Wendung werden ausgemacht, eine Entpolitisierung der

Frauenforschung befürchtet, der (un)heimliche Einzug „frauenfeindlicher Interessen“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 9): antifeministische Gegenbewegungen, die von Feministinnen aufgenommen werden. Das ist eine neue Konfliktlinie im Feminismus, die sich von der gewohnten Konfliktlinie gegenüber dem Establishment unterscheidet. Das Patriarchat hat sich geändert, es ist ein „Stromlinien-Patriarchat“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 10) geworden, unglaublich verführerisch treibt es manche (ehemalige) Feministin in eine „unglückliche Allianz“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 10), „unglücklich“, weil es nur scheinbar ein anderes geworden ist und von der grundlegenden Umstrukturierung weit entfernt. Wie soll es weitergehen? Die „Wahrheit“ des Feminismus ist in Gefahr aufgeweicht, entfremdet, enteignet zu werden. U.a. wird, von der Seite der Kritikerinnen aus den eigenen Reihen aus, ein Vorschlag formuliert

„für den ‚streitbaren‘ Umgang mit divergierenden feministischen Theorien und Positionen, der sicherzustellen versucht, dass ‚Wahrheitsgehalte‘ konträrer Positionen konstruktiv aufgehoben und nicht über Bord geworfen werden“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 11)

## **2.2 Die Wiederkehr der Aufklärung und ein letzter Auftritt (1990): „Die Frau“ verschwindet**

1990 erscheint zum letzten Mal in meinem Material „die Frau“ auf der Position des Subjekts und zwar im Kongressband zum internationalen Frauenkongress „Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht“ von 1989 in Frankfurt a.M. (vgl. Gerhard et.al. (Hg.) 1990) und in der Einführung zur Feministischen Philosophie (Nagl-Docekal (Hg.) (1990/94)), herausgegeben von Herta Nagl-Docekal und wiederaufgelegt in der 2. Auflage 1994.

Der Kongressband zum internationalen Frauenkongress „Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht“ von 1989 in Frankfurt a.M. widmet sich der „Geschichte der Frauen“ (Gerhard et.al. 1990: S.7), dem „Bild der Frau“ (Gerhard et.al. 1990: S. 7), dem „Ausschluss von Frauen“ (Gerhard et.al. 1990: S. 8), den „strukturellen Gründe(n) der gesellschaftlichen und rechtlichen Diskriminierung der Frau in den sich selbst so fortschrittlich verstehenden westlichen Gesellschaften“ (Gerhard et.al. 1990: S. 10), „aus der Sicht der Frau“ (Gerhard et.al. 1990: S. 10), der „Lebensrealität von Frauen“ (Gerhard et.al. 1990: S. 10). Die Geschlechterdifferenz begründet den Diskurs und ist gleichzeitig Gegenstand der heftigsten Auseinandersetzungen. Das Erinnerungsgebiet, das hier eingenommen wird, ist die Französische Revolution. Die „Frauen“ beanspruchen für sich eine revolutionäre Vergangenheit in den Personen von Mary

Wollstonecraft und Olympe de Gouges. Olympe de Gouges „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“ von 1791 wird die Grundlage *feministischer Neuschreibung der Menschenrechte* (eine Prozedur der Intervention, vgl. Foucault 1997a: S. 87). Denn: „Frauen“ sind in der „Déclaration de l’homme et du citoyen“ von 1789 von den Menschenrechten ausgeklammert und in der wechselseitigen Anerkennung der Menschen als Menschen auf „ihre Geschlechtsnatur und ihre angeblich natürliche Rolle als Frau“ (Gerhard et.al. 1990: S. 10) reduziert worden; „Menschenrechte (blieben) vorerst Männerrechte“ (Gerhard et.al. 1990: S. 8) Das *weibliche Subjekt* dieser Geschichte des Ausschlusses und der Aberkennung der Menschenrechte von Frauen in der Französischen Revolution, d.i. „die Frau“, will ein „Mensch und Bürger“ werden. Nein, mehr noch: im feministischen Gleichheit/Differenz-Streit der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre<sup>28</sup>, dessen Höhepunkt der internationale Frauenkongress in Frankfurt a.M. in Westdeutschland war und der sich im Kongressband dokumentiert, verschränken sich in der Kritik der Französischen Revolution feministische Gleichheits- und Differenzpositionen: die „Frau“ will ein *weiblicher* Mensch, sie will *Bürgerin* werden. Die Geschlechterdifferenz wird in der Debatte über das Rechtssubjekt Frau als ein *politisch hergestelltes Rechtsverhältnis* gefasst. Das Rechtssubjekt „Frau“ ist der zu erreichende politische Status, der die politische Handlungsfähigkeit des Feminismus garantiert. Über diese Neuschreibung der Menschenrechte werden die bürgerlichen Rechtsverhältnisse in der Frauenbewegung und feministischen Theorie präsent; sie beginnen das Denken und Handeln – bewusst – zu strukturieren, sie regeln den Diskurs und über ihn den Geschlechtsunterschied neu. Während vom ihm einerseits die „Natur der Frau“ abgestreift wird, formulieren sich die Regeln der Zweigeschlechtlichkeit als Rechtsnormen neu aus. Die eben noch verhandelte geschlechtliche Identität wird – im Rechtssystem gefasst – neu normiert, Zweigeschlechtlichkeit zwar menschenrechtlich, d.h. auch freiheitlich, aber doch als eine Art Zweiheit festgeschrieben. Der „Mensch“ ist jetzt zwar „Mann“ und „Frau“, aber zwischen diesen Polen gibt es nichts. Diese menschenrechtlich orientierte feministische Politisierung und Neufundierung der Geschlechterdifferenz sowie das von ihr vermittelte Bild von „Weiblichkeit“ wirken wie eine Initialzündung für stürmische Diskussionen über die Unterschiede zwischen Frauen – nicht nur auf diesem Kongress und bis weit in die Neunzigerjahre hinein.

---

<sup>28</sup> Ute Gerhard beschreibt die „Gegenüberstellung von Gleichheit und Differenz“ im Feminismus als das von Carole Pateman so genannte „Wollstonecraft-Dilemma“ – diese „Antinomie“ „bezeichnet die Schwierigkeit, einerseits die Zumutungen traditionell bürgerlicher Weiblichkeit abzulehnen sowie die hierarchische Form der Geschlechterbeziehungen verändern, aufheben zu wollen, andererseits ‚Frausein‘ bzw. weibliche Erfahrungen zum Ausgangspunkt für emanzipatorische Politik zu machen. In den Begrifflichkeiten des Rechts ausgedrückt, ist es das scheinbare Paradox, auf dem Recht auf Gleichheit und gleichzeitig der Berücksichtigung und Anerkennung von Differenzen zu bestehen“ (Gerhard 1999: S. 137/138).

Doch zunächst erhält „die Frau“ noch einmal, ein letztes Mal, ihren Ort in der „Feministischen Philosophie“. Sie ist politisches Subjekt des Feminismus, der eine „politische Bewegung“ sei, d.s. „all jene, die sich die Bekämpfung der vielfältigen Diskriminierung der Frau in allen Lebensbereichen zur Aufgabe gemacht haben“ (Nagl-Docekal 1990/1994: S. 8). Die Feministische Philosophin geht mit dieser Definition noch einen Schritt weiter als die philosophische Frauenforscherin (vgl. List 1989): wer soll denn „all jene“ sein? Will sagen: das politische Subjekt des Feminismus wird in seiner Geschlechtlichkeit uneindeutiger, und die Frauenbewegung verschwindet in der „Bewegung“, allerdings nur sprachlich, aber mit einer Aussage verbinden sich ja Visionen, und welche Vision von „all jenen“ scheint auf?

Abgesehen davon: Was ist im Anschluss daran „Feministische Philosophie“? Das politische Engagement „all jener, die sich die Bekämpfung der vielfältigen Diskriminierung der Frau in allen Lebensbereichen zur Aufgabe gemacht haben“ mündet in theoretische Fragen und damit

„rücken die Wissenschaften in das Zentrum des feministischen Interesses. Da sie, wegen ihrer autoritativen Aura, stets große Relevanz für die Meinungsbildung in der Öffentlichkeit hatten (bzw. haben)“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 8).

Das politische Element der Teilhabe an Öffentlichkeit/Meinungsbildung durch Öffentlichkeit macht Wissenschaft für den Feminismus interessant; Einflussnahme über die Ausbildung von Intellektualität und zwar kritischer Intellektualität wird als Motiv Erinnerungsfähig und Anschlussstelle für die Eröffnung der Wissenschaft als, wenn auch feministisch umstrittenes, Feld der Präsenz im Diskurs „Feministischer Philosophie“: diese beansprucht nun für sich den Status einer kritischen Theorie.

Feministische Philosophie kritisiert androzentrische Philosophie als ein Denken, in dessen „diversen patriarchalischen Konzeptionen des Geschlechterverhältnisses“ die „Frau“ thematisiert werden und in der gleichzeitig ein „gezieltes Schweigen über die Frau geübt“ (Nagl-Docekal 1990/1994: S. 8) werde – die androzentrische Philosophie ist hinsichtlich „der Frau“ also „in doppelter Hinsicht paradigmatisch“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 8). Gegen dieses Paradigma setzt die Feministische Philosophie ihre „Frau“. In der Gleichheit/Differenz-Spannung des Feminismus stehen sich Philosophinnen der Geschlechterdifferenz und Philosophinnen, die an das Philosophieverständnis der Aufklärung anknüpfen, gegenüber. Beiden gemeinsam ist ein verbindendes Interesse. „Feministische Philosophie ist (...) Philosophieren am Leitfaden des Interesses an der Befreiung der Frau.“ (Nagl-Docekal 1990/94: S: 11, vgl.

1.4) Damit ist Feministische Philosophie auch mehr als ein bloßes Teilgebiet, wie es der „irreführende“ Terminus „philosophische Frauenforschung“ suggeriere. Denn erstens ginge es der Feministischen Philosophie nicht bloß um die Frau, sondern um die *Thematisierung beider Geschlechter*, zweitens werden die Geschlechter nicht nur als Gegenstand beforscht, sondern macht die *Thematisierung von Geschlecht eine „Frageperspektive“* aus. (vgl. Nagl-Docekal 1990/94: S. 12) Man muss an dieser Stelle notieren, dass durch die Abgrenzung der Feministischen Philosophie von der philosophischen Frauenforschung letzterer abgesprochen wird, beide Geschlechter zu thematisieren, thematisieren zu können. Trotzdem bedeutet das nicht, dass Feministische Philosophie gegenüber der philosophischen Frauenforschung als einheitliche philosophische Position auftreten will:

„Am Leitfaden feministischer Interessen zu philosophieren heißt, mit allen anderen, die dies tun, eine Problemstellung gemeinsam zu haben – doch das ist nicht gleichbedeutend damit, auch im Inhaltlichen über ein zustimmen.“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 12)

Das Ideal feministischer Streitkultur wird beschworen. (vgl. Nagl-Docekal 1990/94: S. 12) Anschließend werden drei Merkmale für feministisches Philosophieren am Leitfaden des Interesses der Frau entworfen: (1) Rekonstruktion und kritische Analyse der Geschichte der Philosophie des Geschlechterverhältnisses, (2) Untersuchung und Überprüfung von scheinbar geschlechtsneutralen Aussagen auf ihren frauenfeindlichen/misogynen Gehalt hin, (3) Entwürfe feministischer Alternativen zur patriarchalen Philosophiegeschichte unter Bezugnahme auf die verschwiegenen Philosophinnen.

„Es geht darum, ein Denken zu entwickeln, das Handeln für eine Gesellschaft ohne Diskriminierung der Frau fundieren kann.“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 15)

Aber mit dieser Definition ins philosophische Leben gerufen, bedeutet es auch gleich das Ende der „Frau“. Nach 1990 ist, außer in der besagten zweiten Auflage der Einführung in die Feministische Philosophie, „die Frau“ verschwunden.

Im US-amerikanischen Feminismus dieser Zeit wird eine „Identitätskrise in der feministischen Theorie“ (vgl. Alcoff 1988) in der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre ausgemacht. Man könnte es bezogen auf den westdeutschen Feminismus nicht nur an der Universität als „*Krise der Geschlechterdifferenz im Feminismus*“ bezeichnen, die hier Ende der Achtzigerjahre in der Gleichheit/Differenz-Debatte einen ersten Höhepunkt gehabt hatte. Die Gültigkeit der Geschlechterdifferenz als Fundament des feministischen Diskurses und seine/s/r Subjekt/e/s, diesen Eindruck hinterlässt mein Material, steht in dem Augenblick in Frage, in dem

sie etabliert wird - durch den humanistischen Feminismus (vgl. Gerhard et.al. 1990), der sich als allgemeiner Feminismus<sup>29</sup> setzt, durch die feministischen Philosophie, die sich zur Tradition der Aufklärung hinwendet (vgl. Nagl-Docekal 1990/94).

Mit dieser letzten Statuierung der „Frau“ in der kritischen feministischen Neuschreibung der Aufklärung findet die „Frau“ ihr Ende. Diese Art der Zusammensetzung von Aufklärung und Feminismus implodiert; in der feministischen Theoriebildung fügt sich das eine nicht ins andere – wenn frau den „linguistic turn“ (Nancy Fraser) feministischer Theorie Anfang der Neunzigerjahre, der nun mit großen Schritten heraneilt, als *Konsequenz der Entwicklungen im feministischen Diskurs* ernst nehmen will. Er wäre dann als die Konsequenz vielfältiger Entwicklungen auf unterschiedlichsten Ebenen zu verstehen, von denen hier nur beschrieben werden konnten: die Transformation im feministischen Subjekt-Objekt-Verhältnis und damit einhergehend die Akademisierung des feministischen Diskurses an der Universität, die feministische Neuschreibung der Aufklärung und die damit verbundene Annäherung an und „unter Bezugnahme auf nicht-positivistische Legitimationskriterien“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 10) erfolgende Neubestimmung von wissenschaftliche Objektivität sowie die Politisierung der Geschlechterdifferenz in der Gleichheit/Differenz-Debatte, eine Politisierung, die sich von der Politisierung des Geschlechterverhältnisses durch die Wissensrevolte der Frauen unterscheidet: die Wissensrevolte der Frauen war sich ihres „Körpers“ doch noch sehr gewiss gewesen. Die Politisierung der Geschlechterdifferenz treibt die Politisierung des Körpers voran; die Aufklärung knirscht im feministischen Diskurs an allen Ecken und Enden; die Differenz führt zu Differenzen. Das gemeinsame Verbindliche der Frauenbewegung, die kritische Solidarität und solidarische Kritik, macht aus den Differenzen zwischen Frauen einen öffentlichen Diskurs über die Machtverhältnisse in der Frauenbewegung. Verändern sich damit auch die Machtverhältnisse in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und feministischen Theorie?

---

<sup>29</sup> Nancy Fraser nennt ihn den „gewöhnlichen Feminismus“ (Fraser 2003: S. 258).

## 2.3 Im Spiralgang – Veränderungen im feministischen Diskurs (1990-1992)

Neben der Wiederkehr der Aufklärung im feministischen Diskurs erscheint 1990 Gender.

Die „*Gender-Perspektive*“ (Krüll 1990: S. VI) ist neu und tritt neben die „Sichtweise“ einer Wissenschaftlerin (Krüll 1990: S. V). Sie steht für die Gesamtheit der „Perspektiven feministischer Erkenntnistheorie“ (Untertitel des Sammelbandes, vgl. Krüll (Hg.) 1990). Sie wird konkret in den wissenschaftlichen Arbeiten der Autorinnen des Bandes „Wege aus der männlichen Wissenschaft“ (vgl. Krüll (Hg.) 1990), d.s. Brigitte Weißhaupt, Barbara Schaeffer-Hegel und Hannelore Bublitz. Gender gilt dieser Perspektive als „Kategorie der Wissenschaftlichkeit“ einer neuen, anderen Wissenschaft, die die feministische Wissenschaft sein will: Gender als Weg aus der männlichen Wissenschaft.

Neben dieser Neuheit nimmt sich die Parteilichkeit der Wissensrevolte in für die Frauenforschung inzwischen ungewöhnlich emphatischen Worten Bahn:

„Wir wollten selbst über unsere Welt und uns als Frauen nachdenken, weil die Forschung und das Denken von Männern über uns zu unserem Schaden ist.“ (Krüll 1990: S. VI)

Die Emphase der Befreiung überlappt sich mit der ausgearbeiteten Sachlichkeit neuester Frauenforschung. Darüber wird *Gender* grundlegend für die verschiedenen Formen der „Überwindung herkömmlicher Denkgewohnheiten“ (Krüll 1990: S. VI), die Frauen bis dahin vorgefunden haben, eingeführt. Das erkennende Subjekt sind die „Frauen“ der Wissensrevolte. Gender folgt der Kategorie Geschlecht als sozialer Konstruktion sowie der Strukturkategorie Geschlecht nach; es transportiert noch das alte feministische Subjekt-Objekt-Verhältnis, d.h. Gender ist sowohl Subjekt („wir“) als auch Objekt, ja es ist hier sogar mehr Subjekt als Objekt, es ersetzt „Frauen“ und ist darüber hinaus in erster Linie eins: vollkommen unscharf.

Die Wiederkehr der Aufklärung und die Neuheit Gender verdichten sich, wie bereits deutlich wurde, in der Krise der feministischen Theorie zu einer *Krise der Geschlechterdifferenz und Krise der Anerkennung in der Wissenschaft*.

### *Exkurs: Zeitgeschichte*

Historisch gesehen kommen für diesen Moment in der (west-)deutschen Frauenbewegungsgeschichte, Frauenforschungsgeschichte und Geschichte der feministischen Theorie außerdem noch verschiedene zeitgeschichtliche Faktoren zusammen, die sich auf der dokumentierten Diskursoberfläche (meinem Material) unterschiedlich auswirken. Der deutschsprachige feministische Diskurs scheint auf die historischen Ereignisse der globalen politischen Transformationen Ende der Achtzigerjahre, Anfang der Neunzigerjahre (Ende des Staatsozialismus in Ost- und Mitteleuropa, Ende des Kalten Krieges, Deutsche Einheit) theoretisch/in der Theorie und programmatisch (im Selbstverhältnis) träge und verzögert reagiert zu haben und fast wie ein Nachzügler daher zu kommen. Das betrifft allerdings nicht die feministischen Versuche, den Einigungs- und insbesondere den verfassungsgebenden Prozess in Deutschland mit zu beeinflussen. Hier waren Frauenforscherinnen, (Frauen-)Politikerinnen und engagierte Frauen aus der Zivilgesellschaft gleichermaßen und auch gemeinsam aktiv, in Westdeutschland (vgl. Rudolph 1996) wie in Ostdeutschland (vgl. Sänger 2005).

An der Resolution zu „Frauenrechte in die Verfassung“ der Konferenz auf Frauenchiemsee in Bonn 1992 sieht man, wie stark Anfang der Neunzigerjahre das moderne Konzept von Frauen als Rechtssubjekt zu der Zeit im feministischen Diskurs verankert ist – und damit auch das Emanzipationskonzept der Moderne. Ute Gerhard verweist in ihren Arbeiten häufig auf das anfängliche Desinteresse der Neuen Frauenbewegung an Recht oder gar eine gewisse Rechtsfeindlichkeit der autonomen Frauenbewegung. Aber bereits beim Kampf gegen den § 218 in den Siebzigerjahren hatte sich dieses zu ändern begonnen (vgl. Gerhard 1995a: S. 264), und spätestens mit der Gleichheit/Differenz-Debatte „als Problem von Frauenrechten“ (Gerhard 1995a: S. 269) ist auch die westdeutsche Frauenbewegung zu einer Rechtsbewegung geworden, der die Verteidigung und Inanspruchnahme von Frauenrechten eine Selbstverständlichkeit ist. In einer gleichzeitig selbstbestimmten wie verbindlichen Sprache kommt dies in der Resolution von 1992 zum Ausdruck:

„Besondere Veranlassung haben wir Frauen, in der ersten gesamtdeutschen Verfassung die Gleichberechtigung von Frauen und Männern einen entscheidenden Schritt voranzubringen. Wir werden der gesamtdeutschen Verfassung nur zustimmen, wie sie eine Chance für eine aktive Gleichstellungspolitik eröffnet. (...) Wir Beteiligten an dieser Konferenz werden diese und unsere weitergehenden Forderungen überall dort, wo wir leben, arbeiten und Verantwortung tragen, in die Diskussion einbringen und durchzusetzen versuchen. Über alle parteipolitischen und ideologischen Grenzen hinweg werden wir Frauen für unsere Forderungen mutig und phantasievoll kämpfen.“ (zit. nach Rudolph 1996: S. 291)

In derselben Zeit geht das Feminismus-Projekt in der Wissenschaft seinen Gang. Die Bücher sind mit den Verlagen verabredet, die Welt kann zusammenbrechen, aber das Geschäft, der

Universitätsbetrieb gehen weiter, die Buchverträge werden eingehalten. Der Alltag ist langsamer als die Weltgeschichte, seine Strukturen lassen Brüche nur als langatmige Übergänge zu. Die Zeitlichkeit von wissenschaftlichen Veröffentlichungen entspricht nicht der von politischen Ereignissen. Sie eilt ihr in den Ideen und Erkenntnissen nicht selten voraus, in den Antworten auf zeitgeschichtliche Geschehnisse allerdings genauso auch hinterher.

In der westdeutschen und österreichischen feministischen wissenschaftlichen Öffentlichkeit erscheinen zu Beginn der Neunzigerjahre erste Bände, die von den wissenschaftlichen Erfahrungen und Entwicklungen der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und feministischen Theorie Bilanz ziehen. Diese Bände sind noch wie gewohnt in erster Linie thematisch organisiert, aber auch die ersten disziplinär orientierten Einführungen erscheinen schon. *Thematisch* werden Brüche von und Anschlüsse an Traditionen von kritischer Gesellschaftstheorie (vgl. Knapp/Wetterer (Hg.) (1992)) und Vernunftkritik (vgl. Ostner/Lichtblau (Hg.) (1992)) vorgelegt – als *Erkenntnisprozesse* konzipiert. *Disziplinär* orientiert werden die Einführungen in die Feministische Soziologie (vgl. Krüll et. al. (Hg.) in der 1. Auflage 1992) und in die Feministische Philosophie (vgl. Nagl-Docekal (Hg.) in der 1. Auflage 1990) vorgelegt. (Die erste Einführung in die Feministische Politikwissenschaft (vgl. Appelt/Neyer (Hg.) 1994) wird nur zwei Jahre später folgen.) Zweierlei macht nun den *Unterschied zu den Achtzigerjahren*: Es beginnt mit den Einführungen etc. ein Prozess der *Kanon- und Traditionenbildung* und damit verbunden ein *Prozess der freiwilligen Disziplinierung*, ich könnte es auch „Selbstdisziplinierung des feministischen Diskurses“ nennen, aber das klänge mir zu einseitig.

#### *Konzentrationen und Merkwürdigkeiten im Durchgang*

Die Diskurslage 1990-1992 ist ein „Spiralgang“ (Foucault 1983: S. 18), ein Durchgang in Bewegung, in dem sich in einer Gleichzeitigkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft die Diskursverhältnisse nachhaltig verschieben, sich der Wille, der sie trägt, neu konzentriert und fokussiert und die strategische Intention, die ihnen zugrunde liegt, neu ausrichtet. (vgl. Foucault 1983: S. 18) Im „Spiralgang“ ist für manche Momente alles möglich, gehen alle Elemente des Diskurses jede (auch merkwürdige) Kombination ein - wie bereits zu sehen gewesen war bei der Kombination der Emphase der Wissensrevolte mit Gender als Subjekt. Den Augenblicken im Spiralgang dieser Jahre haftet etwas Flüchtliges an, gleichzeitig aber auch etwas Unwiderrufliches.

Zu sehen ist die Verdichtung einer realen und intelligiblen (die Kulturfähigkeit des Diskurses garantierenden) Diskursgeschichte, „die Präsenz einer Serie kollektiver rationaler Erfahrungen“ (Foucault 1997b: S. 48). Das Feminismus-Projekt in der Wissenschaft hat zu dem Zeitpunkt eine mehr als 20-jährige wissenschaftliche Praxis hinter sich, die sich als Wissensrevolte von Frauen begründet und darüber die Frauenforschung ins Leben gerufen und ihr ideales Subjekt der Wissenschaft „Frauen“, in einer ersten Transformation dann das „Subjekt mit Geschlecht“ und ihr Objekt der Erkenntnis „Geschlecht“ konstituiert hatte. Die Regeln, denen diese Serie kollektiver rationaler Erfahrungen folgt, bilden ein *Muster der Akademisierung des feministischen Diskurses in der Wissenschaft* heraus. Mit diesem „Muster der Akademisierung“ ist nicht die wissenschaftliche Professionalität der Akteurinnen gemeint; diese müssen sie nicht erst ausbilden, sondern sie bringen sie zu jedem Zeitpunkt mit oder mussten sie zu Anfang ihrer Karriere ebenso erarbeiten wie ihre männlichen Kollegen ihre. Der Ruf der Frauenforschung der Achtzigerjahre, „unprofessionell“ zu sein, erscheint bereits zu diesem Zeitpunkt meiner historischen Analyse als merkwürdig und auch als wahrscheinlicher Effekt diskursiver Strategien akademischer Zuschreibungen. Z.B. war schon die Abgrenzungsstrategie der Feministischen Philosophie gegenüber der philosophischen Frauenforschung zu beobachten gewesen, die die philosophische Frauenforschung „frauenbezogener“ erscheinen ließ, als sie es vermutlich war – jedenfalls waren bedeutende Teile der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung, wie auch schon zu sehen gewesen war, zu diesem Zeitpunkt bereits Geschlechterforschung.

Ob die Akademisierung des feministischen Diskurses als „Normalisierung“ beschrieben werden kann, wird noch zu diskutieren sein. Die Normalwissenschaft, die Thomas S. Kuhn beschreibt (vgl. Kuhn 1976), hat ein spezifisches Profil, und es wird zu beobachten sein, inwiefern sich der feministische Diskurs tatsächlich nach seiner Wissensrevolte und mit seinen Erfolgen der Institutionalisierung „normalisiert“ hat. *Was gegen die These der Normalisierung spricht*: die Normalwissenschaft Thomas S. Kuhns ist männerbündisch organisiert, es ist in feministischer wissenschaftskritischer Sicht sozusagen *der klassische Typ etablierter und tradierter männlicher androzentrischer Wissenschaft*. Die Frage deswegen ist: können Frauen jemals zur Gemeinschaft der normal science dazugehören (oder wird diese sich dann doch mit der Aufnahme des anderen Geschlechts transformieren, und wie wird sie dann aussehen?), und wie muss sich die Geschlechterforschung entwickeln, sollte sie sich „normalisieren“? Anders gefragt: Hat Normalisierung ein Geschlecht? Im feministischen Sinne bedeutet „Normalisierung“ der Wissenschaft streng genommen „Vermännlichung“ – wie sähe eine vermännlichte Frauen- und Geschlechterforschung, die vornehmlich von Frauen betrieben wird,

aus? Man wird sich also über den Begriff der Normalisierung verständigen müssen. Mit Foucault könnte der Begriff der Normalisierung auch noch anders aufgefasst werden: nämlich als Normalisierung eines konkreten Wissenschaftstyps als Erfahrung wissenschaftlicher Praxis in einer „Normalisierungsgesellschaft und ihren Praktiken der Einschließung“ (Foucault 1997b: S. 49). Aktuell haben wir es mit einer Normalisierungsgesellschaft mit der seit den Achtzigerjahren sich entwickelnden neuen ökonomischen Rationalität des Kapitalismus, den sich damit transformierenden Verkehrsformen demokratischer Staaten und ihrer Strukturen der zivilgesellschaftlichen Räume - dem Aufkommen der „Wissensgesellschaft“ und ihrer neuen Form der „Regierung des Wissens“ (vgl. Holland-Cunz 2005) zu tun. Das Feminismus-Projekt in der Wissenschaft entsteht in Westdeutschland genau in der Zeit (wenn man mit dem Anfang der neoliberalen Staatsumbauprojekte in den Achtzigerjahren beginnt) dieses Aufkommens der „Wissensgesellschaft“, die allesamt neue Formen der Subjektivierung auch im Geschlechterverhältnis, konkret der Macht zwischen den Geschlechtern, der Selbstregierung der Individuen, des Wissens/der Wissensarbeit, der „Wahrheit von sich selbst“ und der „Verantwortung für sich“ hervorbringen. Das Subjekt dieser Normalisierungsgesellschaft ist das „optimierbare und zu optimierende Subjekt“, das „die Arbeit der stetigen Verbesserung an sich selbst vorzunehmen hat“ (Holland-Cunz 2005: S. 38<sup>30</sup>). Thomas Höhne zu den subjekttheoretischen Veränderungen:

„Subjekttheoretisch wird hierbei der bildungstheoretische Topos der Selbstvervollkommnung des Subjekts als teleologischer Bezugspunkt des Bildungsbegriffs von der Figur des funktional unspezifischen, flexiblen Subjekts abgelöst, das aufgrund bestimmter Schlüsselkompetenzen in unterschiedlichen Kontexten agieren kann. (...) Der ins Zentrum gerückte Erwerb von Metafähigkeiten (Lernen des Lernens, Wissen des Wissens) zielt somit auf ein komplexes systemisches Wissen um die Vernetztheit des eigenen Selbst und eine kybernetische Technologie, sich in Rückkopplungspraktiken selbst zu steuern, zu dezentrieren und zu verändern, zu steigern und zu optimieren.“ (Höhne 2003: S. 99)

Gegenüber einem solchen Subjekt wirken das feministische Subjekt „Frauen“ sowieso aber auch das feministische „Subjekt mit Geschlecht“ doch sehr unflexibel, sehr hermetisch in ein Geschlecht verschlossen, sehr historisch geworden, veraltet, aus einem Jahrhundert der Revolutionen entstammend, aus vergangenen Zeiten.

Das Muster der Akademisierung, um diesen Punkt meiner historischen Analyse der Entstehung der feministischen Wissenschaft in der Wissenschaft wieder aufzugreifen, verträgt sich ganz offensichtlich nicht mit dem Geschlecht des Subjekts; die Akademisierung trägt die Subjekt-Objekt-Relation der Wissensrevolte und damit die spezifische Reflexivität des femi-

---

<sup>30</sup> Sie argumentiert mit Thomas Höhnes Kritik der Wissensgesellschaft, vgl. Höhne 2003b.

nistischen Diskurses nicht mit. Das mag nun daran liegen, dass das weibliche Geschlecht seit ehedem Ausschlusskriterium aus der androzentrischen Wissenschaft gewesen war, Geschlechtlichkeit für sie überhaupt das Merkmal von Unvernünftigkeit und Unwissenschaftlichkeit ist - oder es mag daran liegen, dass das Wissen der Wissensgesellschaft und mit ihr des neoliberalen Bildungsdiskurses (vgl. Höhne 2003b) keine Gebundenheiten des Subjekts akzeptiert. Die feministische Wissenschafts- und Subjektkritik, die diese Reflexivität fundiert, hat sich mit ihrem Entstehen seit Ende der Sechziger, Anfang der Siebzigerjahre immer wieder mit dem Verdacht der Unwissenschaftlichkeit auseinanderzusetzen - wie schon aus den regelmäßigen Notizen der sozialwissenschaftlichen und philosophischen Frauenforschung und feministischen Theorie zu den akademischen Anerkennungsverhältnissen zu entnehmen war -, wenn sie die spezifische Positioniertheit des Wissens und der Erkenntnis als Geschlecht und durch Geschlechtszugehörigkeit ins Spiel bringt. Auch die überdisziplinäre Objektwahl und damit Themenorientierung des feministischen Diskurses an der Universität sowie die Gleichzeitigkeit universitärer Verortung und der Zugehörigkeit zur Frauenbewegung versetzen die strategische Situation des Feminismus-Projekts in der Wissenschaft immer wieder in Spannung. Wenn es um die spezifische Position des Feminismus-Projekts an der Universität geht – d.h. die Position zwischen Wissenschaft und Frauenbewegung – erscheint es wie ein Kampf um Loyalität, der da auf der Diskursoberfläche ausgetragen wird. Beide Seiten, Universität und Frauenbewegung, scheinen eindeutige Verbindlichkeiten zu verlangen, die im feministischen Diskurs an der Universität eine Art permanenten Rechtfertigungszwang oder –druck erzeugt. In dieser Rechtfertigung ist eine ungeheure Produktivität und Energie des feministischen Diskurses gebunden. Der feministische Diskurs macht die Erfahrung, abhängig von zwei Gegnern zu sein, so strukturiert er jedenfalls seine Wahrnehmungssituation gewissermaßen als die Herausforderung kritischer feministischer Intellektualität.

Anfang der Neunzigerjahre gilt die Loyalität des feministischen Diskurses vor allem der Frauenbewegung, will sagen: die gemeinsame Verbindlichkeit, die auch die Zusammengehörigkeit stiftet, stellt sich ungebrochen über die kritische Solidarität her. Hierüber formuliert sich auch die Rechtfertigung des Diskurses vorrangig.<sup>31</sup> In einer Ausgabe der Zeitschrift für Frauenforschung von 1993 mit Beiträgen zu *einer Dekade Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland* spricht Carol Hagemann-White von der Befürchtung der Spaltung

---

<sup>31</sup> Wobei schon zu sehen gewesen war, wie der Ausweis der Wissenschaftlichkeit zum Standardrepertoire gehört. Vielleicht ist das so was wie eine Gewohnheit unter AkademikerInnen, um sich sicher im akademischen Feld fühlen zu können.

zwischen einer universitär ausgerichteten Frauenforschung und einer (gegenkulturellen) oppositionellen autonomen Frauenbewegung Anfang der Neunzigerjahre. Die Sorgen seien unbegründet gewesen:

„Die tatsächliche Entwicklung war eine andere. Einerseits fanden Begriffe, Problemstellungen und Forderungen aus der autonomen Frauenbewegung zunehmend in etablierten Zusammenhängen (Hochschulen, Verbänden, Parteien) Eingang, und auch deren Vertreterinnen besetzten vielfach dort Positionen. Andererseits hat sich die autonome Frauenbewegung im Verlauf der 80er Jahre ausgefächert, bietet das Bild einer ‚Frauenprojektebewegung‘, deren Vertreterinnen bald mit Routine staatliche Mittel fordern und beantragen. Der Wille, sich mit der Frauenbewegung verbunden zu verstehen oder dieser gegenüber die eigenen Politik in den Institutionen zu rechtfertigen, wird mit der Frage konfrontiert, wer denn, und wo die Frauenbewegung sei.“ (Hagemann-White 1993: S. 5)

Was ist Anfang der Neunzigerjahre passiert, was verändert sich im Spiralgang der Jahre 1990-1992?

Ich ziehe für meine Analyse nun die Bilanzen heran, die ich eingangs erwähnt habe. Nach 1992 werden sich die Regelmäßigkeit und Gemeinschaft des feministischen Diskurses in der Wissenschaft verändern; es werden verschiedene Denktraditionen beginnen, der feministische Diskurs in der Wissenschaft wird gegenüber der Frauenbewegung zu einer eigenständigen akademischen Öffentlichkeit von Frauen und (wenn auch wenigen, aber namhaften) Männern<sup>32</sup> und kritischen Intellektualität mit einem neuen Begriffsapparat und einer eigenen Sprache – eine abgrenzbare und abgegrenzte „Positivität“, die durch bestimmte diskursive Praktiken hervorgebracht worden ist und „Gegenstandsgruppen, Äußerungsmengen, Begriffsbündel und Serien theoretischer Wahlmöglichkeiten“ (Foucault (1997a): S. 258) gebildet hat.

#### *Veröffentlichungen von 1992: Geschichtsschreibung und Selbstverständigung*

1992 erscheint die erste grundlegende Einführung in die „Feministische Soziologie“, in der 2. Auflage 1997. Mit ihm beginnen im eigentlichen Sinne die feministische Forschung in den Disziplinen und die Kanonisierung feministischen Wissens über die Einschreibung in eine Disziplin. Diese Kanonisierung erfolgt auch als Zuordnung in die wissenschaftliche Gemeinschaft und mit ihr verbunden in die Statuten dieser Gemeinschaft: die Soziologie hatte sich der Frauenforschung als eine der ersten Disziplinen geöffnet, und in sie ordnen sich die feministischen Gesellschaftswissenschaften auch als erste ein. Sie geben sich ein soziologisches und akademisches Profil, und darin grenzen sie sich von anderen Formen der gesellschaftswissenschaftlichen Frauenforschung ab, sie werden zur feministischen Soziologie und ihren Vertreterinnen:

---

<sup>32</sup> Beispielhaft zu nennen wären da Michael Meuser und als internationaler Gast Robert Connell.

„Als Lehrende und Studierende der Soziologie waren wir uns einig: Wir brauchen dringend ein Lehrbuch, das eine übersichtliche Einführung in die Theorie, Geschichte und die zentralen Diskussionsfragen der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften bietet.“ (Brück et.al. 1992: S. 9)

Diese Kanonisierung bringt nicht nur eine Ordnung des feministischen Wissens als eines Wissens der Soziologie mit sich, sondern auch mit der genauen Beschreibung des Publikums eine Hierarchisierung der wissenschaftlichen Gemeinschaft der feministischen Wissenschaftlerinnen in der Soziologie. Sie führt Trennungen/Unterschiede ein zwischen den Personen, die sich für die feministischen Inhalte der Forschung interessieren. Sie wiederholt die Statusgruppen an der Universität und sie erklärt die Anderen des wissenschaftlichen Diskurses zu „LaiInnen“ (Brück et.al. 1992: S. 9). Sie bleibt der Frauenbewegung sicherlich treu, aber sie führt den Unterschied zwischen Frauenbewegung und feministischer Wissenschaft ein. Das „Arbeitsbuch“ (Brück et.al. 1992: S. 9) will einen „allgemeinverständlichen Überblick“ (Brück et.al. 1992: S. 9) bieten, aber gerade darin macht es einen Unterschied.

„Besonders wünschen wir uns, dass dieses Buch von StudentInnen, von SchülerInnen und Frauen in anderen Bildungsinstitutionen, die Soziologie oder Sozialwissenschaften als Fachrichtung gewählt haben, schon zu Beginn ihrer Ausbildung gelesen wird. Möglicherweise ersparen sie sich dadurch Irr- und Umwege, vielleicht auch Enttäuschungen, die wir, die Autorinnen, selbst erlebten. Denn uns wurde meist erst spät bewusst, dass es nicht unser eigenes Versagen war, wenn wir uns als Frauen an den Stätten und Werken des Lernens so unwohl fühlten. Erst nach und nach lernten wir, dass wir durch die strukturellen Gegebenheiten der wissenschaftlichen Institution ausgegrenzt werden. Vor allen Dingen möchten wir, dass Frauen ermutigt werden, ihre eigenen Interessen und Fragestellungen als wichtig und legitim in Studium und Lehre einzubringen und auf eine Behandlung zu drängen.“ (Brück et.al. 1992: S. 10).

In der Zeit zwischen der ersten Auflage und der zweiten Auflage dieses Arbeitsbuches (fünf Jahre) ist viel in der Frauenforschung passiert. In der Einleitung zur zweiten Auflage wird die Definition dessen, was „Feministische Soziologie“ sein soll, diskutiert und das damit verbundene Problem der „Grenzziehungen und Fixierungen“ (Brück et.al. 1997: S. 9) so gelöst, dass bewusst keine „einheitliche Antwort“ (Brück et.al. 1997: S. 9) gegeben wird, etwas, was bereits die 1. Auflage für sich noch beanspruchen gekonnt hatte. Das, was „Feministische Soziologie“ ist, wird 1997 als ein seit ihren Anfängen theorie- und wissenschaftspolitisches Feld beschrieben, das im Grunde genommen durch einen *gemeinsamen Streit* – das verbindende Prinzip der kritischen Solidarität und solidarischen Kritik - zusammengehalten wird.

„Feministische Soziologinnen, einschließlich der Autorinnen dieses Buches, haben kein einheitliches Verständnis, was Soziologie ist, was Feminismus ist bzw. was gar feministische Soziologie ist. Definitionen sind immer Grenzziehungen und Fixierungen. Jeder Definitionsversuch ist daher notwendigerweise mit Ein- und Ausgrenzungsprozessen und damit mit Macht verbunden. So betrachtet verwundert es kaum, dass seit den Anfängen der feministischen Wissenschaftskritik um die Benennung dessen, was Feministinnen theoretisch und politisch im Wissenschaftsbetrieb tun, gestritten wird. Der Streit um Begriff ist ein theoriepolitischer Streit um die Definitionsmacht – nicht nur in der Soziologie. (Brück et.al. 1997: S. 9)

Wer wissenschaftlich in etwas – in eine wissenschaftliche Teildisziplin, Fragestellung, Methoden, Arbeitsweisen, Geschichte, Biographien etc. – einführt, dokumentiert und analysiert den speziellen Forschungsstand. Die „feministische Soziologie“ hat es vorgemacht. Jedes wissenschaftliche Arbeiten beginnt mit der Bibliothek und der Datensammlung, und eine wissenschaftliche Einführung verfährt nicht anders. Sie entwickelt dabei das jeweilige Gebiet weiter und gibt ihm ein eigenes Profil – sie fixiert es in einer bestimmten Perspektive. Sie ist wie ein Gemälde, das einen bestimmten Moment, ein bestimmtes Ereignis festhält, und sie ist wie dieses Gemälde eine Interpretation, eine Neuschreibung, geprägt von der Perspektive. In diesem Fall bildet die Einführung in Feministische Soziologie, von einer Gruppe von sechs Soziologinnen geschrieben, das neue Profil der „feministischen Soziologie“ und zwar für den Moment der ersten Hälfte der Neunzigerjahre. In den anderen bisher genannten Bänden, die das Profil feministischer Wissenschaft in den Sozialwissenschaften geprägt und vorgestellt haben<sup>33</sup>, war von „feministischer Soziologie“ kein einziges Mal die Rede gewesen. Es war von „frauenbezogener Forschung“ (Kulke 1985) gesprochen worden, von „feministischer Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik“ (Beer 1987), von „feministischen Entwürfen“ (Rerrich/Hagemann-White 1988) oder eben von „Frauenforschung“ (Beyer/Lamott/Meyer 1988: S. 7) geschrieben worden, aber man kann insgesamt für die Achtzigerjahre festhalten, dass die disziplinäre Zuordnung innerhalb der Sozialwissenschaften eher vermieden worden war. Nun wird sie offensiv und sucht als Widerspruch und grundlegende Kritik den Anschluss an die Soziologie. Sie will kein „additiver Blick“ (vgl. Brück et.al. 1997: S. 12) sein; *sie will die Soziologie geschlechtertheoretisch neu begründen.*

„Dort, wo soziologisches Wissen gesichert zu sein scheint, wird aus Frauensicht alles wieder frag-würdig. Die gesamte Disziplin muss also aus dieser Sicht neu geschrieben werden. Vermeintlich gesicherte Positionen aufzugeben nicht leicht. Gerade die Soziologie ist jedoch als Gesellschaftswissenschaft aufgerufen, die sozialen Veränderungen, die in den letzten drei Jahrzehnten durch die Frauenbewegung in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens hervorgerufen wurden, zu erfassen und zu erklären. Dass sie sich dabei auch als Wissenschaft verändert, ist unvermeidlich und für alle Beteiligten unbequem.“ (Brück et.al. 1997: S. 13)

Diese feministische Soziologie grenzt sich 1997 ausdrücklich von der von Hannelore Bublitz vertretenen Geschlechterforschung ab. Geschlechterforschung, die das Geschlechterverhältnis nicht mehr als patriarchale Herrschaft fassen wolle, entpolitisiere die Geschlechterfrage: „Geschlechtsdifferente Zuschreibungen mit ihren impliziten Über- und Unterordnungsmechanismen finden schließlich nicht in einem herrschaftsfreien Raum statt.“ (Brück et.al. 1997: S. 12)

---

<sup>33</sup> vgl. Beyer/Lamott/Meyer (Hg.) 1983; Kulke (Hg.) 1985; Hagemann/White (Hg.); Beer (Hg.) 1987

Die im Umfeld der Hannoveraner sozialwissenschaftlichen Frauenforschung entwickelte feministische Theorie stellt sich Anfang der Neunzigerjahre andere Fragen und setzt sich mit dem Thema der Anslüsse und Besonderheiten der feministischen Forschung in den Sozialwissenschaften auseinander. Der von Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer herausgegebene und für die sozialwissenschaftliche Frauenforschung fast paradigmatisch gewordene Band „TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie“ begibt sich in das „Spannungsfeld von Tradition und Traditionsbruch“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 12) und bewegt sich ansonsten in der Geschichte der „Ungebundenheit des feministischen Denkens“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 10), auch wenn er den „theoretischen Erbschaften (...), die Frauenforschung angetreten hat“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 11), nachgehen will. Die *Ungebundenheit feministischen Denkens* mag von ihrem Ursprung her sich in der Wissensrevolte wieder finden, aber sie ist im wesentlichen auch ein Effekt der Selbstausrbeitung des feministischen Diskurses in der Wissenschaft, ein Ergebnis der Achtzigerjahre und der dort geführten Auseinandersetzungen über das Verhältnis der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und feministischen Theorie zur Wissenschaft. In ihren Entwicklungen, als kollektiver Erkenntnisprozess, hat sich das feministische Verhältnis zur Wissenschaft und zu Denktraditionen der Moderne und Postmoderne ausgestaltet.

Sie stellt sich in eine Reihe mit anderen kritischen Ansätzen in den Sozialwissenschaften und beansprucht für sich wie diese „Theorie in praktischer, emanzipatorischer Absicht zu betreiben und Anstöße zur Selbstreflexion zu geben“ (vgl. Knapp/Wetterer 1992: S. 9). Wie für die philosophische Frauenforschung und Feministische Philosophie wird kritische Intellektualität damit zum Erinnerungsfeld der feministischen Theorie, es ist also dieselbe theoriepolitische Strategie. Feministische Theorie ist interdisziplinäre Theorie der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. Frauenforschung ist hier identisch mit feministischer Wissenschaft, einerseits, spezifischer Forschungsansatz und spezifische Wissenschaftsgemeinschaft andererseits. Die Frage, die möglicherweise eine Wende in der Entstehungsgeschichte der Frauen- und Geschlechterforschung markiert (die Zeit der Krise, d.i. die Zeit einer Entscheidungssituation und der Höhepunkt einer Entwicklung), bezieht sich auf das Selbstverständnis der Frauenforschung als Wissenschaft.

„Kann es einen radikalen Neubeginn, eine feministische Wissenschaft als ganz andere, als ‚alternative Wissenschaft‘ überhaupt geben? Wie sieht das Verhältnis zwischen Aneignung und Kritik, Erbe und Innovation, Rückbesinnen und Abschied in der feministischen Theorie gegenwärtig aus? Rührt die Bindung an bestimmte Theorietraditionen nur daher, dass Wissenschaftlerinnen durch sie und in sie hineinsozialisiert wurden und Schwie-

rigkeiten haben, sich vom ‚Erbe der Väter‘ zu lösen? Oder gibt es gerade wegen feministischer Optionen auch gute Gründe, bestimmte Erbschaften nicht einfach auszuschließen?“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 9)

Radikaler Neubeginn oder gute Gründe, bestimmte Erbschaften nicht einfach auszuschließen - diese Fragen hätten die Geschichte der Frauenforschung bis hierher begleitet und so manche Kontroverse ausgelöst. Es scheint die Zeit einer Antwort, die sich auf Dauer stellen lässt, gekommen zu sein.

„TraditionenBrüche ist ein Beitrag zur Selbstverständigung über das, was Frauenforschung heute ausmacht, und zugleich ein Stück Geschichtsschreibung, das einen Zugang zu Ähnlichkeiten und Unterschieden zwischen verschiedenen Ansätzen feministischer Kritik ermöglichen soll.“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 10)

Der Band setzt die Auseinandersetzung über Gesellschaftsanalyse und feministische Kritik fort, die mit dem von Ursula Beer herausgegebenen Band 1987 begonnen worden war, und vertieft das dort angelegte Profil einer gesellschaftsanalytischen und wissenschaftskritischen Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. Dieses ist entstanden aus einem Diskussionszusammenhang, der sich mit der Hannoveraner Frauenforschung (insbesondere Regina Becker-Schmidt und eben Gudrun-Axeli Knapp) eng verbunden fühlt. (vgl. Beer 1987: S. 2) 1992 beschreiben Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer, dass diese Frauenforschung aus einer „Position der Dissidenz“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 10) heraus sich bestimmte Theorietraditionen und Denkbewegungen angeeignet habe:

„Entwickelt aus dem Impuls zur Kritik geschlechtsblinder oder männerzentrierter Wissenschaft, angelegt auf Traditionsbruch, zeigen sich doch in fast allen Ansätzen der Frauenforschung, neben feministischen Kurskorrekturen und Akzentsetzungen, deutlich die Spuren der ‚Väter‘ – und weniger ‚Mütter‘.“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 10)

Sozialwissenschaftliche Frauenforschung und feministische Theorie entwerfen sich als in einem unkonventionellen Sinn „ungebunden“ und zwar „unkonventionell“ in bezug auf die Konventionen innerhalb der Universität. Sie weichen von den (männerbündischen) universitären Gepflogenheiten ab, sind in gewisser Weise den Standards der Zitierung und „Ahnen“- und Kontaktpflege untreu und wollen als abweichend/abweichende Meinung trotzdem verstanden und anerkannt werden:

„Die Bereitschaft, unorthodoxe Wege zu gehen, die Neugier auf alles, was der Erkenntnis auf die Sprünge hilft, die Neigung zu ungewohnten Synthesen und eine Art offener Eklektizismus. Dies mag ein Stück weit zutreffen: Aus der Position der Dissidenz gegenüber dem sogenannten ‚male-stream‘ der Wissenschaften und der immer wieder Probleme aufwerfenden ‚Ortlosigkeit‘ feministischer Fragestellungen in der Alma Mater rührt eine spezifische Mischung aus Antidogmatismus und Entschiedenheit, die wir für ein Charakteristikum feministischer Wissenschaft im besten Sinne halten. Und sicherlich ist gerade das Moment des Herumsuchens und der Vagabondage ein Grund für die Lebendigkeit mancher feministischer Debatten.“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 10)

Die „Ortlosigkeit feministischer Fragestellungen in der Alma Mater“ bringt „eine spezifische Mischung aus Antidogmatismus und Entschiedenheit“ hervor – sie wird also produktiv ge-

wendet. Diese Position der Dissidenz kennzeichnet ein „im Widerspruch“-Sein; es ist die *Lösung*, die die feministische Theorie für den Umgang mit den Anerkennungsverhältnissen an der Universität wählt, die sie auch mit der feministischen Soziologie teilt, es ist ihr Gebiet der Aktualität („das die erlangten Lösungen umfasst, die gegenwärtigen Probleme definiert, den außer Brauch gekommenen Begriffen und Bestätigungen ihren Platz zuweist“, Foucault 1997a: S. 90), das sie herausgebildet hat und das Feminismus und Wissenschaft zusammen als Gebiet der Normativität konstituiert. Beide zusammengenommen – auf diese bestimmte Weise, wie sie oben vorgetragen wird - bestimmen, welche Aussagen zu dem Gebiet feministischer Theorie dazu gehören, was am Rande liegt, was unfeministisch ist und was unwissenschaftlich, und es scheinen beide Kriterien erfüllt sein zu müssen, um von „feministischer Theorie“ sprechen zu können. Denn welche Grenzen hat die „Vagabondage“? Sie ist nicht die „ganz andere Wissenschaft“, die manche in ihr hatten sehen wollen, sie ist eine bestimmte „Art und Weise der widerständigen und kreativen Aneignung bzw. Verknüpfung von Traditionen und im Zuspitzen von Fragen aufgrund eines politisch inspirierten Erkenntnisinteresses“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 11).

Über *Geschichtsschreibung* und *Selbstverständigung* sich neu zu gruppieren kann auch als theoriepolitische Strategie des Bandes „Feministische Vernunftkritik. Ansätze und Traditionen“ (vgl. Ostner/Lichtblau (Hg.) (1992)) gelten. Die von der Herausgeberin geschriebene Einleitung ist betitelt mit „Feminismus als kritische Tradition“ (Ostner 1992: S. 7) und feiert die Arbeit von „Wissenschaftlerinnen verschiedenster Disziplinen“, die „getragen von einer wachsenden Frauenbewegung“, (entsprechend der Gründungserzählung) vor 20 Jahren (Anfang der Siebzigerjahre) begonnen hätten, „die ‚intellektuelle Tradition der westlichen Kultur zu ‚dekonstruieren‘ (...), um sie dann in einer nächsten Phase, die (1992, RN) noch andauert, feministisch kritisch zu wenden“ (Ostner 1992: S. 7). Die Frauenforschung wird hier als „junge Tradition“ (Ostner 1992: S. 8) profiliert. Eine *Tradition* ist eine „Überlieferung“, ein „Brauch“ und eine „Gewohnheit“; wer eine Tradition stiften will, will ihre Überlieferung, will sie bewahren, will auch, dass sie zu etwas Alltäglichem wird – nicht im Sinne der Abnutzung, sondern – wenn es sich um Wissen handelt – um den Eingang eines Wissensbestandes in das Alltagswissen. Traditionen schaffen Verbindlichkeiten und verlangen Verbindlichkeit. Sie sind streng genommen vorvertragliche Verbindlichkeiten, also noch keine Konventionen. Trotzdem können sie – in einer Kultur verankert – hartnäckiger wirken als mancher Vertrag. Diese Frauenforschung will also eine Tradition sein und überliefert werden, und sie beansprucht das in gewisser Weise unabhängig – von der Frauenbewegung wie von der „Alma

Mater“, der Universität. Sie befindet sich offensichtlich nicht im eigentlichen Sinne in einem *Loyalitätskonflikt*, sie hat mit sich selbst und ihrer Zukunft genug zu tun. Sie hat ein Jubiläum zu feiern. Das Jubiläum von *20 Jahren Frauenforschung*, deren Geschichte sich entlang der Geschichte feministischer Debatten um Differenz auffächert. Diese „Geschichte der Debatten um Differenz“ (Fraser 2001: S. 254) ist eine Gruppe von Aussagen, die die Einheit und Konsistenz des feministischen Diskurses als *junge intellektuelle Tradition* stiftet.

„Nun steht Frauenforschung von ihrem kritischen Impetus nicht allein; sie teilt ihn mit verschiedenen geistigen Strömungen, z. B. einigen kultur-, zivilisations- oder modernekritischen, innerhalb der westlichen intellektuellen Tradition, und manchmal knüpft sie explizit an solche Traditionen an oder wiederholt sie, ohne es zu wissen. So kann man, sehr vereinfacht, auch im Feminismus zwischen drei Positionen unterscheiden. Die erste pocht auf *Egalität*, weil Differenz bislang zu häufiger Rechtfertigung ungleicher Teilhabechancen von Frauen diente (...); statt auf Differenz verweist sie auf Ungleichheit(en). Die zweite betont im Gegenzug die im Egalitätsbegriff verneinte (Geschlechts)*Differenz*; die dritte schließlich entzieht sich der Stellungnahme, indem der einen gleichen Wahrheit wie der einen gleichen Differenz des Geschlechts die dynamische Vielfalt der Differenzen entgegengesetzt wird. (...)“ (Ostner 1992: S. 8)

Die Übereinstimmungen zwischen den verschiedenen Entwürfen von feministischer Soziologie, feministischer Theorie als kritischer Theorie und als feministische Vernunftkritik sind sehr gut zu sehen. Sie teilen einen, wie Ostner ihn nennt, „kritischen Impetus“, sie haben sich aufgefüchert in verschiedene Positionen, die sich entlang der fundierenden Geschlechterdifferenz trennen, sie haben das Erinnerungsgebiet kritischer Intellektualität gemeinsam, sie teilen ein feministisches Gebiet der Normativität und auch den „Fokus kritischer Analyse“: d.i. die „Untersuchung der Geschlechterverhältnisses“ (Ostner 1992: S. 8). In ihrer Wissenschaftlichkeit haben sich alle drei Ansätze ausgewiesen. Ilona Ostner spricht sogar von einer „Vielfalt von Frauenforschungsparadigmata, die von exklusiven Forscherinnengemeinschaften samt ihren jeweiligen, ebenso exklusiven Netzwerken entwickelt wurden“ (Ostner 1992: S. 9). Das Prinzip gemeinsamer Verbindlichkeit, kritischer Solidarität, solidarischer Kritik wird zum Prinzip der Vernetzung innerhalb der feministischen scientific community und zum Prinzip feministischer Theoriebildung.

„Damit würde sich die Frage erübrigen, ob eine bestimmte Frauenforschung überhaupt Frauenforschung sei. Als junge Disziplin, die beansprucht interdisziplinär zu arbeiten, deren Gegenstand zugleich dynamisch ist, muss sich insbesondere sozialwissenschaftliche Frauenforschung geradezu absichtlich in einem ‚vorparadigmatischen‘ Zustand, also konzeptionell in der Schwebelage halten.“ (Ostner 1992: S. 9)

Damit würde sich auch die Frage erübrigen, ob die Akademisierung der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und feministischen Theorie oder feministischer Vernunftkritik ihre Normalisierung im Kuhnschen Sinne bedeutet. Wenn es um das Paradigma gehen sollte: nein, ein Paradigma, würde es mit Ostner heißen, bildet sie nicht heraus, das kann sie nicht, weil sie es nicht *will*. Was nun die Position des Subjekts betrifft, ist diese bei allen drei Ansätzen mit

„Frauen“ besetzt – allerdings bei der kritisch-theoretischen feministischen Theorie sowie der feministischen Vernunftkritik nicht endgültig, nur die feministische Soziologie zieht noch die „Sicht der Frauen“ als eine Aussageebene mit ein. Die Frage des erkennenden Subjekts bleibt ansonsten ausgespart und geht gleichsam in der Erinnerung an kritische Intellektualität und ihrer „Subjekte der Kritik“ auf. Auf die *Abgrenzungskämpfe innerhalb der Frauenforschung* seit Ende der Achtzigerjahre, wie sie in der philosophischen Frauenforschung ausgetragen wurden, lassen sich die Vorstellungen feministischer Soziologie, kritisch-theoretischer feministischer Theorie und feministischer Vernunftkritik nicht ein.

Ganz anders dagegen verhält es sich bei dem dekonstruktiven Feminismus 1992. Er entwirft *ein vollkommen anderes Bild der Frauenforschung* in dem von Barbara Vinken 1992 herausgegebenen Sammelband „Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika“ – dem ersten Sammelband zum Themenfeld „Dekonstruktion und Feminismus“. Mit diesem Sammelband wird der dekonstruktive Feminismus als eigenständiges und fortgeschrittenes Theorieprojekt und Theorieprogramm in den deutschsprachigen feministischen Diskurs auf der Ebene der Programmatik eingeführt: „Der dekonstruktive Feminismus hat eine Theorie des Lesens und eine Theorie der Frau, eine Theorie der Subjektivität und eine Theorie des Geschlechts.“ (Vinken 1992: S. 19) Frauenforschung wird zum Kontrastprogramm des dekonstruktiven Feminismus und darin zu einem gescheiterten Projekt der Vergangenheit. Dieser Kontrast wird aufgebaut über den Streit in der (germanistischen und literaturwissenschaftlichen) Frauenforschung über weibliches Schreiben bzw. über die Frage, was soll das sein: wie eine Frau schreiben? Frauenforschung steht in diesem Kontrast für einen „frauenzentrierten Feminismus“, ist also keine Chiffre mehr für vielfältige und sehr konträre Positionen im (wissenschaftlichen) Feminismus. (vgl. Vinken 1992: S. 22) Von einer derartig auf eine einzige politische Position und eine einzige erkenntnistheoretische Perspektive reduzierten „Frauenforschung“ grenzt sich der dekonstruktive Feminismus ab und will das eigentliche feministische Kritikprojekt der Zukunft sein, das auch die alten „politischen Ziele“ (Vinken 1992: S. 26) des Feminismus nicht aufgibt. Dessen Kategorie der Geschlechterdifferenz sei durchschaut und überholt, gleichwohl sei der „Kategorienfehler der Ineinssetzung von biologischer und symbolischer Ordnung“ (Vinken 1992: S. 22) weiterhin zu bearbeiten - allerdings dekonstruierend und nicht in der Umkehrung der Frauenforschung wiederholend. Damit setzt sich der dekonstruktive Feminismus gleichzeitig vom Postfeminismus ab:

„Wie Drucilla Cornells Strategie eines begrenzten ‚Bündnisses‘ des Feminismus mit der Dekonstruktion zeigt, können Prioritäten ohne politische Vorentscheidungen nicht gesetzt werden. Denn so richtig der Befund sein

mag, dass die Dichotomie von ‚weiblich‘ und ‚männlich‘ Metaphysik ist, so bleibt der Schluss, den der Postfeminismus daraus zieht, nicht nur fatal, sondern falsch. Die politischen Ziele des Feminismus sind nicht deswegen überholt, weil die gesellschaftliche Konstruktion von Geschlecht durchschaut ist. Gewiss ist die Dichotomisierung von ‚weiblich‘ und ‚männlich‘ Meta-physik und zur Ideologie geworden; aber das ändert nichts an dem Faktum, dass wir geschlechtliche Identität ausbilden und als ‚Männer‘ und ‚Frauen‘, als biologische Kasten in der damit einhergehenden Hierarchisierung wahrgenommen werden. In einer faktisch von männlichem ‚homo-sozialem Begehren‘ (Eve Sedgwick) geprägten Gesellschaft führt kein Weg um die alten Forderungen des Feminismus herum.“ (Vinken 1992: S. 26)

Folglich bietet sich der dekonstruktive Feminismus als der zukünftige Feminismus an. Sein Motto könnte lauten: der Feminismus muss dekonstruktiv werden, will er Bestand haben. In gewisser Weise erklärt der dekonstruktive Feminismus die Frauenforschung oder den „frauenzentrierten Feminismus“ zur traditionellen Theorie und verfolgt damit die bekannte und überlieferte theoriepolitische Strategie, sich als Neues in einer Wissenschaft allgemein zu setzen und zur Zukunft der Wissenschaft zu erklären. Man könnte so weit gehen zu sagen: was der Frauenforschung die androzentrische traditionelle Theorie ist, ist dem dekonstruktiven Feminismus die Frauenforschung. Entsprechend dieser Logik geordnet ist der dekonstruktive Feminismus nicht weniger ein Ausschließungssystem mit einem jeweils „Anderen“, über dessen Zurückweisung sich der Diskurs nach innen vereinheitlicht und vereindeutigt, wie die Frauenforschung, der er diese Logik vorwirft. Die Frauenforschung ist dem dekonstruktiven Feminismus das konstitutive „Andere“, und darin weist sich seine Formation als eine *innerfeministische* aus.

Argumentativ vollzieht der dekonstruktive Feminismus die Abkehr von der Geschlechterdifferenz als fundierender Differenz im Feminismus, von „authentischen Erfahrungen“, der „Identität eines weiblichen Selbsts“ (Vinken 1992: S. 21), weiblicher Unterdrückung, „sex“ als biologisches Geschlecht oder essentielle Gegebenheit. Aufgegriffen wird dabei zum ersten Mal auf der Ebene der Programmatik des Diskurses die englischsprachige feministische Debatte über „sex“ (biologisches Geschlecht) und „gender“ (soziales Geschlecht). Auch wenn „gender“ 1990 (vgl. Krüll 1990) eingeführt worden war, stand „gender“ in dem dortigen Kontext doch mehr für die ins Englische übersetzte Kategorie „Geschlecht“ der deutschsprachigen Debatte als für die „sex/gender-Debatte“ in den USA. 1992 greift der dekonstruktive Feminismus diese nun auf und setzt sich mit den o. g. Argumenten vom „frauenzentrierten Feminismus“ ab mit dem zentralen Vorwurf, die Frauenforschung/der frauenzentrierte Feminismus würde „sex“ und „gender“ (heimlich) wieder in eins setzen, wenn er davon ausginge, „dass eine weibliche Autorin als Frau und wie eine Frau für Frauen schreibt – weib-

liche Erfahrung kommuniziert“ (Vinken 1992: S. 21).<sup>34</sup> Anders gesagt: letztendlich argumentiere die Frauenforschung (ihre Kategorie Geschlecht als sozialer Konstruktion oder Strukturkategorie findet keine Erwähnung, sie ist vielleicht auch in der germanistischen und literaturwissenschaftlichen Frauenforschung unbekannt) oder der frauenzentrierte Feminismus doch biologistisch, essentialistisch, ontologisch – je nach politischer Präferenz. Demgegenüber besteht der dekonstruktive Feminismus gerade in seiner besonderen Art einer neuen oder anderen historischen Vorgehensweise: „Dekonstruktion verhindert historische Fragen nicht, sondern stellt sie neu.“ (Vinken 1992: S. 22) In der Abgrenzung zur Frauenforschung wird deutlicher, was damit gemeint ist:

„Für die Probleme einer konstruktiven Frauenpolitik wird das feministische Potential der Dekonstruktion in dem Moment interessant, in dem ‚Frauenforschung‘ zum ungefährlichen Alibi geworden und im Ghetto unmaßgeblicher Beschäftigungs-Therapie gelandet ist. (...) Frauenforschung bestätigt die phallogozentrische Ordnung der Dinge am eigenen Leibe; unfähig, sie zu durchschauen, ist sie auch unfähig, sie zu unterlaufen. (...) Frauenforschung kann an der herrschenden Ordnung der Dinge nicht von allgemeinem Interesse sein, weil es in ihr per definitionem um das Erforschen von Partikulärem geht. (...) Frauenforschung erforscht, was die Frau ‚als Frau‘ anders macht (...). (...) Deswegen sprechen über den Menschen bekanntlich nur Männer. Die Politik des Feminismus beginnt durch die Dekonstruktion einen Ansatz, Instrumente der Analyse, Fähigkeit zum anderen Lesen; das heißt vor allen Dingen die Möglichkeit, die herrschende Ordnung der Dinge, statt sie zu naturalisieren, zu unterminieren.“ (Vinken 1992: S. 23)

Offen bleibt die Frage, ob eine solchermaßen dekonstruktiv werdende Frauenforschung noch Frauenforschung ist bzw. sein kann.

Die Krise der Geschlechterdifferenz im Feminismus kommt gerade in diesem letzten Verständnis von Frauenforschung als frauenzentriertem Feminismus am deutlichsten zum Ausdruck. „An die Stelle der Frage: Was ist eine Frau, tritt die Frage: wie wird man eine Frau.“ (Vinken 1992: S. 11) – das ist die ganz neue Frage für den dekonstruktiven Feminismus. Und doch ist sie nicht nur in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung, wie zu sehen war, bereits gestellt worden, sondern sie ist auch ganz alt – wenn frau an Simone de Beauvoir z.B. denkt. Mit dem dekonstruktiven Feminismus oder dem Streit um Feminismus und Postmoderne wird diese Frage neu gestellt, und sie führt zu neuen Verwerfungen im zeitgenössischen feministischen Diskurs. Für die *diskursive Praxis* der Frauenforschung wird sie neu gestellt, und diese Neuformulierung als Prozedur der Intervention *innerhalb* des feministischen Diskurses verändert seine Wahrnehmungssituation nachhaltig: wie zu sehen war, verändert sich seine Wahrnehmung von der Frauenforschung und seine Formulierung politischer und wissenschaftlicher Visionen.

---

<sup>34</sup> Diese Auffassung ist bekannt aus der Selbsterfahrungsliteratur, man denke z.B. an das berühmte Buch von Verena Stefan „Häutungen“.

Die genannten vier Sammelbände (vgl. Brück et.al. (Hg.) 1997, Knapp/Wetterer (Hg.) 1992, Ostner/Lichtblau (Hg.) 1992, Vinken (Hg.) 1992) dokumentieren diese Verwerfungen sozusagen in dem Moment des Ereignisses. Deutlich wird dies nur in der historischen Analyse. In seinem Moment als historisches Ereignis ist es Erkenntnisprozess und Neuverhandlung gemeinsamer Verbindlichkeit, die sich als „plötzlich“, als Bruch gestaltet.

Die Krise kommt zum Ausdruck als „*Veränderung*“:

Sei es der Wandel der „Perspektivenwahl“ (Brück et.al. 1997: S. 12) der feministischen Wissenschaft, die sich in der veränderten Definition „Frauenforschung – Geschlechterforschung - Feministische Forschung“ (Brück et.al. 1997: S. 10) niederschlägt. Oder sei die sich zunehmend disziplinär orientierende und organisierende Frauenforschung wie die *feministische Soziologie* – „Geschlechterperspektive“ und feministische Perspektive. Es bleibt allerdings die Konzeption von feministischer Theorie und Forschung als Kritik. Nur wird nun das, was diese Kritik ausmacht, neu bestimmt oder beginnt der Prozess ihrer Neubestimmung in den verschiedenen Disziplinen der Gesellschaftswissenschaften und innerhalb der feministischen Theoriebildung innerhalb der Sozialwissenschaften und Feministischen Philosophie.

Diese Veränderung, und das wird nun zu einem neuen Erinnerungsgebiet innerhalb des feministischen Diskurses aufgemacht, wird als Folge des postmodernen Denkens und seiner Auswirkungen auf die feministische Theorie – wenn auch unterschiedlich - thematisiert. Dem dekonstruktiven Feminismus wird die Frauenforschung als frauenzentrierter Feminismus zur Vergangenheit, zur „traditionellen“ feministischen Theorie innerhalb des feministischen Diskurses.

Demgegenüber wird innerhalb der Frauenforschung als junger intellektueller Tradition die Veränderung zum Ablöseprozess von der „starren Geschlechtsidentität“. „Was tritt an die Stelle?“ (Ostner 1992: S. 14), stellt sich ihr dann als die neue zentrale Frage. Anstatt der starren Geschlechtsidentität als Fundament des feministischen Diskurses tritt 1992 für die feministische Vernunftkritik die Kategorie „Geschlecht“, die als kritische Kategorie trotz aller Differenzierungsprozesse im Diskurs grundlegend wird für eine neue feministische politische Theorie. Diese *feministische Vernunftkritik* stellt sich neu auf als „eine auf Geschlecht und das Geschlechterverhältnis fokussierende kritische Perspektive“ (Ostner 1992: S. 15). Die Nicht-Thematisierung des Subjekts feministischer Erkenntnisprozesse lässt die neuen Probleme oder

Spannungen feministischer Wissenschaft zur dieser Zeit ungelöst. In der Praxis, das war auch schon zu sehen, sind diese Spannungen nicht neu, sondern hatten spezifische Lösungen erfahren, aber sie werden ganz offensichtlich – besonders im dekonstruktiven Feminismus – *vergessen*.

Es ist allenthalben ein Unbehagen in der feministischen Theorie und sozialwissenschaftlichen Frauenforschung zu spüren. So drückt die *Frauenforschung als junge intellektuelle Tradition* ihre Sorge aus: dass sich die feministische Kritik entkerne, wenn sie sich von der „up to date-Antwort“ (Ostner 1992: S. 21) der Postmoderne auf den sozialen Differenzierungsprozess der Moderne verführen ließe. Die Postmoderne und „das waltende Plädoyer für die Unendlichkeit des Nicht-Identischen“ (Ostner 1992: S. 22) kaschiere eine Scheu, Stellung zu beziehen. „Wie aber funktioniert dann noch Kritik?“ (Ostner 1992: S. 22) Das Wissen um das, was feministische Kritik ist, scheint in dieser Krise der Geschlechterdifferenz unsicher zu werden. Das ist eine wichtige Verschiebung: Feministische Kritik war nie einheitlich, nicht wenig zerstritten und gerade im Gleichheit/Differenz-Streit auch ausgesprochen widersprüchlich, ja eine fast paradox strukturierte Theorieposition, aber sie war von ihrem Grundverständnis her als Kritik an Sexismus, patriarchaler Geschlechterordnung und Androzentrismus der Wissenschaft doch nie *unsicher* gewesen.

Für den Ansatz, der sozialwissenschaftliche Frauenforschung und feministische Theorie als kritische Theorie profiliert, liegt die Veränderung in der Erfahrung dieses „Anders Denkens“ und ihrer zurückliegenden Geschichte (einschließlich der Freiheits- und Wissensrevolte). Tatsächlich geht diese Frauenforschung aus ihrer Erfahrung *als* Frauenforschung verändert hervor. Sie verabschiedet die „verführerische Idee von Frauenforschung als der ganz anderen Wissenschaft“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 11) und stellt sich der Auseinandersetzung mit „den theoretischen Erbschaften, die Frauenforschung angetreten hat“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 11). Dadurch wird das Spezifische der Frauenforschung deutlich: nicht als das ganz „Andere“, sondern als das ganz Eigene/Eigenwillige in der Wissenschaft und als kritische Intellektualität.

„Das Spezifische feministischer Theorie liegt nach unserer Auffassung weniger in der Radikalität von Zäsuren, die sich bei näherem Hinsehen oft als Verbal-Sezessionen entpuppen, als in der Art und Weise der widerständigen Aneignung bzw. Verknüpfung von Traditionen und im Zuspitzen von Fragen aufgrund eines politisch inspirierten Erkenntnisinteresses.“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 11)

Diese kritische Theorie hat mit ihrer Position der Dissidenz im Gegensatz zur Frauenforschung als junger intellektueller Tradition eine argumentative Sicherheit entwickelt, die sie offensichtlich dazu befähigt, sich ganz neu ins Verhältnis zu den Theorietraditionen zu setzen, die sie beerbt, respektiert oder ablehnt. Sie tritt aus dem alten Loyalitätskonflikt – zwischen Frauenbewegung und Wissenschaft zu stehen – heraus und beansprucht für sich den Ort der „Ungebundenheit feministischen Denkens“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 10) mit dem „politisch inspirierten Erkenntnisinteresse“, d.h. einem Erkenntnisinteresse, das zwar ihre Impulse aus der Frauenbewegung erhält, das aber vor allem und zuerst sich selber gegenüber als einer wissenschaftlich arbeitenden kritischen Intellektualität rechenschaftspflichtig ist und für sich eigenwillige Herangehensweisen und theoretische Positionen, die Ausarbeitung unabhängiger feministischer Gesellschaftsanalyse und Herrschafts-/Patriarchats-Kritik beansprucht.

Insofern liegt die Veränderung für diese kritisch-theoretische feministische Frauenforschung darin, nach der Zeit der Pluralität der Positionen nun eine Bestandsaufnahme machen zu können - eine Festlegung und Begrenzung des Diskurses, die sichtbar macht, was Frauenforschung geworden ist und was ihre „Wahrheit“ ausmacht – eine Festlegung, vor der die Frauenforschung bis dahin zurückscheute: nämlich eine Festlegung auf eine „substantielle Theorie gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse“, eine *wissenschaftliche* „Analyse des Geschlechterverhältnisses (...) (rückbezieht) auf eine Untersuchung der soziokulturellen Zusammenhänge, in die es eingebunden ist“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 11) .

Die Verschiebung im Subjekt-Objekt-Verhältnis, die bei dem Ansatz von Frauenforschung als junger intellektueller Tradition zu beobachten war, ist auch hier zu finden. Die Frauenforschung, die sich zur kritisch-theoretischen feministischen Wissenschaft ausgearbeitet hat, hat, wie gesagt, ebenfalls den *Fokus Geschlechterverhältnis* und „alle gesellschaftlichen Formen von Herrschaft, die Frauen betreffen“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 11). Doch behält das Subjekt sein Geschlecht, auch wenn es hinter das Objekt zurücktritt. Das Erkenntnissubjekt ist noch im Kontext kritischer Intellektualität ein kritisches weibliches Wissenssubjekt. Diese Frauenforschung hat sich zu einer stabilen wissenschaftlichen Gemeinschaft feministischer Sozialwissenschaftlerinnen entwickelt, die Kontroversen, theoretische Spannungen und Unterschiedlichkeiten, ja sogar „theoretische Moden und Zeitgeistphänomene“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 19) aushält. Hier ist also nichts unsicher und keine verunsichert.

Was sich verändert, ist, wie gesagt, die *Eigenständigkeit*, die die Frauenforschung für sich beansprucht und damit verbunden der Grad ihrer Ausarbeitung als Wissenschaft. Die kritisch-theoretische feministische Frauenforschung sieht sich „in einer Reihe kritischer Ansätze in den Sozialwissenschaften“, mit denen sie den „Anspruch“ teilt, „Theorie in praktischer,

emanzipatorischer Absicht zu betreiben und Anstöße zur Selbstreflexion zu geben“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 9). Kritisch-theoretische feministische Wissenschaft bedarf „– neben der Arbeit mit Erfahrungen von Frauen – einer theoretischen Analyse der kapitalistisch-patriarchalen Gesellschaft“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 15). Sie betreibt Herrschaftskritik, Analysen sozialer Ungleichheit und „Kritik geschlechtsblinder oder männerzentrierter Wissenschaft“ (Knapp/Wetterer 1992: S. 10). In direkter Nähe und damit auch Konkurrenz zu den etablierten Formen kritischer (Gesellschafts-)Theorie fordert sie diese heraus, ihre Maßstäbe zu verändern und die Ansprüche an die Substantialität ihrer Theorien zu überprüfen.

*Was also bildet sich im Spiralgang der Jahre 1990-92 heraus?*

In der Gleichzeitigkeit des Spiralgangs bilden sich drei Modelle der Frauenforschung/feministischer Wissenschaft in den Sozialwissenschaften und feministischer Theorie heraus, die sich ergänzen könn(t)en, die sich aber auch – zum Teil noch im Muster kritischer Solidarität, solidarischer Kritik - widersprechen.

**(I) Feministische Wissenschaft als Disziplin, Teildisziplin, eigenständige Philosophie und „junge intellektuelle Tradition“** – Feministische Philosophie (Nagl-Docekal 1990/94), Feministische Soziologie (Brück et.al 1992 und 1997), Frauenforschung und feministische Vernunftkritik (Ostner 1992)

**(II) Feministische Wissenschaft als kritisch-theoretische feministische Theorie** – die Hannoveranerinnen um Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp

**(III) Frauenforschung oder frauenzentrierte Wissenschaft als traditionelle feministische Theorie** – *Beispiel:* Kritik des dekonstruktiven Feminismus

Vielleicht muss sich der dekonstruktive Feminismus vor diesem Bild der Bewegungen in der Frauenforschung und feministischen Theorie gefallen lassen, dass ihm nachgesagt werden kann, das gemeinsame Verbindliche – die kritische Solidarität – in dem Moment aufgekündigt zu haben, wo er die Zukunft des feministischen Diskurses für sich beansprucht hat. Vielleicht ist aber auch die Unruhe, die er in der feministischen Theoriebildung ausgelöst hat, darauf zurück zu führen, dass er den Geltungsanspruch des zu diesem historischen Zeitpunkt im feministischen Diskurs hegemonial werdenden humanistischen Feminismus radikal ausgebremst hat. Er treibt die sozialwissenschaftliche Frauenforschung an die Grenzen ihrer diskur-

siven Formation, zwingt sie, sich erklärtermaßen neu zu definieren, sich zu überdenken, er prangert auch mit einer seiner Radikalität dienlichen Geschichtsvergessenheit und Unkenntnis sozialwissenschaftlicher Frauenforschung und feministischen Theoriebildung ihre Ordnung an, die sie bis dahin in ihren vielfältigen Erkenntnisprozessen herausgebildet hat, er ist der Frauenforschung ihre aus sich heraus erzeugte Herausforderung. Er verstört die feministischen Machtverhältnisse, er ist anmaßend. Er ist der Widerspruch im Widerspruch der Frauenforschung.

„Eine Erfahrung ist etwas, aus dem man verändert hervorgeht“ (Foucault 1997b: S. 24)

Aus dem Spiralgang der Jahre 1990-1992 geht die Frauenforschung verändert hervor. Sie ist nicht mehr die plurale, reflexive, *eine* Frauenforschung, die sie vorher gewesen war. Sie behält sich zwar weiterhin und in jedem Profil, das sie annimmt (s.o.), vor, Ort der theoretischen Debatten der Frauenbewegung zu sein, aber ab diesen Zeitpunkt der Festlegung und Begrenzung des feministischen Diskurses entwickeln sich die Positionen und Positionierungen auf eine neue Art auseinander. Dem Moment dieser Ausdifferenzierung gehen die zunehmende Akademisierung des Diskurses sowie die Etablierung ihrer Akteurinnen und der Erfolg ihrer wissenschaftspolitischen Strategien der Institutionalisierung der Frauenforschung und feministischen Theorie voraus. Auf das Trennende durch diesen Erfolg und die Akademisierung hat sich der feministische Diskurs bis heute geeinigt. (vgl. Holland-Cunz 2003, Hark 2005) Aber was ist eigentlich das Besondere, was da im Spiralgang passiert? Man sieht hier eine besondere Form der Reflexivität des feministischen Diskurses in der Wissenschaft, die eine *Gleichzeitigkeit des Sich-Rückbeziehens des Diskurses auf seine Politik und auf seine Wissenschaft* ist. Während wissenschaftliche Perspektiven, Methoden/Methodologien, Theorien angeeignet und überarbeitet werden, verständigt sich die Frauenbewegung über ihre politische Handlungsfähigkeit. Die „gereizte Debatte“ (Butler 1997: S. 27) in der Frauenbewegung über Geschlechterdifferenz und Differenzen zwischen Frauen verschraubt sich im Spiralgang des Feminismus-Projekts in der Wissenschaft mit seinen Ausarbeitungen als und Aneignungen von Wissenschaft. Die Überarbeitungen der Kategorien ist eine politische und wissenschaftliche zugleich. Im alten und zwar für die Frauenforschung – das darf nicht vergessen werden – *konstitutiven Loyalitätskonflikt*, sich zwischen Wissenschaft und Frauenbewegung zu bewegen, scheint diese Gleichzeitigkeit die Frauenforschung auseinander zu reißen.

Die „*gemeinsame Verbindlichkeit*“ des feministischen Diskurses, d.i. die „Anerkennung derselben Wahrheiten und Akzeptierung einer – mehr oder weniger strengen – Regel der Über-

einstimmung mit den für gültig erklärten Diskursen“ (Foucault 1998: S. 29), die die Geschlechterdifferenz gewesen war und die das feministische Subjekt der Kritik fundiert hatte, verändert sich. *Mit dem Fokus „Geschlecht/Geschlechterverhältnis/se“ müssen neue Übereinstimmungen gesucht werden.* Denn was kann nun die Einheit des Diskurses gewährleisten – wie auch immer plural die Einheit der Frauenforschung vorher auch gewesen sein mag? Es scheint so zu sein, und das spiegelt sich in den unterschiedlichen Modellen von Frauenforschung und feministischer Wissenschaft wider, dass ab sofort *andere* Verbindlichkeiten das *grundlegende* Fundament, d.i. die Identifizierung, ersetzen müssen: wohl funktioniert die Verbindlichkeit zur Frauenbewegung und ihrer politischen Erfahrung nach wie vor; aber dann organisiert die Verbindlichkeit zur Universität und ihrer Anerkennungsverhältnisse das Erinnerungsgebiet und Gebiet der Normativität neu; schließlich folgt nun der Anschluss an die Disziplinen, die die Verankerung einer kritischen weiblichen Intellektualität, wie sie besonders von den Modelliererinnen der Feministischen Wissenschaft als Disziplin, Teildisziplin oder eigenständige Philosophie entworfen wird, an der Universität zu garantieren scheint – aber die Geschlechterdifferenz als fundierender Differenz muss eben aufgegeben werden. So arbeiten sich die Anerkennungs- und Akzeptanzverhältnisse der Frauenforschung neu aus. Mit diesen Neuarbeitungen entstehen nach 1992 neue Formen der Anerkennbarkeit (vgl. Butler 2003) im Feminismus-Projekt in der Wissenschaft, und ihr Subjekt mit Geschlecht muss sich neu positionieren.

### 3 Gender und Feminismus in den Disziplinen (1994-2001)

Der Krise der Geschlechterdifferenz und der Anerkennung in der Wissenschaft folgte ein intensivierter Prozess der Akademisierung der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung und feministischen Theorie, intensivierter durch eine zunehmende Disziplinenorientierung/(Selbst-)Disziplinierung. So war bereits zu sehen gewesen (vgl. 2.3.), dass mit den unterschiedlichen wissenschaftlichen Profilen eine stärkere Orientierung an den Denktraditionen und Fachkulturen von Soziologie und Philosophie einherging. Offen war Anfang der Neunzigerjahre, wie weit diese Orientierung gehen würde bzw. was sich mit ihr verändern würde. Auch war schon deutlich geworden, dass Gender und Gender-Perspektive im deutschsprachigen Diskurs zu einem Zeitpunkt auftauchen, wo erstens mit der Strukturkategorie Geschlecht und der sozialen Konstruktion Geschlecht sich zwei theoretisch grundlegende Ausarbeitungen der Kategorie Geschlecht im feministischen Diskurs in den Sozialwissenschaften zu etablieren begannen und zweitens der Institutionalisierungsprozess der Frauenforschung auf innere und äußere Grenzen stieß/zu stoßen schien. Die Krise der Geschlechterdifferenz und der Anerkennung hatte zu einer intensiven Selbstverständigungsdebatte der Frauenforschung in der ersten Hälfte der Neunzigerjahre geführt, die verschiedene theoriepolitische – oder mit Alex Demirović „wahrheitspolitische“ - „Nachträglichkeitseffekt(e)“ (Demirović 1999: S. 15) produzierte. Im Grunde geht es bei Wahrheitspolitiken immer darum, eine Einheit der Theorie und Wissenschaft zu erzeugen, die man darstellen will: indem man sich einen Verständigungskontext schafft, Themenfelder besetzt, Begriffssysteme ausarbeitet, einen Kreis von Interessierten und SchülerInnen bildet, sich eine Geschichte schreibt: eine spezifische theoretische und wissenschaftliche Kultur und Identität herausbildet. (vgl. Demirović 1999: S: 15/16) Die Gründung solcher Netzwerke wie die Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der DGS ist so eine Wahrheitspolitik, die sich einen Verständigungskontext, einen Kreis von Interessierten, Themenfelder und Begriffssysteme schafft bzw. in den Achtzigerjahren geschaffen hat und die mit der Krise der Geschlechterdifferenz nun Anfang der Neunzigerjahre ihr theoretisches und politisches Fundament neu bestimmen muss. Im Streit über die Bedeutung von *Gender* bzw. den *Begriff der/des Geschlechterverhältnisse/s* und damit über das Subjekt-Objekt-Verhältnis in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und feministischen Theorie wird „eine Kontinuität und Tradition der eigenen Theorie“ (Demirović 1999: S. 15) hergestellt, die zugleich mit einer Neuschreibung der Theoriegeschichte verbunden ist – was besonders deutlich bei dem dekonstruktiven Feminismus geworden ist. Mit Gender schreibt sich der feministische Diskurs in den Sozialwissenschaften neu,

mit ihm spitzt sich die Selbstverständigung krisenhaft zu. Die Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der DGS trägt dies seit Anfang der Neunzigerjahre (vgl. Mathes 1993: S. 36) über die Frage aus: was betreiben wir eigentlich – „Frauenforschung – Geschlechterforschung – Feministische Forschung“ (Brück et.al. 1997: S. 10)?

„Einige Wissenschaftlerinnen argumentieren, bereits seit den Anfängen der neuen Frauenbewegung zu den Geschlechterverhältnissen geforscht und diese ‚Geschlechter‘forschung als ‚Frauen‘forschung bezeichnet zu haben. Sie plädieren vor allem aus Gründen der Traditionsbildung für die Beibehaltung des Begriffs Frauenforschung. Andere schlagen ebenfalls aus politischen Erwägungen heraus vor, von Geschlechterforschung zu sprechen: Diese sei in den traditionellen Wissenschaftsinstitutionen eher durchsetzbar. Unwidersprochen ist, dass Geschlechterforschung von beiden Geschlechtern betrieben werden kann.“ (Brück et.al. 1997: S. 11)

Es werden demnach zwei Parteien überliefert, die sich gegenüberstehen: die eine, für die Frauenforschung von Anfang an Geschlechterforschung gewesen ist, die andere, die die Bezeichnung „Geschlechterforschung“ für durchsetzbarer in den „traditionellen Wissenschaftsinstitutionen“ hält. Das sind zwei wahrheitspolitische Strategien, die sich bezüglich ihrer Positionierung in den akademischen Anerkennungsverhältnissen unterscheiden. Die eine ist sich selbst der Maßstab und orientiert sich an der Erfahrung mit sich, die andere ist sozusagen pragmatisch: sie orientiert sich an den (eher fremdelnden oder abweisenden) vorfindlichen Verhältnissen und dem, was der Integration in diese nützlich zu sein scheint. Beide wollen Anerkennung: die eine als Tradition (was ja auch schon bei Ilona Ostner thematisiert worden war), die andere als integrierte Forschungsperspektive.

In dieser Debatte sind Abgrenzungsbewegungen zur Frauenforschung erkennbar, die zwar nicht die Schärfe haben wie die des dekonstruktivistischen Feminismus’, aber die eben nichts desto trotz eine Distanzierung bedeuten und das Bild von der „Frauenforschung“ neu zu zeichnen beginnen. Dabei war es die Frauenforschung gewesen, die mit ihrem Subjekt „Frauen“ das begriffliche Gebiet oder Gebiet der Möglichkeiten, das dem Begriff „Geschlechterverhältnisse“ einen Wahrheitswert überhaupt erst zuerkennt, geschaffen hat; die also das Subjekt konstituiert hat, zu dem dieser Begriff „Geschlechterverhältnis/se“ seine erste begriffliche Beziehung – eine „Aussagerelation“ (Foucault 1997a: S. 128-133) – aufgebaut hat; die, assoziiert mit dem Konzept der Emanzipation der Moderne, diesem Begriff weitere Koexistenzen mit anderen Begriffen über das Gebiet der Frauenforschung hinaus ermöglicht hat; die schließlich über die wissenschaftliche Gemeinschaft der Frauenforschung und den Bezug zur Frauenbewegung dem Begriff eine Materialität verschafft, d.h. seine Wiederholung und Aktualisierung gewährleistet hat. (vgl. Foucault 1997a: S. 128ff.) Kurz gesagt bedeutet das Anfang der Neunzigerjahre: Die sozialwissenschaftliche Frauenforschung ge-

währleistet die Anschluss- und Theoriefähigkeit des Begriffs „Geschlechterverhältnisse“. Sie begründet ihn aus ihrer Herrschafts- und Wissenschaftskritik sowie ihrer Gesellschaftsanalyse heraus, d.h. sie baut ihn zu einem gesellschaftsanalytischen Begriffssystem aus und zur politischen Theorie einer „der bedeutendsten sozialen Bewegungen zur Demokratisierung demokratischer ebenso wie noch nicht demokratischer Gesellschaften“ (Holland-Cunz 2003: S. 12), und sie trägt über die Arbeit und den Erfolg ihrer universitären Institutionalisierung zu seiner Veralltäglicung im wissenschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Sprachgebrauch bei. Diese Veralltäglicung geht so weit, dass sich heute kaum jemand daran erinnert, wie kurz es ihn erst in dieser Form gibt. Das ist das Eigenartige dieses Begriffs: er scheint seine Herkunft zu verschleiern, ja sogar zu verlieren, vielleicht weil er so viele verschiedene Bedeutungen annehmen kann, weil er so vielfältig überliefert ist, weil er der zentrale Schauplatz der Geschlechterkämpfe der verschiedensten Überlieferungen und Kulturen ist. Als ein diplomatischer Begriff wahrheitspolitisch eingesetzt, wie es die eher pragmatische theoriepolitische Strategie zu tun scheint oder ihr unterstellt wird, *lässt Gender alle alles denken*: den Phantasien und Assoziationen scheinen keine Grenzen gesetzt zu sein. Gender ist die Erfindung des zeitgenössischen wissenschaftlichen und politischen Feminismus und scheint seine Anschlussfähigkeit herzustellen – eine Art Verstehensbrücke. Mit Gender werden noch ganz andere Dinge möglich als dieses „Für sich sein“ und „Für sich bleiben“, wie es der dekonstruktivistische Feminismus der Frauenforschung der Achtzigerjahre unterstellt.

Im Nachträglichkeitseffekt beginnt sich das Bild von der Frauenforschung Anfang der Neunzigerjahre zu verändern, es ist verbunden mit einer Distanznahme zu den großen Visionen von der „anderen Wissenschaft“ der feministischen Wissensrevolte. Es hat etwas von einem „Outing“ an sich, wenn nun zu Beginn der Neunzigerjahre bestimmte universitäre und theoretische Traditionen, akademischen „Väter“ und „wenigen Mütter“, wie bei Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer zu lesen gewesen war (vgl. Knapp/Wetterer 1992, 2.3.), kritisch gewürdigt werden. Sozialwissenschaftliche Frauenforschung, feministische Theorie und Feministische Philosophie schreiben sich ab jetzt mit noch größerem Nachdruck in die überlieferte Wissenschaftsgeschichte ein und beanspruchen in ihr einen eigenen Platz. Währenddessen verändern sich mit ihrem Erinnerungsgebiet ihre Anerkennungsstrukturen und ihr „Verständigungskontext“ (Demirović 1999: S. 15), wie an der Öffnung der Feministischen Philosophie für ein akademisches Publikum der traditionellen und der kritischen Philosophie zu sehen gewesen war. (vgl. 2.2. und 2.3., List 1989, Nagl-Docekal 1990/94)

Bei dieser wahrheitspolitischen Anerkennung akademischer „Väter“ und „Mütter“ (was der wissenschaftlichen Gemeinschaft auch der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und feministischen Theorie einen familiären Charakter verleiht und gleichzeitig Erbschaften und Nachfolgeansprüche ausdrückt) handelt es sich um eine „theoretische Wahl“. So ist die feministische Kritik und Überarbeitung des Emanzipationskonzepts der Moderne eine theoretische Wahl, d.h. sie entspricht der Regelmäßigkeit wissenschaftlicher Diskurse in der Moderne (bezieht sich also auf moderne Rationalitäts- und Staatskonzepte), und insofern ist der Begriff der „Wahl“ hier auch eher als nicht-intentional zu verstehen. Man darf, so Foucault, „die Formation der theoretischen Auswahl nicht auf ein fundamentales *Vorhaben*, noch auf das sekundäre Spiel der *Meinungen* beziehen“ (Foucault 1997a: S. 103, Hervorhebung i.O., RN). Es ist vielmehr das, was vorfindbar, was möglich ist, was funktioniert und geschieht, es ist sowohl Aktion und Reaktion, ein Ereignis – eine regulierte und auch als solche beschreibbare Weise, „Diskursmöglichkeiten anzuwenden“ (Foucault 1997a: S. 102). Anders gesagt: man trifft im Leben unentwegt Entscheidungen, aber hat man immer die „Wahl“?

Eine theoretische Wahl ist eine Entscheidung für die Aneignung, Überschreibung und Ablehnung von Theorien, die sich aus der historischen diskursiven Konstellation heraus stellt, die sich aus den Diskursmöglichkeiten herausbildet. Eine mögliche theoretische Wahl ist neben dem Bezug auf überlieferte Denktraditionen die Einordnung in oder Zuordnung zu einer wissenschaftlichen Disziplin wie der Soziologie oder der Politikwissenschaft. Jede wissenschaftliche Disziplin unterscheidet sich von anderen wissenschaftlichen Disziplinen durch Status, Form (Felder des Wissens), Begriffsgebäude und wissenschaftliche Gemeinschaft/en, die sich in der Regel als wissenschaftliche Vereinigungen (z.B. die bereits genannten DGS und DVPW) organisieren. Anders gesagt: Wissenschaftliche Disziplinen *unterscheiden* sich durch das Gebiet der Wissenschaftlichkeit, das sie für sich beanspruchen, die wissenschaftliche Gemeinschaft, die sie organisieren, und sie sind wiederum eingebettet in bestimmte Wissensgebiete und diskursiven Praxen, die weit mehr umfassen als die konkreten Wissenschaften, die sie ausbilden.

„Die diskursive Praxis fällt nicht mit der wissenschaftlichen Erarbeitung zusammen, der sie Raum geben kann; und das Wissen, das sie bildet, ist weder die grobe Skizze noch das tägliche Nebenprodukt einer konstituierten Wissenschaft. Die Wissenschaften – der Unterschied zwischen den Diskursen, die den Anspruch auf oder gar ein Statut der Wissenschaftlichkeit haben, und denen, die wirklich die formalen Kriterien dafür bieten, ist im Augenblick ohne Belang -, die Wissenschaften erscheinen im Element einer diskursiven Formation und auf dem Grunde des Wissens. Das eröffnet zwei Reihen von Problemen: welchen Platz und welche Rolle kann ein Gebiet der Wissenschaftlichkeit im archäologischen Territorium haben, in dem sie sich abzeichnet? Nach welchem Prinzip und welchen Prozessen vollzieht sich das Hervortreten eines Gebiets der Wissenschaftlichkeit in einer gegebenen diskursiven Formation?“ (Foucault 1997a: S. 262)

Feminismus als eine diskursive Praxis ist also mehr als die feministische Theorie, Feministische Philosophie, sozialwissenschaftliche Frauenforschung oder feministische Wissenschaft im Allgemeinen. Beobachtet werden soll nun, wie in den Neunzigerjahren die sozialwissenschaftliche Frauenforschung und feministische Theorie als ein Gebiet der Wissenschaftlichkeit im Kontext der institutionalisierten Wissenschaften hervortreten und wie sie verortet sind im Feminismus. Bereits Anfang der Neunzigerjahre zeichnet sich ab, dass das Muster der Formierung ein Muster der (Selbst-)Disziplinierung und widersprüchlichen Aneignung der vorgefundenen Denktraditionen und wissenschaftlichen Kulturen ist.

Nicht erst seit dem Übergang 1990, sondern schon vorher sind die disziplinären Ausarbeitungen und Zugänge im feministischen Diskurs in der Wissenschaft Teil seiner Akademisierung (das entspricht auch der wissenschaftlichen Ausbildung und Erfahrung seiner Akteurinnen); nach der Krise der Geschlechterdifferenz und wissenschaftlichen Anerkennung werden sie jedoch ausgeprägter und die Abgrenzungen entschiedener. Die zunehmende Disziplinenorientierung, d.h. die Wahl disziplinärer Zugänge zu dem Gegenstandsbereich „Geschlechterverhältnis/se“ im feministischen Diskurs, ist eine weitere Regelmäßigkeit, mit der sich der feministisch-akademische Diskurs in den Neunzigerjahren ordnet. Weder sind Feministische Soziologie, noch Feministische Politikwissenschaft autonome Disziplinen geworden und haben auch die Feministische Philosophie sowie Feministische Theorie als kritische Theorie jeweils für sich keine Einheitlichkeit herausgebildet. Die Grenzen zwischen diesen verschiedenen feministischen wissenschaftlichen Profilierungen sind offen, es gibt vielerlei Beziehungen – „begriffliche Relationen“ – zwischen ihnen, und auch das ist – als *Interdisziplinarität der Frauenforschung* – eine der spezifischen Regelmäßigkeiten des feministischen Diskurses in der Wissenschaft. Thematisiert wird dies besonders von der Frauenforschung im Umfeld des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (vgl. Pühl 1994), das bekanntermaßen ein ganz eigenes kritisches Verhältnis zur disziplinären Orientierung in den Sozialwissenschaften mitbringt und sich hierin als besonders anschlussfähig für die Frauenforschung der ersten Generation zeigte. Die theoretische Grundlagendiskussion dieser Frauenforschung zu „Geschlechterverhältnisse und Politik“ bewegt sich selbstverständlich interdisziplinär:

„Die hier vorliegenden Texte können im Weiteren als Beiträge zu feministischer politischer Theorie verstanden werden. Sie sind zwischen politischer Soziologie, Sozialphilosophie und Politologie angesiedelt, wollen wiederum auf diese Bereiche zurückwirken und spiegeln die Suche nach neuen Kategorien in der feministischen Theoriebildung wider.“ (Pühl 1994: S. 7)

*Feministische Theoriebildung*, das war schon 1989 deutlich ausgesprochen, ist interdisziplinäre *Kritik* und „Kritik der Frauenbewegung“. So hatte es 1989 bei Elisabeth List ja schon geheißen:

„Vor aller definatorischen Festlegung ist also zu fragen, wer jeweils in wessen Interesse definiert, was Feminismus ist.“ (List 1989: S. 8)

„Das Recht auf intellektuelle Selbstbestimmung ist für Frauen auch heute noch keine Selbstverständlichkeit. Und es sollte gerade dann gewährleistet sein, wenn es darum geht, über die politischen Ziele des Feminismus als soziale Bewegung zu entscheiden. Denn eine angemessene Bestimmung dessen, was Feminismus sein soll, kann nur aus der Frauenbewegung selbst gewonnen werden.“ (List 1989: S. 9)

Frauenforschung und feministische Theorie sind Teil der diskursiven Praxis des Feminismus, und es ist diese Praxis, aus der hervorgeht, was als feministisches Wissen und feministische Wissenschaftlichkeit gelten kann, und zwar ist es *ausschließlich* die diskursive Praxis der Frauenbewegung, weil sie diejenige ist, die das *Recht auf intellektuelle Selbstbestimmung von Frauen* erkämpft hat, verteidigt und als politische, zivilgesellschaftliche und wissenschaftliche Praxis verwirklicht. Sicherlich verwirklicht nicht nur sie dieses Recht, aber sie sieht sich als die radikalste, aufmerksamste und - weil es eine gemeinsame Praxis von Frauen mit einer langen Geschichte ist – Vertreterin der Interessen von Frauen, auch wenn es ihr immer um das allgemeine Recht auf intellektuelle Selbstbestimmung als Menschenrecht geht und gegangen ist. Feministische Theoriebildung ist damit entworfen als eine Theoriebildung für eine kritische Öffentlichkeit und von einer kritischen Öffentlichkeit und beansprucht sie den Status der Wissenschaftlichkeit und zwar kritischer Wissenschaftlichkeit, die differenziert ist und sich differenziert hat, die sich der Denktraditionen, denen sie sich anschließt, würdig erweist und die vielfältig auszustrahlen vermag.

„Feministische Theorie hat sich im Verlauf ihrer Entwicklung seit den späten sechziger Jahren auch in der Bundesrepublik stark nach Inhalten, Positionen, Zielen und Vorgehensweisen differenziert. Im hier vorgestellten Kontext zielt die begriffliche Qualifikation ‚feministisch‘ auf mehrere Ebenen politischer und theoretischer Relevanz. Noch immer gilt feministische Theorie der Kritik geschlechtsspezifischer Unterdrückungsverhältnisse, denen Frauen ausgesetzt sind. Breiter umfasst der Begriff die Kritik und den Aspekt der Konstitution von Geschlechterverhältnissen überhaupt. Wenn auch die im Folgenden vorgestellten Positionen sich nur teilweise ausdrücklich auf die Kritische Theorie beziehen, so werden doch deren Intentionen der Gesellschaftskritik in anderen theoretischen Kontexten weitergeführt.“ (Pühl 1994: S. 7)

Als *wissenschaftliche Theoriebildung* fokussiert sie „die Kritik und den Aspekt der Konstitution von Geschlechterverhältnissen überhaupt“. Man kann es auch die „Frage nach der Konstruktion der Kategorie Geschlecht“ (Pühl 1994: S. 8) bezeichnen. Mit Gender verschiebt sich der Fokus von der Subjektkonstitution hin zur Analyse des Gegenstands, die wiederum zurückstrahlt auf das Subjekt. Mit Gender entwickelt sich ein ausdifferenziertes System *feministischer Kritik der Geschlechtsidentität*, deren Auswirkungen auf das Verständnis vom Subjekt mit den politischen Auseinandersetzungen um Antiesentialismus und Multikultura-

lismus in der Frauenbewegung korrespondieren. Über diese politischen Debatten im Feminismus urteilt Nancy Fraser (und ist damit nicht allein), dass sich der feministische Diskurs nun in den Neunzigerjahren auf die „vielfältigen, sich überschneidenden Differenzen“ (Fraser 2001: S. 254) konzentrierte. Nancy Fraser übrigens erzählt die Geschichte der diskursiven Praxis des Feminismus als eine Geschichte der Auseinandersetzung der Frauenbewegung über Geschlechterdifferenz, die drei Phasen durchlaufen habe: eine Phase (bis zur Mitte der Achtzigerjahre), in der die Geschlechterdifferenz den Hauptschwerpunkt gebildet habe, eine zweite Phase (bis Anfang Neunzigerjahre), in der sich dieser Schwerpunkt hin zu den Differenzen zwischen Frauen verlagert hätte und schließlich die bis heute andauernde Phase der sich überschneidenden Differenzen zwischen Frauen. Fraser schätzt diese Entwicklung als „Notwendigkeit der Neuorientierung“ (Fraser 2001: S. 261) nach der Kritik und Krise der feministischen Identitätspolitik ein, die auch die Notwendigkeit eines neuen Selbstverständnisses für die Frauenbewegung mit sich brächten:

„Nur wenn wir unser Selbstbild als eine in sich geschlossene soziale Bewegung aufgeben würden, kämen wir dahin, die wahre Situation voll zu erfassen: dass Kämpfe im Geschlechterverhältnis auf dem weiten Feld der Zivilgesellschaft vor sich gehen, wo vielfache Achsen der Differenz gleichzeitig in Frage gestellt werden und wo vielfältige soziale Bewegungen sich überschneiden.“ (Fraser 2001: S. 261)

Über die Frauenforschung nun kann man sagen, dass sie nie der geschlossene Raum oder Block gewesen war, den die (um an Hilke Schlaegers Worte zu erinnern) schockierte akademische Öffentlichkeit in ihr hatte sehen wollen. Sie hat zwar von Anfang an „A Room of One’s Own“ (Virginia Woolf) für sich beansprucht – einen Raum für Frauen zum Selber Denken, Selber Machen und Selber Forschen -, aber sie hat sich auch immer mit den kritischen Theorien an die Seite der vielfältigen Kämpfe der Zivilgesellschaft gestellt. In der Kritischen Theorie hatte sie offensichtlich von Anfang an einen Verbündeten gefunden, mit dem sie zwar in vielem uneins war und auch von ihm enttäuscht, aber mit dem sie doch in vielem übereinstimmte (vgl. 2.2., 2.3.). Ihre Ausdifferenzierung ist offensichtlich die Folge der Erfahrung, die sie machte – in der Frauenbewegung und in der Wissenschaft -, ist also eine Folge dieses „Selber Denkens, Selber Machens, Selber Forschens“ und vielleicht ist es auch der „Preis der Anerkennung“ von „Frauenforscherinnen im Konkurrenzfeld Hochschule“, ein Preis der Konkurrenz am akademischen Markt und der idealisierten Beziehungen zwischen Frauen in der Frauenforschung. (vgl. Andresen 2001)

Vielleicht ist es auch eine Art Eigendynamik des Akademisierungsprozesses als solchem oder genauer gesagt eine Art Gesetz, der Gesetzmäßigkeit eines Begriffssystems entsprechend, wie

es sich aus „Gender“ heraus entwickelt in den Neunzigerjahren. Dabei muss man bedenken, und das will ich an dieser Stelle ein vorerst letztes Mal wiederholen, dass sich Gender in dieser spezifischen deutschsprachigen Fassung als Strukturkategorie Geschlecht und Geschlecht als soziale Konstruktion in den Achtzigerjahren der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und feministischen Theorie entwickelt hat und nun in den Neunzigerjahren sich vielfältig ausarbeitet.

Die Ausdifferenzierung im Prozess der Akademisierung führt zu einer Neuorientierung des Feminismus-Projekts in der Wissenschaft und diese zu einem Bedeutungsgewinn des Fokus' Geschlechterverhältnis/se in den verschiedenen Disziplinen. In einer Art Wechselbewegung werden die Disziplinen für den akademischen feministischen Diskurs wichtiger und es bilden sich unterschiedliche Profile heraus von Feministischer Philosophie, Feministischer Soziologie, Feministischer Politikwissenschaft und Feministischer Theorie als kritischer Theorie. Die Unterschiedlichkeit der Profile hat jeweils mit der theoretischen Wahl zu tun, mit der Geschichte und Geschlechterordnung des jeweiligen Faches und dem, was von der politischen Praxis und Ideengeschichte (dem ‚Problemhorizont‘) der Frauenbewegung in dem jeweiligen Fach Eingang finden kann. Ich werde dem nun nachgehen, wie sich in den Jahren zwischen 1994 und 2001 die Unterschiedlichkeiten als (Selbst-)Disziplinierungen ausarbeiten und mit dem „Newcomer der Frauenforschung“ Anfang der Neunzigerjahre, der feministischen Politikwissenschaft, beginnen.

### **3.1 Feministische Politikwissenschaft 1994-2000**

Mit der Gründung des Arbeitskreises „Politik und Geschlecht“ in der DVPW Ende 1991 (vgl. 4.) beginnt für die feministische Politikwissenschaft eine produktive Zeit. In der anschließend ebenfalls neu gegründeten Buchreihe „Politik der Geschlechterverhältnisse“ im Campus-Verlag sowie im feministischen Umfeld des Otto-Suhr-Instituts (OSI) der FU Berlin erscheinen seit 1994 grundlegende Einführungsbände in die Themen, Methoden und Perspektiven feministischer Politikwissenschaft. Ein Höhepunkt der erfolgreichen Aktivitäten des Arbeitskreises in der DVPW wie auch der einzelner feministischer Politikwissenschaftlerinnen ist die Herausgabe eines PVS-Sonderheftes zur feministischen Politikwissenschaft. Die Politische Vierteljahresschrift (PVS) ist das zentrale Veröffentlichungsorgan der Deutschen Vereinigung

für Politische Wissenschaft. Sich hier als feministische Politikwissenschaft über ein PVS-Sonderheft profilieren zu können, ist ein bedeutender Schritt.

Die 15 Vortexte zur feministischen Politikwissenschaft in meinem Material seit 1994:

<b>1994</b>	Appelt/Neyer 1994, Brückner/Meyer 1994, Biester 1994, Holland-Cunz/Ruf/Sauer 1994, Sauer 1994
<b>1995</b>	Kreisky/Sauer 1995
<b>1996</b>	Penrose/Rudolph 1996, Penrose/Ruppert 1996
<b>1997</b>	Kulawik/Sauer 1997, Kerchner/Wilde 1997
<b>1998</b>	Kreisky/Sauer 1998, Ruppert 1998
<b>1999</b>	Bauhardt/von Wahl 1999, Sifft/Abels 1999
<b>2000</b>	Braun/Fuchs/Lemke/Töns 2000

Ein besonderes Merkmal der feministischen Politikwissenschaft ist die Fixierung auf die Geschichte der Disziplin Politikwissenschaft und insbesondere ihre Geschlechterordnung. Sie hat dafür ihre Erklärung, die sie immer und immer wieder wiederholt: Der Gegenstand dieses Faches, Politik, ist männlich normiert, es sind vornehmlich Männer, die die Geschichte der Politik und damit auch der Wissenschaft von ihr prägen. Als Frau *und* Feministin in dieses begriffliche und ideologische Feld der (Männertaten) Herrschaft und Kriege, Regierungen und Zivilgesellschaft einzutreten, kommt einem doppelten Tabubruch gleich: der Ausschluss von Frauen ist ein grundlegendes Organisationsprinzip dieser Wissenschaft und das Geschlecht politischen/politikwissenschaftlichen Wissens das Fundament – die *gemeinsame Verbindlichkeit* des politikwissenschaftlichen Diskurses – seiner Ordnung.

So steht, als die „Feministische Politikwissenschaft“ (vgl. Appelt/Neyer 1994) offiziell in den Kontext der Politikwissenschaft eintritt, der *Ausschluss von Frauen aus der Politikwissenschaft* für sie im Vordergrund.

„Politikwissenschaft ist bis heute *Männerwissenschaft*. Die Affinität dieser Wissenschaft zur Macht, die Konzentration auf die Zentren und Institutionen von Macht und Herrschaft, von denen Frauen so lange ausgeschlossen waren, machen Politikwissenschaft nicht nur in einem ganz spezifischen Sinne für Männer attraktiv, sondern prägen und strukturieren auch die Begrifflichkeiten, die Fragestellungen, die Methoden. Es liegt in der Logik dieser Wissenschaft, dass sie sich deutlicher als andere Sozialwissenschaften blind zeigt gegenüber ihren eigenen Voraussetzungen, und so dazu tendiert, gesellschaftliche Tabus eher zu reproduzieren als aufzudecken.“ (Appelt/Neyer 1994: S. 7)

Feminismus, genauer gesagt „Feministinnen“ haben „in den letzten Jahren“ (Appelt/Neyer 1994: S. 7) begonnen, Tabus zu brechen und u.a. mit Geschlecht als sozialer und politischer Kategorie „neue Kategorien in die Politikwissenschaft einzubeziehen, die bis dahin nicht zu

ihrem originären Repertoire gehörten“ (Appelt/Neyer 1994: S. 7). Das Subjekt feministischer Politikwissenschaft ist zu diesem Zeitpunkt das weibliche Subjekt der Erfahrung und Kritik, das alte Subjekt der Wissensrevolte, das den Tabubruch begeht. Die Neuorientierung der Frauenforschung zeigt sich allerdings bereits in der Bedeutung des Fokus Geschlecht für die feministische Politikwissenschaft.

„Das Geschlecht als soziale Kategorie strukturiert nicht nur private Beziehungen; *Geschlecht* strukturiert ebenso den öffentlichen Bereich, ist somit *soziale* und *politische* Kategorie. Von Geschlecht als sozialer und politischer Kategorie ausgehend haben feministische Politikwissenschaftlerinnen die zentralen Ansätze und Konzepte der Disziplin einer Re-Vision unterzogen und sie radikal in Frage gestellt. Die Begrenzungen bloßer Kritik überschreitend haben feministische Wissenschaftlerinnen aber auch einen Diskurs der Re-Konzeptionalisierung eingeleitet, der lange noch nicht abgeschlossen ist.“ (Appelt/Neyer 1994: S. 7, Hervorhebung i.O., RN)

Der *male-stream* der Disziplin - sozusagen das Patriarchat der politikwissenschaftlichen Disziplin – ist in diesem Moment die Negativfolie für die „feministische(n) Wissenschaftsdiskurse“ (Appelt/Neyer 1994: S. 7) in der Politikwissenschaft. Die Abgrenzung zur Disziplin trägt zur „Individualisierung der diskursiven Formation()“ (Foucault 1997a: S. 169) der feministischen Politikwissenschaft bei. Aber bei der Abgrenzung, der „bloßen Kritik“ (Appelt/Neyer 1994: S. 7), will es die feministische Politikwissenschaft nicht belassen: sie leitet einen Diskurs der Re-Konzeptionalisierung ein, eine „Re-Vision“ (Appelt/Neyer 1994: S. 7) zentraler Ansätze und Kategorien der Disziplin, eine „kritische Analyse von Konzepten, die im Fokus traditioneller Politikwissenschaft stehen“ (Appelt/Neyer 1994: S. 8). Ob sie damit Teil der Disziplin werden will, bleibt zunächst noch unausgesprochen. Im konstitutiven Loyalitätskonflikt zwischen Wissenschaft und Frauenbewegung stellt sich die feministische Politikwissenschaft 1994 unvermindert auf die Seite der Frauenbewegung, sie ist Stimme und damit Teil der Frauenbewegung, die sie aber nicht für sich betrachtet. Sie ist Analyse, Kritik und Neubestimmung des ‚Politischen‘:

„Feministische Politikwissenschaft hat es sich zum Ziel gesetzt, der Versuchung einer Zersplitterung der Zeit entgegenzuwirken, weil diese selbst eine wesentliche Voraussetzung für die Ausblendung von Geschlecht aus dem Bereich des ‚Politischen‘ war und ist.“ (Appelt/Neyer 1994: S. 11)

Mit dem Fokus auf Geschlecht wird sowohl ein neues Verständnis des Kerns der Politikwissenschaft entwickelt als auch der Frauenbewegung. In der feministischen Politikwissenschaft verbinden sich zwei bisher völlig getrennte Wissensgebiete zu einem neuen Wissen vom Politischen, das sich als sowohl spezifisch (im Wissen von Geschlecht) als auch verallgemeinerbar (im Wissen von Politik) versteht.

Der Ausschluss der Frauen aus der Politik/Wissenschaft, der „Zunft der PolitologInnen“ (Biester 1994: S. 7), ist auch ein zentrales Motiv des ersten Sammelbandes des Arbeitskreises Politik und Geschlecht über „Realdemokratie und Androkratie“ (Biester 1994). Dies ist eine Auseinandersetzung über Feminismus und Demokratie – geführt als Auseinandersetzung „feministischer und/oder frauenbewegter demokratischer Theorie und Praxis“ (Biester 1994: S. 10). In der Politikwissenschaft formiert sich der akademisch-feministische Diskurs als wissenschaftlicher Feminismus, als feministische „Theorie und Praxis“ (Biester 1994: S.10, 11) oder „feministische Forschung und politische Praxis“ (Biester 1994: S. 11), die sowohl die wissenschaftliche wie auch die frauenpolitische Praxis ansprechen. Die Selbstverständigung der Frauenbewegung über Feminismus und Demokratie ist „innerhalb der feministischen scientific community und der feministischen Politik dringend notwendig“ (Biester 1994: S. 12) zu führen. Für den Newcomer der Frauenforschung, die feministische Politikwissenschaft, ist damit die *feministische scientific community* eine selbstverständliche Realität, die er auch als solche benennt und in den Diskurs einführt. D.h., die feministische Politikwissenschaft startet bereits als scientific community, sie startet nicht mehr einfach von den „Erfahrungen von Frauen“ aus und als Frauenbewegung an der Universität, sie taucht bereits aus den Erfahrungen der Frauenforschung auf mit einem klar greifbaren akademischen Profil von Theoriebildung und wissenschaftlicher Gemeinschaft. Mit dieser Sicherheit einer selbstverständlichen Wissenschaftlichkeit braucht sie sich die Frage nach den „Vätern“ und „wenigen Müttern“ der Denktraditionen, denen sie sich anschließen will, nicht mehr zu stellen. Ihre theoretische Wahl – in diesem Fall Demokratietheorie und –geschichte – braucht keine Rechtfertigung mehr. Die neue feministische Politikwissenschaft tritt nicht mehr nur auf als die Verteidigerin des Rechtes auf intellektuelle Selbstbestimmung der Frau/en, sondern sie will Zeitzeugin sein – aus der Perspektive der Frauenbewegung und der (Politik-)Wissenschaft heraus, und die Perspektive der Frauenbewegung (*nach der Neuorientierung*) – Fokus Geschlecht – ist ihr innovatives Potenzial. Frauen sind ihr politisches und erkennendes Subjekt, kollektive Akteurinnen der Zivilgesellschaft und globale Akteurinnen der Demokratisierungsbewegungen weltweit. Normativ unterlegt ist das Leitbild der feministischen politikwissenschaftlichen Forschung mit der „universelle(n) Forderung nach Demokratie auch für Frauen“ (Biester 1994: S. 10) oder der „Hälfte der Menschheit“, die bisher davon ausgeschlossen gewesen war. Mit der Demokratie wählt die feministische Politikwissenschaft seinen „zentralen“ (Biester 1994: S. 10) Begriff der Gleichheit und knüpft an die internationalen historischen Frauenbewegungen an:

„Nicht zum ersten Mal stellt sich die demokratische Frage (...) neu. Stellt sie sich auch und nach wie vor als Geschlechterfrage?“ (Biester 1994: S. 7/8)

Die feministische Politikwissenschaft stellt von dem Beginn ihrer Etablierung (wie prekär diese auch heute noch sein mag) in der Disziplin schon die *Geschlechterfrage*, die mit dem Fokus Geschlecht/erverhältnis/e die Frauenfrage ablösen wird.

Das Objekt – Geschlecht - arbeitet sich aus. Im Umfeld des Objekts entwickelt sich ein immer differenzierter, aber auch komplizierter und undurchschaubarer werdendes System der begrifflichen Bezüge, der subjektiven Positionen und strategischen Wahl – der Diskursmöglichkeiten. Für die feministische Politikwissenschaft wird die Kategorie Geschlecht zentral, es hat sozusagen eine Art Stifterfunktion im (Be-)Gründungsprozess feministischer Perspektiven in der Politikwissenschaft und auf die Politikwissenschaft. Dabei will sich die feministische Politikwissenschaft als Forum für die politischen und theoretischen Debatten der nationalen und internationalen Frauenbewegung erhalten. Hier positioniert sie sich in ihrer Wahrheitspolitik ähnlich wie die feministische Frauenforschung und Theorie, die sich als kritische Theorie und Sozialforschung versteht: sie verschreibt sich einer internationalen Öffentlichkeit von Frauen und sozialen Bewegungen, die auf der Grundlage der Menschenrechte, von Freiheit und Nachhaltigkeit politisch kämpfen. Diese feministische Wahrheitspolitik ist eine Wissenspolitik von feministischen Politikwissenschaftlerinnen, die aus der Erfahrung der feministischen Wissenschaft und der „Identitätskrise im Feminismus“ (Alcoff) heraus sich gegenüber dem Demokratiemodell der Moderne neu positionieren und dabei nach konkreten politischen Handlungsmöglichkeiten für Frauen und Nicht-Regierungsorganisationen suchen. Die Verbindung der feministischen Politikwissenschaft zu dem Spektrum der neuen sozialen Bewegungen und nicht nur zum Problemhorizont der westdeutschen Neuen Frauenbewegung ist hier prägend und geht weitere Verbindungen (begriffliche Relationen) ein. Es wiederholt sich dabei auch für einen kurzen historischen Moment das alte Muster der Wissensrevolte: feministische Politikwissenschaft entsteht aus dem Widerspruch zur Demokratie/theorie und ist doch zugleich ihre Konsequenz.

„Von einer Vernachlässigung von Demokratie, ja einem unhistorischen und instrumentellen Verhältnis von Feminismus und Demokratie (...) kann nicht pauschal die Rede sein. Dies wäre eine zu schlichte Interpretation bisheriger feministischer Theorie und Praxis. Erst die Beantwortung der Frage, von *welcher Demokratie* denn die Rede ist, bringt Klarheit in das Verhältnis von Feminismus und Demokratie. Dann wird sehr deutlich, dass Frauen 1. in der Tat der Demokratie, in ihrer realen, bürgerlich-repräsentativen patriarchalen Verfasstheit und in ihren androzentrischen theoretischen Prämissen, distanziert gegenüber stehen, 2. jedoch ein emphatisches Verhältnis zu stärker direktdemokratischen Formen haben. Erst dann kann, und auch das nur eingeschränkt (...), bestätigt werden, dass sich feministische Forschung und politische Praxis bislang explizit zu den Möglichkeiten und Grenzen *parlamentarischer Demokratie* sowie ihrer demokratietheoretischen Fundierungen verhältnismäßig still verhalten haben. Aber: kann und sollte feministische Forschung sich an den gängigen Demokratiemodellen

orientieren, die doch alle ‚gender biased‘ sind? Ist es sinnvoll, mit dem unterstellten ‚anderen‘ Politikverständnis ein feministisches Demokratiekonzept zu entwerfen?“ (Biester 1994: S. 11)

Der Fokus Geschlecht stellt in dieser Widersprüchlichkeit eine ungeahnte Einheit und Kontinuität des Diskurses her. *Die Geschlechterfrage ist:*

„wie das Geschlecht Gesellschaft strukturiert und inwieweit die hierarchische Geschlechterordnung wiederum die Möglichkeiten politischer Partizipation beeinflusst“ (Biester 1994: S. 10).

Geschlecht fundiert die Aufteilung von Privatheit und Öffentlichkeit in der bürgerlichen Gesellschaft. „Allein schon die – hierarchische – Aufspaltung der Gesellschaft in eine private und eine öffentliche Sphäre und die Verweisung von Frauen ins Private lässt dies eingängig erscheinen.“ (Biester 1994: S. 10) Mit der Neuarbeitung nicht nur des Feminismus, sondern auch der Politikwissenschaft wird der *feministische Politikbegriff für die wissenschaftliche Profilierung der feministischen Politikwissenschaft* zentral und bleibt es auch bis heute. Die Verfassung des Begriffs Geschlecht wird unmittelbar mit dem feministischen Politikbegriff „Das Private ist politisch!“ zu einer feministisch-politikwissenschaftlichen Neubestimmung des Politischen verknüpft und baut sich aus als Kritik der Aufteilung der Sphären von Privatheit und Öffentlichkeit. Man kann hier verschiedene begriffliche Relationen zur Frauenforschung (systematische Weiterführungen) der Achtzigerjahre erkennen: der „Ausschluss der Frauen“ war Teil der Aufklärungskritik gewesen, ebenso die Kritik der Aufteilung der Sphären von Privatheit und Öffentlichkeit durch die bürgerliche Revolution. (vgl. Gerhard et.al. 1990; 2.2.)

Der „Ausschluss der Frauen“ und die feministische Kritik der Öffentlichkeit/stheorien sind Gegenstand des Sammelbandes „Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume“ (vgl. Brückner/Meyer (Hg.) 1994) – ein sozialwissenschaftliches Gemeinschaftsprojekt von Soziologinnen und Politologinnen, erschienen als 7. Band im Forum Frauenforschung, der Schriftenreihe der Sektion „Frauenforschung in den Sozialwissenschaften“ in der DVPW.

Die Aussagen zu diesem Band erzeugen eine Diskursatmosphäre, die sehr derjenigen im „Spiralengang“ ähnelt. Thema ist wie dort „Veränderung“, Motiv ist gleichfalls Bilanz/Geschichtsschreibung und Selbstverständigung des Diskurses. Das Buch ist ein Buch des Übergangs, geschrieben als ein Buch des Feminismus und der Frauenbewegung von Autorinnen, die „ein breites Spektrum feministischen Denkens“ (Brückner/Meyer 1994: S. 11) repräsentieren, ausgewiesene Wissenschaftlerinnen sind und deren Beiträge sich zwei Bereichen zuordnen lassen. In dem ersten Bereich arbeitet eine Gruppe von Soziologinnen mit einer

„überwiegend psychoanalytisch orientierte(n), sozialpsychologische(n) Sichtweise“ (Brückner/Meyer 1994: S. 11) mit einer Germanistin zusammen, auf der anderen Seite wird eine „stärker politisch-philosophische Sichtweise“ (Brückner/Meyer 1994: S. 11) von Philosophinnen, Soziologinnen und Politologinnen eingenommen. Dieses Buch ist ein Grenzfall der Einordnung in meinem Material, was auch bedeutet, es macht die Diskursbewegungen nicht synchron mit, es vollzieht die begrifflichen Transformationen Anfang der Neunzigerjahre nicht, auch nicht seine Neuausarbeitung im Subjekt-Objekt-Verhältnis nach, es behält die strategische Situation der ausgehenden Achtzigerjahre bei, ignoriert vollkommen den Loyalitätskonflikt der Frauenforschung, Bezugspunkt des Diskurses sind ihm „Frauen“ als politisches und erkennendes Subjekt sowie Akteurinnen von Demokratisierungsprozessen, d.h. Geschlechterdifferenz fundiert die Perspektive und der Fokus Geschlechterverhältnis/se steht noch nicht im Mittelpunkt. Neue Frauenbewegung und Frauenforschung sind zwar zweierlei, aber die Brücke zwischen ihnen ist das gemeinsame weibliche politische und erkennende Subjekt. Was sich geändert hat: der Habitus der Empörung ist passé, die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse haben sich veruneindeutigt, es scheint sich Anfang der Neunzigerjahre etwas an den alten Geschlechter-Konstellationen nachhaltig verändert zu haben – mit noch nicht absehbaren Folgen für die Politik und Wissenschaft der Frauenbewegung, aber offensichtlich ist es ihr Erfolg. Das, was sich für die Herausgeberinnen deutlich abzeichnet, ist, dass mit dem „Prozess des Sichtbarwerdens von Frauen in der Öffentlichkeit und der Aneignung von Leibes- und Lebensräumen“ (Brückner/Meyer 1994: S. 9) von Frauen, der „Abkehr von einfachen Polarisierungen zwischen weiblichen und männlichen Lebensentwürfen (...) Differenzierungen und Differenzen auch zwischen Frauen entstanden“ (Brückner/Meyer 1994: S. 10) sind. „Die „Aneignung der gesellschaftlichen Räume“ ist der Erfolg des Aufbruchs der Frauen.

„Frauen waren lange Zeit öffentlich nicht sichtbar. Sie wurden bis in unsere Tage auch in den so genannt fortschrittlichen westlichen Demokratien von fundamentalen Menschenrechten ausgeschlossen und an eigener symbolischer und kultureller Präsenz massiv gehindert. Diese Verweigerung gesellschaftlicher Teilhabe und körperlicher Selbstbestimmung prägte sowohl ihren Lebenszusammenhang als auch ihr Selbstbild. Das Recht auf Bildung, die freie Berufsausübung und das politische Wahlrecht sind historisch neue Zutrittbillets für ihre Präsenz in der Öffentlichkeit. Mittlerweile jedoch sind Frauen aufgebrochen – gegen widrige Umstände – und haben Platz genommen in Nischen und Zwischenräumen, selten noch in den Zentren von Macht und Politik, Kultur und Wissenschaft. Sie haben sich innere und äußere Räume angeeignet und dabei weibliche Lebenszusammenhänge ausgebaut. Inwieweit haben sie dadurch für sich Neues gewonnen, oder haben sie Vertrautes zugunsten des gesellschaftlichen male-stream verlassen?“ (Brückner/Meyer 1994: S. 10)

Diese Art der Diskursgeschichte des Feminismus, wie sie hier entfaltet wird, ist Frauenbewegungsgeschichte und Gesellschaftsgeschichte, und sie erscheint als relativ einheitlich und bruchlos. Die Diskursgeschichte des Feminismus wird nicht als Debattengeschichte oder Ge-

schichte der „Debatten um Differenz“ (Fraser 2003: S. 254) im Feminismus erzählt wie von Nancy Fraser, sondern sie wird als *Demokratisierungsprozess und Demokratiegeschichte* rekonstruiert, als Geschichte einer von den „fundamentalen Menschenrechten ausgeschlossenen“ gesellschaftlichen Gruppe, die sich ihre Räume, ihren Platz, in den „so genannt fortschrittlichen westlichen Demokratien“ erobert hat – als ausgeschlossene Gruppe erobern und erkämpfen *musste*, so der Tenor. Die Differenzierungen und Differenzen zwischen Frauen sind aus der erfolgreichen Aneignung der gesellschaftlichen Räume entstanden – mit dieser Erzählung schließen sich die Herausgeberinnen der Diagnose von Großmaß/Schmerl Vorhof der Krise an. Das heißt auch, dass die postmoderne Subjektkritik und der dekonstruktive Feminismus mit seiner anderen Art der historischen Lesart der Frauenforschung vollkommen ausgeblendet sind. Als Selbstverständigung angelegt ist die Auseinandersetzung über die Erfolge des Feminismus trotzdem ausdrücklich selbstkritisch: „Inwieweit haben sie dadurch für sich Neues gewonnen, oder haben sie Vertrautes zugunsten des gesellschaftlichen male-stream verlassen?“ heißt es ja als Frage im oben angeführten Zitat. Das „Vertraute“ wird „zugunsten des gesellschaftlichen male-streams verlassen“. Das ist eine eigenartig klingende Aussage: sich trennen von etwas „Vertrautem“ zugunsten etwas Dominanten (für das der Begriff „male-stream“ als feministische Neudefinition von „Mainstream“ steht) – dahinter kann sich auch eine Niederlage, ein Anpassungsprozess verbergen, wobei das „Vertraute“ positiv konnotiert ist. So vertraut ist es, und trotzdem wird es verlassen? Die Selbstkritik weiß nicht genau, wo sie ansetzen soll: beim Vertrauten oder beim male-stream? Beim Neuen oder beim Alten? Bei den Erfolgen, oder gibt es Verluste?

„Wenn wir davon ausgehen, dass zur Zeit revolutionäre Befreiungsträume nicht mehr geträumt werden, was bleibt diesseits von ihnen zu tun und zu denken? Diese Fragen lassen sich nur beantworten, wenn wir – auch selbstkritisch – zurückschauen und auf das blicken, was sich durch feministische Impulse dennoch gesellschaftlich verändert hat.“ (Brückner/Meyer 1994: S. 10)

Dieses „wir“, das da selbstkritisch zurückschaut, „wer“ ist damit gemeint?

„Wir wollen in diesem Buch vor allem das Offensive, das Querdenken und die Phantasie hervorheben, mit denen Frauen seit circa zwanzig Jahren einen kulturellen Wandel eingeleitet haben. Was hat der Feminismus heute zu bieten – und wir als Feministinnen? Können wir uns und unsere Ideen zur Nachahmung empfehlen? Wie attraktiv sind feministische Ideen für andere aber auch für uns selbst? Haben sich die Wünsche nach Veränderung des privaten, beruflichen und politischen Bereichs durch gewonnene Erfahrung widersprüchlicher Durchsetzungschancen verändert?“ (Brückner/Meyer 1994: S. 10)

„Wir Autorinnen“, „wir Feministinnen“ – die Gruppe, „wer spricht?“ ist doch schon recht konkret bezeichnet, sie verallgemeinert sich eher indirekt im Nebensatz „mit denen Frauen seit circa zwanzig Jahren einen kulturellen Wandel eingeleitet haben“, und zu diesen Frauen dürfen sich vermutlich, so legt es der Textzusammenhang jedenfalls nahe, die Autorinnen

zählen. „Können wir uns und unsere Ideen zur Nachahmung empfehlen?“. *Feminismus, ein Generationenprojekt*. Ein Projekt unterschiedlicher Frauengenerationen? Dieses Generationen-Projekt rangt sich tatsächlich ausschließlich um „Frauen“: die Frauen, die aufgebrochen sind, die Gesellschaft zu verändern und sich die gesellschaftlichen Räume anzueignen; die Frauen, die revolutionäre Befreiungsträume geträumt haben und in gewisser Weise Erfolge zu verzeichnen haben; die Frauen, die sichtbar geworden sind in der Öffentlichkeit und die sich neue Leibes- und Lebensräume angeeignet haben. Wer wird sie nachahmen, was wird nach ihnen kommen, werden sie überhaupt eine Nachfolge/Nachfolgerinnen haben?

„Welche Räume nehmen sich Frauen am Ende des 20. Jahrhunderts, welche Aneignungsformen vom Selbst und von der Welt probieren Frauen aus, womit experimentieren sie, was wagen sie? Wogegen müssen sie immer noch und immer wieder kämpfen? Gelingt es Frauen, an ihrem Frausein und damit an ihrer weiblichen Identität festzuhalten, wenn sie in ehemals vorenthaltene Räume eindringen? Sind Frauen tatsächlich ‚Grenzgängerinnen‘ zwischen der Privatsphäre und der Öffentlichkeit, oder ist dies nur ein schönes Bild? Sind feministische Hoffnungen an der Borniertheit der Verhältnisse zerstoßen, oder sind sie selbst borniert geworden?“ (Brückner/Meyer 1994: S. 11)

Insofern zu einem Frauengenerationen–Projekt erklärt, reduzieren sich die Differenzen zwischen Frauen zu einem Problem der Frauengenerationen im Feminismus, und die Frage, ob es ihnen gelingt, an ihrer weiblichen Identität festzuhalten, wird zu einer zentralen. Damit bestätigt sich indirekt Frasers These von der fundierenden Bedeutung der Geschlechterdifferenz in der ersten Phase der „Debatten um Differenz“. Ist die weibliche Identität durch die Erfolge des Feminismus gefährdet? Steht die „weibliche Identität“ zwischen den unterschiedlichen Generationen im Feminismus; verlieren Frauen ihre weibliche Identität, wenn sie sich die ihnen vorenthaltene gesellschaftlichen Räume aneignen, wenn sie sichtbar werden? Verliert die „sichtbare Frau“ ihre weibliche Geschlechtsidentität?

Dieses Buch ist ein Buch des Übergangs; sein Umgang mit den „Veränderungen“ im feministischen Diskurs fügt sich nicht in den Verlauf seiner Neuorientierung und nimmt doch zugleich den Impuls der Perspektive auf die Differenzen zwischen Frauen auf, fügt sie allerdings in die alte strategische Situation der interdisziplinären, pluralen, reflexiven, feministischen Frauenforschung ein. Die Krise der Geschlechterdifferenz und Anerkennung wird auf ein Frauengenerationen-Problem im Feminismus und in der Frauenforschung reduziert. Es geht kein Anerkennungsverhältnis mit der Wissenschaft ein. Die Neufokussierung der Frauenforschung und feministischen Theorie auf Geschlechterverhältnis/se vollzieht es nicht nach; „Geschlecht“ ist ihr das, was es seit Simone de Beauvoir für die feministischen weiblichen Intellektuellen und die zeitgenössischen Frauenbewegungen ist: Frauen, das „zweite Geschlecht“, und nur in einem Wortspiel wird mehr daraus:

„Welche Konsequenzen und Widersprüche ergeben sich aus der augenscheinlichen Entwicklung vom ausgegrenzten, vom sogenannten ‚zweiten‘ Geschlecht zum sichtbaren, manche würden sogar sagen: zum etablierten Geschlecht? Hat die Frauenbewegung Erfolge zu verzeichnen, die wiederum Fundamente bilden können für Neues und Gewagtes auch jenseits gängiger feministischer Leitbilder“ (Brückner/Meyer 1994: S. 9)

Als Buch des Übergangs ordne ich es trotzdem in den Entstehungskontext der feministischen Politikwissenschaft ein, weil es ihrer Orientierung am feministischen Politikbegriff und dem Selbstverständnis als kritischer Frauenöffentlichkeit und von Frauenforschung als Forum der Frauenbewegung so sehr entspricht. Tatsächlich ist es von der interdisziplinären Anlage her ein Buch der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung der Achtzigerjahre, und als solches wird es wohl eines der letzten gewesen sein. Die feministische Kritik der Öffentlichkeit jedenfalls, die hier formuliert wird, erscheint mir eine Grundlegung für die Ausarbeitung der feministischen Politikwissenschaft zu sein, die eben begriffliche Relationen zu den verschiedensten Disziplinen und Sichtweisen herstellt und die vor ihrer (Selbst-)Disziplinierung in den Neunzigerjahren eher eine interdisziplinäre Orientierung in den Sozialwissenschaften gehabt hatte. (vgl. auch in meinem Material Beyer/Meyer/Lamott 1983; Kulke 1985)

In den Neunzigerjahren arbeitet die feministische Politikwissenschaft auf der Grundlage des feministischen Politikbegriffs programmatische *Grundzüge einer feministisch-politikwissenschaftlichen Öffentlichkeitstheorie* aus:

„Birgit Sauer weist in ihrem Beitrag nach, dass politische Partizipation jedoch auch von sozialen, ökonomischen und sozialisationsspezifischen Faktoren abhängig ist, dass die Genese der bürgerlichen Öffentlichkeit und ihrer politischen Institutionen unter völligem Frauenausschluss ‚Männlichkeit als System‘ (Eva Kreisky) inkorporierte. Dies führt dazu, dass Frauen nach wie vor Fremde in der Politik sind und dass Politik nach männerbündischen Prinzipien strukturiert ist, Frauen somit als die ‚Anderen‘ und auch als Konkurrentinnen aus diesem homo-sozialen System recht erfolgreich ausgeschlossen werden. Dieses Faktum zeigt sich immer wieder in Demokratisierungsprozessen: Je höher der Institutionalierungsgrad der politischen Öffentlichkeit, desto wahrscheinlicher ist der Frauenausschluss (vgl. Holland-Cunz ...).“ (Biester 1994: S. 8)

„Dem vielthematisierten Demokratiedefizit (der Europäischen Union) ist ein ‚Öffentlichkeitsdefizit‘ (...) (Gerhards, RN) vorgelagert.“ (Holland-Cunz/Ruf/Sauer 1994: S. 10)

„Europas unsichtbares Geschlecht - das ist zudem die in Strukturen und Verfahren verfestigte männliche Prägung des europäischen Einigungsprozesses, der als geschlechtlich strukturierter Vorgang unsichtbar bleibt.“ (Holland-Cunz/Ruf/Sauer 1994: S. 12)

„Politische Partizipation, ökonomische und soziale Teilhabe von Frauen muss im Zwittergebilde Europa (...) stets unter doppelter Perspektive gedacht werden. Die Verbindung zwischen frauenpolitischen Strategien in den einzelnen EU-Ländern und frauenpolitischen Zielsetzungen auf supranationaler Ebene, vor allem die Rückwirkung gesamteuropäischer Gleichstellungskonzepte auf nationalstaatliche Frauenpolitiken sowie auf die soziale und politische Situation von Frauen bedarf der politikwissenschaftlichen Untersuchung und politischen Auseinandersetzung, sollen nationale wie supranationale Institutionen und deren Verflechtung nicht frauenausschließende Strukturen reproduzieren.“ (Holland-Cunz/Ruf/Sauer 1994: S. 12/13)

„Die Beiträge (...) bieten Ansatzpunkte für die Formulierung eines feministischen Staatskonzepts sowie für die Re-Formulierung und Konkretisierung feministischer Politik und Öffentlichkeit. Allen Beiträgen ist die Suche

nach einem neuen Begriff von Frauen-, Gleichstellungs- und Geschlechterpolitik gemeinsam.“ (Sauer 1994: S. 11)

„Das andere, feministische Politikverständnis konnte deshalb jenseits von räumlichen Zuschreibungen als kommunikativer Bezugsrahmen gefasst werden, in dem Geschlecht neben anderen Kategorien eine strukturbildende Komponente ist: Politik ist demnach die Herausbildung kollektiver Identitäten. Identitätsbildung ist deshalb zentral für den politischen Einfluss der Akteure und Akteurinnen, weil dadurch Interessen geformt und dann politisch repräsentiert werden.“ (Kreisky/Sauer 1995: S. 17)

„(...) eine politikwissenschaftliche Leerstelle bleibt aber die Interaktion mit einer durch und durch androzentrischen Struktur politischer Öffentlichkeit (...)“ (Kulawik/Sauer 1996: S. 17).

„Die Tatsache, dass politische Demokratie nicht zwangsläufig das ‚Ganze‘ beschreibt und Geschlechterdemokratie und soziale Demokratie per se mit einschließt, gehört mittlerweile zum Standardrepertoire der feministischen Politikwissenschaft. (...) Doch die Frage nach der Verfestigung bzw. dem Abbau von Freiheits- und Bürgerrechten für die weibliche Hälfte der Bevölkerung in den aktuellen Demokratisierungsprozessen bleibt im mainstream einmal mehr ungestellt und damit implizit als unerheblich für die Gesamtentwicklung erklärt.“ (Penrose/Ruppert 1996: S. 8)

„‚Begründet‘ wird diese Ignoranz (gegenüber dem Thema Geschlecht und Macht, RN) mit der Bestimmung des Politischen und mit dem Kern der Politikwissenschaft (vgl. Kreisky 1995): Politik findet nur in der öffentlichen Sphäre statt. Sie baut u.a. auf den Ausschluss von Frauen. Noch wichtiger aber: Die Konzentration auf die öffentliche Sphäre und die Vernachlässigung der privaten bewirkt, dass relevante patriarchale Ordnungsmuster gar nicht in den Blick geraten (können).“ (Penrose/Rudolph 1996: S. 9)

„Denn von der *neuen Frauenbewegung* wurden mit Beginn der 70er Jahre die traditionellen Vorstellungen über Privatheit und Öffentlichkeit, über Staat und Familie, weitaus nachhaltiger in Frage gestellt als von den Aktivistinnen der Jahrhundertwende und der Weimarer Republik. Mit dem Slogan ‚Das Privat ist politisch‘ kreiste das Engagement diesmal zentral um die Politikfähigkeit des Privaten.“ (Kerchner/Wilde 1997: S. 12)

„Das gesamte Vokabular der Politikwissenschaft lebt von einer nicht-explizierten Dichotomie von öffentlich und geheim/privat.“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 13)

„Am Beginn der neunziger Jahre ist eine ‚nachholende‘ Entgrenzung und Transformation des Politikbegriffs in Politikwissenschaft und Soziologie erkennbar, nachholend deshalb, weil die Verengtheit eines traditionellen Politikbegriffs, auf die Frauenbewegung und feministische Forschung schon lange hinwies, nun auch Eingang in sozialwissenschaftliches Denken jenseits der Geschlechterforschung fand.“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 17)

„Auf die Frage nach dem ‚Warum‘ dieser Geschlechtsblindheit (der Forschung über Internationale Beziehungen, RN) findet sich vor allem eine, alle konfligierenden Ansätze, Perspektiven und Methodologien verbindende Antwort: Die Festlegung auf die Sphäre der ‚männlich‘ dominierten und geprägten Öffentlichkeit als allein relevantem Ort für die Entstehung und Austragung bzw. Bearbeitung von internationalen (Macht)Konflikten.“ (Ruppert 1998: S. 12)

Mit dem feministischen Politikverständnis verbinden sich Grundelemente einer feministisch-politikwissenschaftlichen Öffentlichkeitstheorie: Kritik der Trennung der Sphären von Privatheit und Öffentlichkeit, androzentrische Struktur der Öffentlichkeit und darüber organisierter Ausschluss von Frauen als „Anderen“ oder das „andere Geschlecht“; ein dem Demokratiedefizit der EU vorlagertes Öffentlichkeitsdefizit führt dazu, dass der europäische Einigungsprozess ein geschlechtlich strukturierter Vorgang bleibt – was sich ja auf andere Demokratisierungsprozesse übertragen ließe; Partizipation und soziale Teilhabe von Frauen (Geschlechterdemokratie) als Maßstab für Demokratisierungsprozesse; Erweiterung des Politikbegriffs: Politik als Herausbildung kollektiver Identitäten; Erweiterung des Staatsbegriffs, der

Ende der Neunzigerjahre auch in der politikwissenschaftlichen Diskussion über den „Formwandel von Staatlichkeit“ (Sifft/Abels 1999: S.12) eingängig ist.

„Es löst das homogene Staatsbild der ‚alten‘ feministischen Staatstheorie auf in ein heterogenes Konglomerat verschiedener Verhandlungsarenen und diskursiver Foren und ist daher mit der Vorstellung transnationaler Politiknetzwerke durchaus kompatibel (...).“ (Sifft/Abels 1999: S. 13)

Mit der feministischen Kritik der Öffentlichkeit sind also auch analog Grundelemente einer feministischen Staatstheorie gelegt. Letztere hat in der wissenschaftlichen Gemeinschaft, die die feministische Politikwissenschaft im deutschsprachigen Raum herausgebildet hat, auch einen Namen, nämlich Eva Kreisky mit ihrer Theorie vom Staat als Männerbund.

„Frauen“ sind das Subjekt der Erfahrung und Kritik der feministischen Politikwissenschaft, sie sind „Opfer“ moderner patriarchaler Herrschaftsverhältnisse (vgl. Kreisky/Sauer 1998: S. 17), Subjekte eines „weiblichen Lebenszusammenhangs“ (vgl. Kreisky/Sauer 1998: S. 17). Sie sind Akteurinnen der Zivilgesellschaft - als Feministinnen, durch die Frauenbewegung, in Nicht-Regierungsorganisationen (vgl. Kreisky/Sauer 1995; Kerchner/Wilde 1997, Ruppert 1998; Sifft/Abels 1999). „Frauen“ werden außerdem als „Akteurinnen staatlicher Politiken“ (Sifft/Abels 1999: S: 14) sichtbar. Überhaupt werden „Frauen“ und „Männer“ in der feministischen Politikwissenschaft als *geschlechtliche Subjekte* sichtbar.

„Feministische Politikwissenschaft fragt nicht mehr nur, wie Frauen vom Staat behandelt werden, sondern auch danach, wie Frauen und Männer als geschlechtliche Subjekte in den staatlichen Arenen konstruiert werden.“ (Sifft/Abels 1999: S. 15)

In der feministischen Politikwissenschaft etabliert sich in den Neunzigerjahren das Subjekt mit Geschlecht als „geschlechtliche Subjekte“. Während sich in der Feministischen Philosophie die Geschlechtlichkeit des politischen und insbesondere des erkennenden Subjekts quasi veruneindetigt, wird sie in der feministischen Politikwissenschaft im Gegenteil ausgearbeitet. Zweigeschlechtlichkeit und damit auch in gewisser Weise Heteronormativität normieren die feministische Politikwissenschaft deutlich ausgeprägter als die Feministische Philosophie, feministische Soziologie und feministische Sozialwissenschaft und Theorie als kritische Theorie. „Männlichkeit“ ist sozusagen das überragende Leitmotiv vieler Untersuchungen, die in den feministisch-politikwissenschaftlichen einführenden Sammelbänden der Neunzigerjahre vorgestellt werden. Ihr Ziel ist immer die *Sichtbarmachung der Geschlechtlichkeit*: die Sichtbarmachung der Geschlechtlichkeit des Staates, der Öffentlichkeit, der Subjektivität, der Politikwissenschaft (vgl. Appelt/Neyer 1994; Sauer 1994; Kreisky/Sauer 1995; Kulawik/Sauer 1996; Kreisky/Sauer 1998). Allerdings gibt es in diesen

Bemühungen deutliche Abstufungen in der feministischen Politikwissenschaft in den Neunzigerjahren. Nicht allen sind die *Kritik der Eingeschlechtlichkeit* (des Staates, der Politikwissenschaft usw.), die *Geschlechterkritik* oder die „geschlechterkritischen Ambitionen“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 10) gleichermaßen ein Anliegen. Wenn man daraus *zwei Sichtweisen in der feministischen Politikwissenschaft* konstruieren wollte (man müsste das an den Aufsätzen, Monographien und weiteren Sammelbänden der feministischen Politikwissenschaft, die in den Neunzigerjahren erschienen sind, überprüfen, mein Material liefert mir zuwenig Grundlagen dafür), dann könnte man die eine als die *geschlechter- oder geschlechtskritische Sichtweise* und die andere als die *feministische Kritik am Androzentrismus der (Politik-)Wissenschaft* beschreiben.

Trotz der unterschiedlichen Bezugnahmen auf die Kategorie Geschlecht: die feministische Politikwissenschaft stellt von Anfang ihrer (Selbst-)Disziplinierung an den Fokus Geschlecht/erverhältnis/se in den Mittelpunkt. „Geschlecht“ wird als soziale und politische Kategorie gefasst (vgl. Appelt/Neyer 1994). Es wird analysiert: das „unsichtbare Geschlecht der Europa“ (Holland-Cunz/Ruf/Sauer 1994); das Geschlechterverhältnis als Herrschaftsverhältnis (vgl. Sauer 1994: S. 22), die Geschlechterfrage als demokratische Frage (vgl. Biester 1994) sowie die Geschlechterfrage und die Neubestimmung feministischer Gleichstellungspolitik (vgl. Sauer 1994: S. 7); Geschlecht als Kategorie „im Sinne von ‚gender‘ als eine Form der gesellschaftlichen Herstellung von Differenzen, von Männern und Frauen“ (Kreisky/Sauer 1995: S. 20, Fußnote 4); die „Geschlechterhierarchie“, „Geschlechtskonstruktionen und internalisierte() Geschlechtsrollen“, Weiblichkeitsmythen und „egalitäre Geschlechterverhältnisse“ (Penrose/Ruppert 1996: S. 10); das Verhältnis von Geschlecht und Macht (vgl. Penrose/Rudolph 1996: S. 9); das Geschlecht des Staates (vgl. Kulawik/Sauer 1996); das Verhältnis von Staat und Geschlecht sowie Geschlecht und Privatheit (vgl. Kerchner/Wilde 1997: S. 11); das (verheimlichte) „Geschlechterparadigma der Politikwissenschaft“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 27); die „Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation“ (Kreisky/Sauer 1998); die „Geschlechtskodierungen internationaler Politik“ (Ruppert 1998: S. 9), „'Geschlecht' in der feministischen Politikwissenschaft“ (Bauhardt/von Wahl 1999) und die „Interdependenz von Staat, Zivilgesellschaft und Geschlechterverhältnissen“ (Sifft/Abels 1999: S. 9).

Mit dem konstitutiven Loyalitätskonflikt der Frauenforschung, sich zwischen Wissenschaft und Frauenbewegung zu bewegen, geht die feministische Politikwissenschaft offensiv um. Sie

korrespondiert mit den politischen Debatten und frauenpolitischen Zielen der nationalen und internationalen Frauenbewegungen und positioniert sich als scharfe Kritikerin der Disziplin in der Disziplin.

*Feministische Politikwissenschaft als Kritikerin der Disziplin:* Eine durchgängige theoriepolitische Strategie ist die Kritik der Männlichkeit der Politikwissenschaft bzw., in einer etwas anderen Ausrichtung als die Kritik der Eingeschlechtlichkeit des Faches (s.o.), die Kritik der Politikwissenschaft als traditionelle androzentrische Theoriebildung und Wissenschaft (vgl. Penrose/Rudolph 1996). Beide Sichtweisen legen ein unterschiedliches Gewicht auf die Geschlechtlichkeit des Faches, aber sie grenzen sich nicht voneinander ab. Es gibt auch „Mischformen“ (vgl. Ruppert 1998; Siff/Abels 1999). Man kann sagen, dass die Geschlechterkritik, „geschlechtskritische Inspektion der Kategorien einer Disziplin“ (Kreisky/Sauer (Hg.) (1997)) oder die „geschlechtskritische(n) Lesarten“ (vgl. Kreisky/Sauer 1998 (Hg.): S. 153f.) sich in den Neunzigerjahren durchaus konzeptionell und als Perspektive auszuarbeiten scheinen, aber dann doch nicht als ein spezieller Ansatz feministischer Politikwissenschaft ausweisen. In dem PVS-Sonderheft 28/1997, das Eva Kreisky und Birgit Sauer herausgeben, werden die „geschlechtskritischen Lesarten“ synonym gebraucht für „feministische Perspektiven“. (vgl. z.B. Kreisky/Sauer 1998: S. 10ff.)

Die „geschlechtskritische Inspektion“ der Kategorien der Politikwissenschaft ist „feministische Arbeit an Begriffen“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 28), feministische „Verfremdungsarbeit“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 29). Sie bezieht sich auf feministische Erkenntnistheorie (insbesondere Sandra Harding) und auch auf Geschichte und Grundlagen politikwissenschaftlicher Theoriebildung. Eva Kreisky und Birgit Sauer arbeiten für die letzteren heraus, dass diese das „einigende() Band der Geschlechtsblindheit“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 27) auszeichne. Gleichwohl kann die politikwissenschaftliche Theoriebildung zur feministischen Verfremdungsarbeit, wie sie von Eva Kreisky und Birgit Sauer vorgestellt wird, beitragen und kann umgekehrt die „feministische Begriffsarbeit“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 29) zur politikwissenschaftlichen Theoriebildung beitragen – *könnte*, um genauer zu sein, wenn denn die politikwissenschaftliche Theoriebildung in der Lage wäre, sich ihr anzuschließen:

„Politische Theorien sind stets auch Antworten auf konkrete soziale und politische Problemlagen (...). So lässt sich von einem dialektischen Theorie-Praxis-Verhältnis ausgehen: Theorien grenzen sich nicht nur von Praxis ab, indem sie von ihr abstrahieren, sondern sie stehen in einem komplexen Verhältnis zu ihr (...). D.h. Theorieproduktion ist auch biographisch, durch die Erfahrung des Wissenschaftlers induziert. (...) Hier nun gäbe es Anschlussmöglichkeiten an feministische Epistemologie. Diesen Schritt allerdings wagt der Malestream

deutschsprachiger Politikwissenschaft nicht. Nicht wahrgenommen wird, dass soziale Bedingungen wie Geschlechterverhältnisse wissenschaftliche Diskurse strukturieren und somit die Richtung der Theorieproduktion bestimmen (vgl. Harding 1990) oder dass wissenschaftliche Biographien auch Geschlechterbiographien sind und Geschlechteridentitäten immer in Theorieproduktion eingehen. Politikwissenschaftliche Theoriebildung ist vornehmlich männliche Theoriebildung.“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 28)

Der Sammelband „Das geheime Glossar der Politikwissenschaft“ (Bd. 8 der Buchreihe „Politik der Geschlechterverhältnisse“ des Campus-Verlags), den Eva Kreisky und Birgit Sauer mit dieser Perspektive 1997 einleiten, setzt sich eben mit politikwissenschaftlicher Theoriebildung als „vornehmlich männlicher Theoriebildung“ auseinander und versammelt Beiträge zur Kritik der Eingeschlechtlichkeit des Faches: zur „geschlossenen Öffentlichkeit“ (Sabine Lang), zu Subjekt und Subjektlosigkeit von Frauen (Regina Köpl, Sieglinde Rosenberger), zum Geschlechtervertrag (Erna Appelt), zu „Geschlechterkonstruktionen in der Sozialpolitik“ (Gerda Neyer), zum Maskulinismus politischer Ideale und Institutionen (Eva Kreisky), zur Geschlechtsblindheit der Transformationsforschung (Birgit Sauer), zur Geschlechterpolitik in den internationalen Beziehungen (Uta Ruppert). (vgl. Kreisky/Sauer (Hg.) (1997)) Allesamt können, wie das Spektrum der feministischen Politikwissenschaft überhaupt, als „feministisch-kritische Annäherungen an den herr/schenden Fundus politikwissenschaftlichen Denkens und Arbeitens“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 7) verstanden werden sowie als Hinterfragen der Tabus und Paradigmen der Disziplin. Akribisch wird eine hegemoniale theoriepolitische politikwissenschaftliche Strategie der Verheimlichung von Macht und Herrschaft rekonstruiert und im Sinne der alten feministischen theoriepolitischen Strategie der Wissensrevolte sichtbar gemacht: die Politikwissenschaft erscheint als eine das Geschlecht und Geschlechtlichkeit verdrängende Wissenschaft, als eine den Staatsgeheimnissen und der Freund-Feind-Dichotomie des traditionellen Politikbegriffs – dem „Zwang zur Differenz“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 14) - freiwillig unterworfenen Wissenschaft:

„Die Geheimheit als der unschöne Aspekt von politischer Öffentlichkeit wird auch von der Politikwissenschaft ‚abgespalten‘, klassisch ver- bzw. an den Rand (der Disziplin) gedrängt.“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 15)

Die männliche Politikwissenschaft, ihr Prinzip des Maskulinismus, hütet ein Geheimnis, mehr noch, sie hütet Geheimnisse: das Geheimnis der Politik und ihr Geheimnis, dieses Geheimnis zu hüten.

„Das ‚Geheimnis‘ ist das Ungesagte, sind die Blindstellen der Disziplin, aber auch das Bestreiten solcher Blindstellen. Geheimnis bezieht sich so auf bestimmte, nicht benannte Inhalte, aber auch auf in- bzw. exkludierende Beziehungen des wissenschaftlichen Netzwerks.“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 16)

Die Verheimlichung, so wird dargestellt, funktioniert als Normierung des Wissens, als Tradierung von bestimmten Wissensbeständen, durch begriffliche Festlegungen in Lexika, Wör-

terbüchern, Glossaren. So entstehe, ob gewollt oder nicht, ein politikwissenschaftlicher disziplinärer Kanon.

„Kanonisierung, d.h. die Produktion von Vorschriften und Regeln, erfolgt durch Tradierung von Sichtweisen, Begriffen oder Konzepten – durch deren stetige Wiederholung und Benennung.“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 17)

Die theorie- oder wahrheitspolitische Strategie der Geschlechterkritik funktioniert im Grunde genommen als *Nachahmung der Kanonisierung, Definierung und Normierung im allgemeinen „Benennungskampf“* (Kreisky/Sauer 1997: S. 18) der Politik-/Wissenschaft. „Geschlecht“, eine große Blindstelle politikwissenschaftlicher Wörter- und Lehrbücher, wird zum gewichtigen Einsatz feministischer Politikwissenschaft im „öffentlichen Prozess der Kategorien- und Konzeptbildung, im Definitions- und Benennungsprozess“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 18/19). Im Effekt verhält sich die Geschlechterkritik mimetisch zur Politikwissenschaft. Noch einmal: was zeichnet Definitionen – „Festschreibungen von Bedeutungen“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 23) in der Politikwissenschaft aus?

„Definitionen haben also Ordnungs- und Kontrollfunktion; sie kontrollieren den Raum des Denk- und Benennbaren in der Politikwissenschaft – stets unter der Maßgabe der vereinfachten Kommunikation innerhalb der Disziplin.“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 23)

„Definieren – d.h. Benennen durch Abgrenzen – ist ein Prozess, in dem Macht entsteht.“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 24)

Die „geschlechtskritische Inspektion“ der Kategorien der Politikwissenschaft besteht demgegenüber

„aus einem mehrschichtigen Verfahren der Freilegung geschlechtlicher Geheimheit. Implizite sexualisierte und sexualisierende Verwendungen von Begriffen sind in unterschiedlichen Varianten im politikwissenschaftlichen Vokabular abgelagert: Zunächst gilt es, die verschütteten Genusgruppen ‚Männer‘ und ‚Frauen‘ (...) zu bergen, dann die Symbolsysteme ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ und schließlich die gleichsam zu Ideologien geronnenen übersteigerten Symbole ‚Maskulinität‘ und ‚imaginierte Weiblichkeit‘ (Bovenschen 1979). Darüber hinaus ist ‚Geschlecht‘ auch – aber eben nicht allein – in vermeintlich Frauen zugewiesenen Beziehungen und Bereichen des Privaten verborgen.“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 31)

„Geschlecht“ wird solcherart zu einem „methodische(n) Prinzip feministischer Begriffsarbeit“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 31), und der Sammelband soll verdeutlichen, „wie Zentralbegriffe politikwissenschaftlicher Geschlechterforschung ausgewählte Begriffe und Konzepte der Politikwissenschaft umstülpen, verfremden und entzaubern“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 31). Anleihen mag dieses Verständnis von „Geschlecht“ bei der Dekonstruktion genommen haben. In einer gemeinsamen Veröffentlichung der beiden Herausgeberinnen ein Jahr später findet sich der Hinweis:

„Das methodische Programm der Dekonstruktion bot wichtige Anschlussstellen für die Kritik am Androzentrismus der Kategorien und Theoretisierungen der Politikwissenschaft.“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 13)

Auch wenn die Methode der Dekonstruktion leitend gewesen sein soll, scheint es sich meiner Auffassung nach bei der Geschlechterkritik eher um ein Kritikprogramm als um ein Programm des Nachvollzugs innerer Unstimmigkeiten und Brüche der Politikwissenschaft zu handeln. Denn das Ziel der Geschlechterkritik ist ja nicht nur Überwindung, sondern die Umsetzung einer eigenen Vision: die Antwort oder „Wahrheit“ hat sie gleich bei der Hand, und das ist etwas anderes als die Dekonstruktion, die keine verborgene Wahrheiten finden und keine andere Wahrheit verteidigen will.

Die Geschlechterkritik oder feministische Politikwissenschaft als Kritik an der Eingeschlechtlichkeit der Politik-/Wissenschaft ist – um hier eine Zwischenbetrachtung zu machen – eine „Kritik-Aktivität“ (Foucault 1992: S. 9) oder „kritische Haltung“ (Foucault 1992: S. 12), die dem verpflichtet bleibt, was sie ablehnt oder dem verbunden bleibt, was sie überwinden will. In der Nachahmung der politikwissenschaftlichen theoriepolitischen Strategie, die sie selbst entdeckt, „entfremdet“ und „entzaubert“ hat, bleibt sie ihrer Wahrheit treu und bestätigt sie ihre Autorität.

„Schließlich existiert die Kritik nur im Verhältnis zu etwas anderem als sie selbst: sie ist Instrument, Mittel zu einer Zukunft oder zu einer Wahrheit, die sie weder kennen noch sein wird, sie ist ein Blick auf einen Bereich, in dem sie als Polizei auftreten will, nicht aber ihr Gesetz durchsetzen kann. All das macht, dass sie eine Funktion ist, die dem unter geordnet ist, was die Philosophie, die Wissenschaft, die Politik, die Moral, das Recht, die Literatur usw. positiv darstellen. Und welches auch die Vergnügen oder die Entschädigungen sein mögen, die mit dieser sonderbaren Kritik-Aktivität verbunden sind: es scheint, dass sie zumeist nicht nur ihren strengen Nützlichkeits-Anspruch vor sich her trägt, sondern auch noch von einem allgemeineren Imperativ getragen wird – nicht nur dem Imperativ, Irrtümer auszumerzen. Es gibt etwas in der Kritik, das sich mit der Tugend verschwägert.“ (Foucault 1992: S. 9)

Insofern tugendhaft fügt sich die Geschlechterkritik auch den Normen der Zweigeschlechtlichkeit, die sie immer wieder und wieder „entdeckt“. Die Geschlechterkritik ist eine theoriepolitische Strategie der Vergeschlechtlichung von allem, was sie vorfindet: in jede Kategorie, jeden Begriff, jedes Motiv schreibt sie die Zweigeschlechtlichkeit ein und fort. Soviel „Geschlecht“ wie bei ihr ist wahrscheinlich nirgendwo zu finden. Es wirkt wie eine Fortführung des „Zwangs zur Differenz“, die sie der Politikwissenschaft vorgeworfen hat, wirkt wie eine Strategie der Veröffentlichung des Geheimen, die eben das Geheime damit neu instituiert. Das Problem der Sichtbarmachung von Geschlecht liegt offensichtlich in der Fortsetzung der Normierung der Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität (vgl. Butler 1991, 1993). Eine solche Strategie der „Sichtbarmachung“ der Zweigeschlechtlichkeit ist zweiseitig.

*Feministische Politikwissenschaft und die Frauenbewegung:* Feministische Politikwissenschaft zeigt sich Anfang der Neunzigerjahre, mit ihrer auch durch die disziplinäre Orien-

tierung eigenen Politiknähe, der Frauenbewegung, den Frauen- und Gleichstellungspolitiken zugehörig und weist sich hier auch als zuständig zur Intervention aus, ja, sie begründet ihre disziplinäre Profilierung sogar mit einer durch die Zugehörigkeit zur Frauenbewegung eigenen Aufgabe. Die Zugehörigkeit zur Frauenbewegung macht einen wesentlichen Teil ihrer Individualisierung als Diskursformation aus. Der erste Band in der Buchreihe „Politik der Geschlechterverhältnisse“ über „Gleichstellungspolitik – Totem und Tabus“ (vgl. Biester et.al. (Hg.) (1994)) will eine „feministische Revision“ (vgl. Biester et.al. (Hg.) (1994)) der Gleichstellungspolitik, ihrer Erfolge und Auswirkungen sein. In der Einleitung von Birgit Sauer (vgl. Sauer 1994) wird festgestellt, dass Gleichstellungspolitik in eine Arbeitsteilung zwischen autonomer Frauenbewegung und professionalisierter Frauenpolitik mündete. Diese „Arbeitsteilung führte erstens zur *Sozialpolitisierung* des feministischen Politikanspruchs“ und zweitens „zur Entkopplung von feministischer Theorie und Praxis und damit zur Lähmung des einst patriarchatstranszendierenden Politikverständnisses“ (Sauer 1994: S. 14, Hervorhebung i.O., RN). Aus dieser Erfahrung leitet sich die Aufgabe feministischer Forschung ab, feministisch-politikwissenschaftliche Forschung und politische Praxis wieder zusammenzuführen – zum beiderseitigen Nutzen und Vorteil, mag frau annehmen. Grundlage bildet folgende Diagnose:

„Das einst überschießende Potenzial des Mottos ‚Das Private ist politisch‘ reduzierte sich vielfach auf privatistisches Befindlichkeitsmanagement. Die Verbindung von Theorie und Praxis, einst Kern des feministischen Politikverständnisses, verflüchtigte sich zur Unkenntlichkeit; der feministische Diskurs wurde von frauenpolitischer Praxis zunehmend entbunden.“ (Sauer 1994: S. 10)

Als Aufgabe feministischer Forschung wird vor diesem Hintergrund formuliert:

„Über Gleichstellungspolitik muss also unter den Vorzeichen der deutschen Vereinigung, der Krise des Wohlfahrtsstaates, des Zurückschneidens sozialpolitischer Leistungen und der internationalen Verflechtungen neu und radikal diskutiert werden. Feministische Forschung muss und kann in diesem Kontext die Aufgabe übernehmen, Theorie und Praxis emanzipativer Politik wieder miteinander zu verbinden und einen reflexiven Theorie- und Praxiszusammenhang zu konstituieren.“ (Sauer 1994: S. 11)

Gleichstellungspolitik ist sowohl „Forschungslücke“ als auch steht sie unter dem Druck eines akuten Handlungsbedarfs, der wiederum Beratung und Beratschlagung benötigt. Die Re-Formulierung der Gleichstellungspolitik könne auf der Grundlage einer „politikwissenschaftliche(n) Suchbewegung nach einer feministischen Epistemologie und einer politikwissenschaftlichen Theorie des Geschlechterverhältnisses“ (Sauer 1994: S. 12) erfolgen. Diesem Entwurf der feministischen Politikwissenschaft ist das feministische Politikverständnis auf eine besondere Weise zentral, weil ihm die Verbindung von Theorie und Praxis eingeschrie-

ben ist – was dann also mehr als einen öffentlichkeitskritischen Impetus hat, sondern auch einen erkenntnistheoretischen Impuls gibt.

Auch wenn die Zugehörigkeit der feministischen Politikwissenschaft zur Frauenbewegung damit für die Ordnung des Diskurses eine besondere Bedeutung erhält und sozusagen seine Beständigkeit und Materialität (Wiederholbarkeit in einem kollektiven Akt) gewährleistet, wird der Unterschied zwischen dem wissenschaftlichen und dem politischen Feld im Feminismus trotzdem zelebriert und bekräftigt und zwar implizit als Trennung von Theorie (feministische Politikwissenschaft) und Praxis (Politik der Frauenbewegung). Die feministische Politikwissenschaft ist der Ort der Reflexion, der Ausarbeitung der Kategorien, Konzepte und Ziele, die Frauenbewegung dagegen der Ort der Politisierung, der Verstetigung und Professionalisierung der Gleichstellungspolitik und ihrer Erneuerung. Die Frauenbewegung ist auch diejenige kollektive Akteurin, der von der kollektiven Akteurin „feministische Politikwissenschaft“ geraten wird, den Gegensatz von Gleichheits- und Differenzpolitiken zu überwinden. (vgl. Sauer 1994: S. 15) Die eine wird beraten, die andere rät. Dieses Denken der Trennung der Aufgaben von Wissenschaft und Politik folgt dem bekannten Muster der Akademisierung, auch wenn sich die feministische Politikwissenschaft in der Übernahme der Verantwortung für den weiteren feministischen Diskurs sowie in der Kritik sich selbst gegenüber, Teil des wissenschaftlichen Systems zu werden/geworden zu sein/sein zu müssen, um als Wissenschaft bestehen zu können, diesem Muster der Akademisierung nicht fügen will.

„Das ‚Schlachten des Vaters‘ oder des Totems – nennen wir ihn androzentrische Wissenschaft – allein reicht nicht, um Herrschaft abzubauen. Auch als Häretikerinnen bzw. Heterodoxe sind Wissenschaftlerinnen Teil des Totems. Auch sie unterliegen wie die Orthodoxen – nennen wir sie männliche Wissenschaftler – den herrschaftlichen Reproduktionsmechanismen. Frauenpolitik und Frauenforschung sind also nur im Kontext androzentrischer Kultur denkbar, doch dieser Widerspruch ist Ausgangspunkt von Herrschaftskritik. Feministische politikwissenschaftliche Untersuchungen müssen Legitimations- und Tabuisierungsstrategien, Anpassungs- und Reinigungsriten aufzeigen, sie sollen an den Rand Gedrängtes immer wieder in den Blick nehmen. Deshalb ‚Totem und Tabu‘ als Herausforderung dieses Bandes, als Irritation und als Symbol permanenten Blickwechsels.“ (Sauer 1994: S. 33)

Die feministische Politikwissenschaftlerin als Häretikerin, als Abweichlerin von der offiziellen Lehre oder dem gültigen Dogma, damit in einem gewissen Sinne auch Gesetzlose oder – im schlimmsten Fall des Ausschlusses und Verstoßenwerdens – Vogelfreie und Tabubrecherin: so entwirft sich der neue Habitus der feministischen Politikwissenschaftlerin. In ihrem Drängen, alte Fehler der Frauenpolitik zu überwinden und Gleichstellungspolitik zu (re)formulieren, liegt ein Anspruch auf etwas Neues bzw. darauf, etwas Neues beginnen zu wollen. Und dieses *Neue*, das äußert sie auch, soll *radikal* sein, radikaler als die gängige politische Praxis, radikaler auch als die bisherigen feministischen Strategien.

*Feministische Politikwissenschaft und die feministische Transformation der Politikwissenschaft*: Vielleicht wiederholt sich in diesem Anspruch, etwas Neues zu beginnen, auch ein wenig die Radikalität der Wissensrevolte, die mit der Vision, eine andere Wissenschaft zu sein, die androzentrische (männliche) Wissenschaft hatte ablösen und überflüssig machen wollen. Das diesbezügliche Modell der feministischen Politikwissenschaft fällt augenscheinlich partnerschaftlicher aus. Zunächst, so wird in ihrem programmatischen Entwurf von 1998, der Einleitung von Eva Kreisky und Birgit Sauer zum PVS-Sonderheft 28/1997 „Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation“ deutlich, will sie der Politikwissenschaft den „Zugewinn“ aufzeigen, wenn sie „die analytische Perspektive der Politik der Geschlechterverhältnisse sowie der politischen Organisation des Geschlechterverhältnisses“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 9) einbeziehen würde. Das Ziel der feministischen Politikwissenschaft, das dann formuliert wird, ist eine umfassende und grundlegende „feministische Transformation der Politikwissenschaft“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 10):

„Generelles Ziel politikwissenschaftlicher Geschlechterforschung ist eine *Transformation der Politikwissenschaft*, eine andere Politikwissenschaft also, in der praktische und theoretische Relevanz der Geschlechterverhältnisse sowie an ihnen orientierte wissenschaftliche Vernunft Geltung besitzen. Feministisches Engagement in der Disziplin zielt auf *Heilung* allfälliger Geschlechtsblindheiten der Politikwissenschaft.“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 10, Hervorhebung i.O., RN)

Geschlechtsblindheit: eine Krankheit! (Eine neue „Geschlechts“-Krankheit sozusagen.)

Die Transformation der Politikwissenschaft sei der „faktische Konsens“ der politikwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung, die im PVS-Sonderheft 28/1997 vertreten sei. Egal, wie unterschiedlich die Herangehensweisen der AutorInnen seien, ihr Fokus sei derselbe:

„(...) die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse, ihre politischen Regulationsweisen sowie die Notwendigkeit, das alles im Rahmen der Politikwissenschaft zu thematisieren und zu theoretisieren.“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 10)

In der Logik der Kritik der Eingeschlechtlichkeit der Politik-/Wissenschaft bringt der Band die verschiedenen Autorinnen unter einen Hut und unterstellt ihnen ein gemeinsames Credo, das sich „mit Begriffen wie ‚Transdisziplinarität‘, ‚Transgenderismus‘ und ‚Transnationalität‘“ markieren ließe (vgl. Kreisky/Sauer 1998: S. 10): der Blick über „den Tellerrand der Disziplin, jenen des Geschlechts sowohl der Politikwissenschaft wie auch der Frauen- und Geschlechterforschung und zudem auch über jenen der deutschen Politikwissenschaft hinaus“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 11). D.i. *Transgenderismus*: Der Blick über das Geschlecht der Frauen- und Geschlechterforschung hinaus. In gewisser Weise veruneindeutigt sich jetzt doch

auch das Geschlecht des erkennenden Subjekts der politikwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung, dies allerdings in einer doppelten Bewegung, die möglicherweise „Transgenderismus“ sein soll: einerseits erklärt sich das Geschlecht der Politikwissenschaft (das „akademische() Männerhaus“, Kreisky/Sauer 1998: S. 11) und ihm gegenüber auch das der feministischen Politikwissenschaft (und geschlechtskritischen Perspektive, vgl. Kreisky/Sauer 1998:S. 11), andererseits, wenn die Disziplin geschlechtssensibler würde, wäre die „eingeschlechtliche Geschichte und Gegenwart des Faches“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 15) beendet. Wird sie dann zweigeschlechtlich?

Zur Profilierung zieht - in einer ähnlichen Bewegung der Positionierung wie der dekonstruktive Feminismus - die aktuelle politikwissenschaftliche Geschlechterforschung die politikwissenschaftliche Frauenforschung oder besser gesagt die ersten „feministische(n) Gehversuche“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 13) in der Politikwissenschaft heran, die sich mit wenig bescheiden hätten. „Frauen und...“ lautete daher das theoretisch und methodisch doch recht einfach gewirkte Wissenschaftsprogramm.“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 13) Und hier sieht man wieder eine doppelte Bewegung: in der Profilierung der feministischen Politikwissenschaft *innerhalb* der politikwissenschaftlichen Disziplin (mit der gleichzeitigen tendenziellen Anmaßung, ihre Zukunft sein zu wollen) werden die Anfänge der eigenen Forschung entwertet und auf eine einzige Herangehensweise reduziert. Die politikwissenschaftliche Geschlechterforschung profiliert sich auf diese Weise über die Abwertung einer politikwissenschaftlichen Frauenforschung, als die sie ursprünglich begonnen hatte, sie profiliert sich im Grunde genommen über eine Selbstab- oder -entwertung gegenüber der Politikwissenschaft. Diese Abwertung vollzieht sich auch in der Darstellung der Geschichte der feministischen Politikwissenschaft oder der Geschichte von Feministinnen in der Politikwissenschaft, die sich zu einem „*inzwischen* theoretisch und methodisch weitgefächerten Spektrum() politikwissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 14, Hervorhebung RN) entwickelt habe. Die Vielfalt der Ansätze und Forschungsergebnisse wird damit zum Ergebnis einer Entwicklung. Die Forschungsleistungen der feministischen Politikwissenschaft in den Neunzigerjahren sind, das sieht man ja auch an meinem Material, überhaupt nicht von der Hand zu weisen, aber gleichzeitig werden die Anfangsleistungen damit heruntergespielt und die Pluralität als Kennzeichen der Frauenforschung von Anfang an – sie hat sich ja Vielfalt und Vielzahl der (Frauen-)Stimmen zur Regel gemacht – ignoriert. Sie nimmt damit im Blick auf sich selbst einen Blick von außen ein. Es ist ja die „hegemoniale Männlichkeit“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 14) der politikwissenschaftlichen Zunft, der sie nachsagt und gewis-

sermaßen auch nachweist (vgl. Kreisky/Sauer 1998: S. 15f.), feministische Politikwissenschaft nur eingeschränkt, wenn überhaupt, wahrzunehmen. Diese eingeschränkte Wahrnehmung wird in der Stilisierung der feministischen Frauenforschung als überholt, zu bescheiden, zu eindimensional wiederholt und im übrigen eine Konkurrenz zwischen verschiedenen Formen der Frauenforschung hergestellt: zwischen der konventionellen Frauenforschung, der älteren feministischen Frauenforschung und der neuen (geschlechterkritischen) feministischen Geschlechterforschung in der Politikwissenschaft. Als eindrückliche Negativfolie zur eigenen Profilierung dient die konventionelle politikwissenschaftliche „Frauenforschung“ (wenn man sie tatsächlich so nennen kann, das ist die Frage):

„Frauenforschung im Sinne konventionellen ‚Damenbeinezählens‘ in der exklusiven Welt der Politik hat in der Vergangenheit auch in der Politikwissenschaft immer wieder institutionelle und publizistische Nischen finden können, so etwa in der auf bipolare Geschlechtsmerkmale konditionierten Wahl- oder Partizipationsforschung. Sie verstand sich im großen und ganzen als *komplementär* und *additiv* und stand daher auch nicht in inhaltlichem, theoretischem oder politischem Widerspruch zu den ‚Hauptströmungen‘ des Fachs.“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 11)

„Feministische Wissenschaftlichkeit“ und „feministische Theoriearbeit“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 12) dagegen verstehen sich weder komplementär noch additiv, sie wollen anerkannt werden (vgl. 4.), Einfluss nehmen und dabei doch immer sie selbst bleiben:

„Unter dem Dach Frauen- und Geschlechterforschung koexistieren sehr unterschiedliche Perspektiven mit durchaus unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen sowie überaus unterschiedlichen konzeptuellen und methodischen Herangehensweisen. Diese beeindruckende Vielfalt ist es auch, die das kreative und innovative Potenzial feministischer Frauen- und Geschlechterforschung ausmacht. Ein solcher feministischer Pluralismus darf und soll nicht eingeebnet werden zugunsten eines vermeintlich einheitlichen Ansatzes. Jede Entpluralisierung, Zentralisierung und Kanonisierung würde das reiche Potenzial des feministisch-kritischen Blicks vernutzen.“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 14)

2000 erscheint das erste Studienhandbuch „Feministische Politikwissenschaft“, herausgegeben von Kathrin Braun, Gesine Fuchs, Christiane Lemke und Katrin Töns. Vergleicht man ihren Entwurf der feministischen Politikwissenschaft, dann findet man verschiedene Übereinstimmungen mit den bisherigen Entwürfen.

Wollte man einen „*faktischen Konsens*“ wie auch einen *faktischen Dissens* auf der Grundlage der zwei letztgenannten Vortexte konstruieren, dann ist

## **feministische Politikwissenschaft/politikwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung:**

ein „relativ neues Forschungsgebiet“ (Braun et.al. 2000: S. VII); sie hat eine „Geschichte einer disziplinären Verspätung“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 11);

-

sie ist eine „institutionen- und herrschaftskritische Perspektive“ (Braun et.al. 2000: S. VII); sie hat eine „geschlechterkritische Perspektive“ auf die Gegenwartsprobleme und die Transformation des Politischen (Kreisky/Sauer 1998: S. 11);

-

sie greift „auf vielfältige Art und Weise in Diskurse des ‚mainstream‘ der Politikwissenschaft ein, statt nach Nischen zu suchen und dadurch eine Form der Selbstmarginalisierung zu betreiben“ (Braun et.al. 2000: S. VII); sie will die „Relevanz eines ‚Engenderings‘ von Politikwissenschaft sinnfällig machen“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 11);

-

sie hat drei Phasen: Hist. Frauenbewegung: (1) Sozialpolitik u. Wahlrecht; (2) Neue Frauenbewegung: feminist. Politikbegriff, Kritik der Trennung von Privatheit u. Öffentlichkeit u. der „geschlechtlichen Kodierung demokratischer Institutionen, ihrer Legitimationsformen sowie der Politik- und Handlungsmuster“ (...) zentrale Kategorie gender (Braun et.al. 2000: VIII); (3) Theoriefähigkeit und „Streit um Differenz“ (vgl. Braun et.al. 2000: S. VII-VII); anfangs das „Hinzufügen‘ weiblicher Lebenswelten“, dann ist aus „bloßer Frauenforschung (...)“ zu sehends feministische Geschlechterforschung geworden, der es um Kritik, Analyse und Überwindung patriarchaler Herrschafts- und Unterdrückungsverhältnisse geht“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 13).

-

„Trotz der Schnittmenge im Erkenntnisinteresse („im Kern mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen befasst“ (Braun et.al. 2000: S. VII) zu sein, RN) ist der Stellenwert feministischer Perspektiven im Fach noch strittig und – im Gegensatz zum internationalen Diskurs – im deutschsprachigen Raum kaum Gegenstand sorgfältiger wissenschaftlicher Reflexionen.“ (Braun et.al. 2000: S. VII) „Zur Zeit fristet aber feministische Frauen- und Geschlechterforschung im Rahmen der Politikwissenschaft noch ein Aschenputtdasein, in ihrem wissenschaftlichen Output wird sie jedoch sehr wohl an jenen gemessen, die aus dem Vollen der Disziplin schöpfen können. Geschlechter-Fairneß sollte in Zukunft zum professionellen Ethos der Politikwissenschaft zählen.“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 15)

Der „faktische Konsens“, um noch einmal diesen Begriff von Eva Kreisky und Birgit Sauer (Kreisky/Sauer 1998: S. 10) zu bemühen, besteht in der Wahrnehmung des feministischen Diskurses in der Politikwissenschaft als relativ neu und als kaum anerkannt vom politikwissenschaftlichen Mainstream. Der *faktische Dissens* liegt offensichtlich in der Einschätzung und Beurteilung der eigenen Entstehungsgeschichte sowie in der zu verfolgenden theoriepolitischen und theoretischen Perspektive. Was auch deutlich wird: es scheint ein weiterer faktischer Konsens zu bestehen und zwar der Konsens, mit dem Konzept eines „feministischen Pluralismus“ (Kreisky/Sauer) oder eines „ausdifferenzierten Forschungsfeldes“ (Braun et.al. 2000) einem möglichen Dissens in der feministischen Politikwissenschaft oder politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung nicht zu viel oder zu öffentlich Bedeutung zu geben. Aus der Distanz heraus, mit dem Blick auf das strategische Moment der diskursiven Anordnung, wird über das Konzept der Pluralität – *wird Pluralität zum Konzept* – das diskursive Feld der feministischen Politikwissenschaft zusammengehalten. Auch wenn beide Modelle, das Modell einer *feministischen Politikwissenschaft als Geschlechterkritik* und das *Modell feministischer Politikwissenschaft als institutionen- und herrschaftskritische Perspektive*, als eine

bestimmte Art der *Prozedur der Intervention*, nämlich als eine *Technik der Neuschreibung* (vgl. Foucault 1981/1997: S. 86ff.) verstanden werden können, unterscheiden sie sich doch in ihrer theoretischen Wahl, in der Art, welche Verbindungen zwischen welchen Theorietypen hergestellt werden. In dem Modell einer feministischen Politikwissenschaft als Geschlechterkritik verbinden sich feministische Wissenschaftskritik, politikwissenschaftliche Denk- und Arbeitsweisen, feministisches Politikverständnis, feministische Öffentlichkeits- und Staatskritik mit einem Differenzkonzept. Die Fokussierung auf ein „Engendering der Politikwissenschaft“ hat die Betonung und Herausarbeitung von (Geschlechter-)Differenz zur Folge. Im Modell feministischer Politikwissenschaft als institutionen- und herrschaftskritische Perspektive werden gleichermaßen feministische Wissenschaftskritik, politikwissenschaftliche Denk- und Arbeitsweisen, feministisches Politikverständnis, feministische Öffentlichkeits- und Staatskritik zueinander in begriffliche Beziehung gesetzt, dieses aber dann auf eine feministische Herrschafts- und Institutionenkritik zugespitzt. Die Fokussierung auf eine „geschlechtersensible() Forschung“ (Braun et.al. 2000: S. VIII.) bedeutet dann die Analyse historischer und sozialer Konstruktion der Geschlechterverhältnisse, der „Geschlechtsherrschaft“ (Braun et.al. 2000: S. VIII). „Wie die Politikwissenschaftlerin Cynthia Enloe ausführt, meint *Gender* die Art und Weise, wie Geschlechterverhältnisse und –hierarchien Machtverteilung, politische Praktiken und Vorstellungen über Männlichkeit und Weiblichkeit in Öffentlichkeit und Politik prägen (...)“ (Braun et.al. 2000: S. VIII).

### **3.2 Feministische Soziologie, feministische sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung und feministische Theorie/n 1994-2001**

Die 17 Vortexte zur feministischen Soziologie, feministischen sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung und feministischen Theorie in meinem Material seit 1994:

<b>1994</b>	Diezinger/Kitzer/Anker/Bingel/Haas/Odierna 1994, Lindemann/Wobbe 1994, Pühl 1994
<b>1995</b>	Armbruster/Müller/Stein-Hilbers 1995, Becker-Schmidt/Knapp 1995
<b>1996</b>	Fischer/Kampshoff/Keil/Schmitt 1996, Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996, Scheich 1996

<b>1998</b>	Knapp 1998
<b>2000</b>	Becker-Schmidt/Knapp 2000, Bührmann/Diezinger/Metz-Göckel 2000, Cottman/Kortendiek/Schildmann 2000, Lenz/Nickel/Riegraf 2000, Projekt femi- nistische Theorie im Nordverbund 2000
<b>2001</b>	Hark 2001, Hornung/Gümen/Weilandt 2001, Knapp/Wetterer 2001

Die Beziehung der feministischen Politikwissenschaft zur Politikwissenschaft ist eine primäre Beziehung (vgl. Foucault 1997a: S. 68ff.), eine Beziehung der Abhängigkeit, die dem Diskurs selbst innewohnt. Ohne ihre Abgrenzung von der Politikwissenschaft wäre die feministische Politikwissenschaft, wie sie sich in den Neunzigerjahren herausgebildet hat, nicht das, was sie heute ist – das gilt insbesondere für die geschlechtskritische Lesart der Politikwissenschaft, die – auch wenn sie eine Neuschreibung der Politikwissenschaft ist - von ihrer Systematik her ja viel von einer Nachahmung hat.

Eine solche Form der Selbst-Disziplinierung im Negativbezug ist bei den feministischen Soziologinnen und Sozialwissenschaftlerinnen, die sich als Gesellschaftsanalytikerinnen und -kritikerinnen verstehen, weniger. Die Auseinandersetzung mit der Disziplin steht in den Neunzigerjahren nicht so im Vordergrund wie bei der feministischen Politikwissenschaft. Ob die Soziologie nun Männerwissenschaft ist oder nicht – wen kümmert's, möchte frau manchmal meinen. Nein, diese feministischen Wissenschaftlerinnen in der Soziologie und den Sozialwissenschaften nehmen die Auseinandersetzung mit der Disziplin nicht auf die leichte Schulter - das soll damit nicht gesagt sein. Aber erstens wirkt ihre Begegnung mit der Disziplin nicht so konfrontativ, zweitens stellt der geteilte Bezug auf den wissenschaftlichen Marxismus oder die kritische Theorie und Sozialforschung immer wieder eine gemeinsame Verbindlichkeit her, die tragfähig für ein partielles Bündnis zwischen Feministinnen und kritischen TheoretikerInnen in der und am Rand der Disziplin ist und damit ja auch Feministinnen einen etablierten Ort innerhalb der Disziplin verschafft. Die Beziehung zwischen feministischer Theorie als kritischer Theorie und der kritischen Theorie ist eine stabile begriffliche Relation, die auch forschungspolitische Gemeinsamkeiten schafft. Auch wenn es zwischen beiden Gruppierungen zu heftigen Spannungen kommen kann und die feministische Kritik an der kritischen Theorie bisweilen scharf ausfällt (vgl. Kulke 1985, Beer 1987), ist das Bündnis eines der ältesten in der Geschichte der Frauenforschung. Insgesamt kann gesagt werden, dass die sozialwissenschaftliche Frauenforschung trotz aller Kritik an der Soziologie und dem

Bündnispartner „Kritische Theorie und Sozialforschung“ keine Negativbeziehung herstellt. 1985 z.B. ist bei der Politologin und Frauenforscherin Christine Kulke die Anknüpfung an „Positionen der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule“ (Kulke 1985: S. 7) freimütig und offen, „wenngleich diese Theoreme in der politischen Ausweglosigkeit ihrer radikalen Vernunftkritik oftmals eher patriarchaler Rationalität selbst verhaftet bleiben“ (Kulke 1985: S. 8). Auch Ursula Beer stellt die Gemeinsamkeit ohne Unbehagen her, auch wenn sie sie gleichzeitig als Prozess einer „nachträglich festgestellte(n) Übereinstimmung in der Akzentuierung bestimmter Thematiken systematischer und inhaltlicher Art“ (Beer 1987/89: S. 4) beschreibt und zunächst auf die Gemeinsamkeit zwischen Frauen beschränkt.

„Für mich waren diese thematischen Zentrierungen und Übereinstimmungen auch ein Beleg dafür, dass unter Frauenforscherinnen bzw. Wissenschaftlerinnen, die sich mit Kritischer Theorie und Marxismus auseinandersetzen, tatsächlich gemeinsam geteilte Grundpositionen existieren, die über die schlichte Feststellung hinausgehen, es bestehe eine Interdependenz zwischen Geschlechter- und Klassenlagen.“ (Beer 1987/89: S. 4)

Die gegenüber der Politikwissenschaft beweglicheren Linien zwischen den Geschlechtern in der Soziologie und den kritischen Sozialwissenschaften zeigen sich in den Neunzigerjahren auch in der Fortsetzung bei der Zusammenarbeit mit Kollegen. So gibt Ilona Ostner das Buch zur „Feministische(n) Vernunftkritik“ gemeinsam mit ihrem Kollegen Klaus Lichtblau heraus und stellt Ursula Müller L. Christof Armbruster als Assistenten ein, mit dem sie und Marlene Stein-Hilbers den Überblicksband „Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse“ 1995 herausgeben. Zusammenarbeit zwischen den Geschlechtern in der Soziologie und den kritischen Sozialwissenschaften ist möglich und wird gesucht. Vergleiche ich die Positionierungen von der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und der feministischen Politikwissenschaft, bekomme ich den Eindruck (Forschungsdieser), dass die jeweiligen Disziplinen *unterschiedliche Geschlechterkulturen* haben und entsprechend unterschiedliche Formen der Frauenforschung hervorbringen. Den Zusammenhang stellen ja auch Eva Kreisky und Birgit Sauer her, wenn sie die Geschichte der politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung als die „Geschichte einer disziplinären Verspätung“ (Kreisky/Sauer 1998, s.o.) erzählen.

Die Geschichte der soziologischen Frauenforschung und sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung ist also – nachweislich - älter als die der feministischen Politikwissenschaft. Sie überliefert den feministischen Gründungsmythos. Er spielt in den Erzählungen über sich zwar eine grundlegende Rolle, tritt aber seit Ende der Achtzigerjahre bis zu den Bilanzen Ende der Neunzigerjahre in den Hintergrund. Er rutscht, wie schon gesagt,

auf eine vorbegriffliche Ebene und strukturiert das begriffliche Spiel nach wie vor, ohne dass es sich systematisch darauf zu bezieht. (vgl. Foucault 1981/1997: S. 89) Dass es ein Erinnerungsfeld ist und damit zur Abgrenzung des Diskurses beiträgt, wird an den dokumentierten Erinnerungen des Diskurses über sich in seinen Bilanzen z.B. deutlich. Ein Beispiel für seinen Nachhall findet sich in dem gemeinsamen Buch von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp 2000 zu „Feministische(n) Theorien“ (einer Einführung), erzählt im ersten Kapitel vom Regina Becker-Schmidt:

„Frauenforschung stellte mit solchen Fragen der klassen- bzw. schichtenspezifischen Sozialisationsdebatte um 1968 eine geschlechtsspezifische zur Seite. Dabei lassen sich zwei Angriffsflächen ausmachen. Zum einen die Ausblendung der Kategorie ‚Geschlecht‘, zum anderen biologische, anthropologische und soziologische Hypostasierungen von Geschlechterdifferenzen.“ (Becker-Schmidt 2000: S. 30)

Die Frage nach der geschlechtsspezifischen Sozialisation macht die Frauenforschung in dem Moment, wo sie gestellt wird, zur Frauenforschung – so kann dieses Zitat gelesen werden. Man kann so weit gehen zu sagen: wird die Frage nach der geschlechtsspezifischen Sozialisation aus dem Kontext der klassen- bzw. schichtenspezifischen Sozialisationsdebatte heraus gestellt, dann wird die Sozialisationsforschung zur Frauenforschung. Die begriffliche Relation ist folglich sehr eng, Frauenforschung ist demnach im ersten Schritt die Neuschreibung kritischer Sozialforschung und Gesellschaftstheorie durch die Einführung der Kategorie Geschlecht. In der Soziologie und kritischen Sozialforschung stößt sie auf Interesse und auf anschlussfähige Aussagens- und Denkvoraussetzungen, und sie ist damit die Verwirklichung einer der Diskursmöglichkeiten der Soziologie. Später wird Ute Gerhard darauf hinweisen, dass die soziologischen Klassiker dem von der Frauenbewegung problematisierten Geschlechterverhältnis „einen zentralen Stellenwert“ (Gerhard 1998: S. 343) eingeräumt hätten, es also ein historisches Wechselverhältnis zwischen Feminismus und Soziologie gebe. D.h., mag auch die gegenwärtige soziologische Theorie das Feld der Geschlechtertheorie ignorieren und eher der Frauenforschung und feministischen Theorie überlassen, so ist die Verbindung zwischen Feminismus und Soziologie im Gedächtnis der Soziologie eingelagert. (vgl. Gerhard 1998)

Im begrifflichen Spiel der Soziologie und kritischen Sozialwissenschaft entsteht die Frauenforschung durch die Auflösung und Neuschreibung bestimmter diskursiver Elemente (Vernunftkritik, Kapitalismuskritik) und den Rückgriff auf andere (Kritik des modernen Geschlechterverhältnisses, Kritik bürgerlicher Männlichkeit), durch die Neuverknüpfung dessen und die Bildung einer partiellen Organisation oder wissenschaftlichen Gemeinschaft. Der be-

gründende Begriff dafür anfangs nicht „Geschlecht“, sondern mit der Betonung des weiblichen Erkenntnisinteresses - bei Kulke 1985 – „Geschlechterherrschaft“:

„Gefragt wird im ersten Abschnitt nach den theoretischen und praktischen Folgen der Durchsetzung des geltenden Rationalitätsprinzips für die Geschlechterherrschaft und nach theoretischen Begründungen für die konkrete Wirksamkeit patriarchaler Herrschaftsbeziehungen. Die Aussagen und Deutungen von Denkansätzen der Kritischen Theorie hierzu, insbesondere ihr Beklagen der gesellschaftlichen Opferrolle der Frauen, werden anhand frauenbezogener Erkenntnisinteressen kritisch überdacht und in ihrer Begrenzung sichtbar gemacht.“ (Kulke 1998: S. 11)

Das Neuschreiben kritischer Theorie und Sozialforschung ist in den Achtzigerjahren eine Prozedur der Intervention, die „entgrenzen“ will, nicht vergeschlechtlichen oder „engendern“. Die Kritikbewegung dieser Frauenforschung ist verbindlich und zwar verbindlich sowohl gegenüber der kritischen Theorie wie auch gegenüber der Frauenbewegung, und es ist kein Spagat, keine Spannung, in der sie sich befindet. Die Prozedur der Intervention ist eine der konstruktiven Überarbeitung, keine Ergänzung der Theorie, sondern ihre Weiterentwicklung.

„Auch in diesen Beiträgen erweist sich Rationalität als zentrales Konzept zur Untersuchung der patriarchalen Unterjochung der Natur und Naturzerstörung. Mit seiner Hilfe kann aufgezeigt werden, wie durch geltende Denk- und Handlungsverbote die Abspaltung von Weiblichkeit als kruder Natur von der Vernunft als scheinbarer Verkörperung des Sinnhaften betrieben wurde und wird. Gleichzeitig wird in dieser Dimension von Zerstörung auch das Verdrängte, Ausgegrenzte der weiblichen Lebenszusammenhänge sichtbar, ein Prozess, der politisch durch die gesellschaftliche Arbeitsteilung eine Trennung von öffentlich und privat erzwungen hat.“ (Kulke 1985: S. 11)

Feministische Vernunftkritik, Kritik der Öffentlichkeit und Patriarchatskritik ranken sich um den Begriff der „weiblichen Lebenszusammenhänge“ und ergeben das Grundmuster der Gesellschaftskritik der sozialwissenschaftlichen (einschließlich der politologischen) feministischen Frauenforschung der Achtzigerjahre. Dieser Begriff steht 13 Jahre später bei Kreisky/Sauer 1998 für die *Bescheidenheit* der Anfänge der Frauenforschung:

„Anfangs bescheidete man sich damit, Frauen und ihre (in der Disziplin üblicherweise als ‚privat‘ abqualifizierten) Lebenszusammenhänge in die Fragestellungen der Disziplin zumindest einzubringen.“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 13)

1994, als Diezinger et.al. den Methodenband „Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung“ herausgeben (Bd. 8 im „Forum Frauenforschung“), zeichnen sie in ihrer Einleitung den Debattenverlauf der Methodendiskussion in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung nach und räumen hier noch den *Widersprüchen des weiblichen Lebenszusammenhangs* den Platz des „besonderen Forschungsgegenstands“ (Diezinger et.al. 1994: S. 13) in der Diskussion eines Frauenforschungs-Symposiums 1994 ein. Gleichwohl gehen auch Diezinger et.al. 1994 von einer Weiterentwicklung des feministischen Diskurses aus. Besonderes Kennzeichen: seine „Etablierung“ sowie die „Öffnung für eine größere Me-

thodenvielfalt“ (Diezinger et.al. 1994: S. 13). Der Einfluss der Frauenforschung auf die allgemeine sozialwissenschaftliche Methodendiskussion wird als nicht gering beurteilt:

„Schließlich erhält die in der Frauenforschung erreichte Umsetzung von selbstreflexiven Verfahren Modellcharakter für sozialwissenschaftliche Forschungsprozesse.“ (Diezinger et.al. 1994: S. 13)

Das Profil der „Frauenforschung als empirisches Projekt“ (Diezinger et.al. 1994: S. 11) ist 1994 unabhängig und selbstbewusst.

„Weniger die Abgrenzung gegenüber dem ‚male stream‘, sondern eher die Auseinandersetzungen mit ‚eigenen Standards‘ und die Weiterentwicklung von Methoden bestimmen die Diskussionen spätestens seit der zweiten Hälfte der 80er Jahre.“ (Diezinger et.al. 1994: S. 14)

Aus dem Spiralgang 1990-1992 gehen die feministische Soziologie, feministische sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung und feministische Theorie als kritische Theorie und Sozialforschung folglich gestärkt hervor, auch wenn die Irritationen und Konflikte in den Texten 1994 nachwirken.

Das Bemühen der disziplinären Etablierung als „Feministische Soziologie“ (Brück et.al. 1992/1997) ist eine weitere Linie oder diskursive Abgrenzung als Gruppe in diesem Feld und dem Ziel verschrieben, „Soziologie zu betreiben“ (Brück et.al. 1997: S. 12) – feministische Forschung und gesellschaftskritische Theoriebildung von Soziologinnen verschreibt sich der Disziplin. In dem Einführungs- und Überblicksband geht es darum, „feministische Perspektiven in der Soziologie“ (Brück et.al. 1997: S. 13) insbesondere „jüngeren Leserinnen und Lesern“ (Brück et.al. 1997: S. 13) zugänglich zu machen.

„Das Ziel dieser Perspektivenwahl ist die Sichtbarmachung und Beseitigung von geschlechtshierarchischen Strukturen in unserer Gesellschaft, die noch immer überwiegend zu Ungunsten von Frauen wirken.“ (Diezinger et.al. 1994: S. 12)

Diese Ausrichtung der Perspektive in der Einleitung zur zweiten Auflage von „Feministische(r) Soziologie“ von 1997 ist verbunden mit einer vorausgehenden Abgrenzung zur Geschlechterforschung, wie sie Hannelore Bublitz 1992 skizziert hat. (vgl. Brück et.al. 1997: S. 11f.) Die Neufokussierung auf Geschlechterverhältnis/se bringe für Bublitz eine neue Fassung des Gegenstandsbereichs mit sich. Bublitz' Profilierung der Geschlechterforschung von 1992 wird 1997 folgendermaßen zusammengefasst:

„Gegenstand sei hier nicht nur die Unterdrückung von Frauen, sondern die beider Geschlechter. Patriarchale Herrschaft (gegenüber Frauen) stünde in der Geschlechterforschung nicht mehr zur Diskussion. (...) So verstandene Geschlechterforschung entpolitisiert die Geschlechterfrage: geschlechtsdifferente Zuschreibungen mit ihren impliziten Über- und Unterordnungsmechanismen finden schließlich nicht im herrschafts- und machtfreien Raum statt.“ (Brück et.al. 1997: S. 12)

Dem wird die „Frauensicht“ (Brück et.al. 1997: S. 12), die mit dem Fokus Geschlechterdifferenz und Geschlechterverhältnisse kombiniert wird, entgegengehalten – ein Vorgehen, das der Gleichzeitigkeit im Spiralgang entspricht und ihn eben in der 2. Auflage des Buches über die „Feministische Soziologie“ neu belebt. Im Vergleich zur feministischen Politikwissenschaft ist auffällig, dass in der feministischen Soziologie die Abgrenzung zur *Geschlechterforschung* erfolgt, während es bei der feministischen Politikwissenschaft ja die Abgrenzung zur *Frauenforschung* ist, die das Profil schärfen soll. Ebenso ist auffällig, dass die feministische Soziologie mit ihrer (selbst-)disziplinierenden/disziplinären Perspektive wie die geschlechtskritische feministische Politikwissenschaft in eine stärker negativ geprägte Beziehung zur Disziplin eintritt als zur gleichen Zeit die feministischen Sozialwissenschaften mit ihrer selbstbewussten Unabhängigkeit. Beide – feministische Soziologie und feministische Politikwissenschaft - betonen stärker die Geschlechterdifferenz, und beide stimmen darin überein, von ihren jeweiligen Disziplinen eine umfassende Transformation zu erwarten, d.h. beide gehen eine *ausgesprochen fordernde* Negativbeziehung ein:

„Dort, wo soziologisches Wissen gesichert zu sein scheint, wird aus Frauensicht alles wieder frag-würdig. Die gesamte Disziplin muss also aus dieser Sicht neu geschrieben werden. Vermeintlich sichere Positionen aufzugeben ist nicht leicht. Gerade die Soziologie ist jedoch als Gesellschaftswissenschaft aufgerufen, die sozialen Veränderungen, die in den letzten drei Jahrzehnten durch die Frauenbewegung in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens hervorgerufen wurden, zu erfassen und zu erklären. Dass sie sich dabei auch als Wissenschaft verändert, ist unvermeidlich und für alle Beteiligten unbequem.“ (Brück et.al. 1997: S. 12/13)

Wer soll da in wessen Boot kommen, wer *will* da in wessen Boot kommen? Die Botschaft erscheint mir mehrdeutig. Wenn ich jemandem sage, dass er sich umfassend ändern muss – was halte ich dann von ihm, und warum sollte er mehr von mir halten als ich von ihm? Welche Form der Beziehung gehe ich ein zu jemandem, von dem ich erstmal erwarte, dass er ein anderer wird? Einen Machtkampf? Wer sich einer Disziplin verschreibt, scheint ihr auch in der Abgrenzung zu verfallen– was wird dann aus ihr, aus ihm?

Zum „Prinzip der Disziplin“, so Foucault, „gehört die Möglichkeit, endlos neue Sätze zu produzieren“ (Foucault 1998: S. 22). Die Disziplin organisiert über Grenzen Wissensgebiete, die in ihrer Gesamtheit das „Wahre“ des Diskurses umfassen.

„Es ist immer möglich, dass man im Raum eines wilden Außen die Wahrheit sagt; aber im Wahren ist man nur, wenn man den Regeln einer diskursiven ‚Polizei‘ gehorcht, die man in jedem seiner Diskurse reaktivieren muss. Die Disziplin ist ein Kontrollprinzip der Produktion des Diskurses. Sie setzt ihr Grenzen durch das Spiel einer *Identität*, welche die Form einer *permanenten Reaktualisierung der Regeln* hat.“ (Foucault 1998: S. 25, Hervorhebung i.O., RN)

Eine Disziplin ist also unglaublich produktiv, weil sie „im Wahren“ eine unendliche Menge von Sätzen produzieren lässt, fort- und fortwährend. Gleichzeitig ist sie ein Prinzip der Einschränkung, weil sie ihre Grenzen permanent kontrolliert und auch die Produktion ihrer „wahren“ Sätze bestimmten Regeln unterwirft. Wenn man eintritt in den Kampf um eine Disziplin, d.h. in den Kampf um ein bestimmtes Wissensgebiet – z.B. in der Politikwissenschaft „Staat“, in der Soziologie „Gesellschaft“ – tritt man ein in den Kampf um das „Wahre“ dieser Disziplin. Man gerät in einen Machtkampf um die anerkannten und überlieferten Regeln, Regularien, Gegenstände, begrifflichen Instrumentarien, theoretischen Begründungen, Subjektivität/en. Nach wessen Regeln soll im Machtkampf der geschlechtskritischen feministischen Politikwissenschaft mit der Politikwissenschaft, der feministischen Soziologie mit der Soziologie gespielt werden, wer übernimmt die Führung, wer will es besser wissen?

Dass sich möglicherweise im Spiralgang des Diskurses ein *interner Machtkampf in der Frauenforschung und feministischen Theorie* – ein Machtkampf zwischen Theorieoptionen, ein Machtkampf zwischen Frauen(forschungs-)generationen, ein Machtkampf zwischen verschiedenen forschungs- und theoriepolitischen Strategien in der Frauenforschung und feministischen Theorie – abgespielt hat, deutet sich bei Theresa Wobbe und Gesa Lindemann an, die 1994 das Theoriebuch „Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede von Geschlecht“ (Wobbe/Lindemann (Hg.) (1994)) herausgeben. Doch zunächst fallen die Aussagen zurückhaltender, allgemeiner aus. Wie schon bei der feministischen Politikwissenschaft zu sehen gewesen war, wird Dissens in der Frauenforschung und feministischen Theorie auf der programmatischen Ebene nur angedeutet und ansonsten den Auseinandersetzungen und Beschäftigungen einzelner Autorinnen überlassen.<sup>35</sup> Wie wird bei Lindemann/Wobbe (1994) die allgemeine Situation des Diskurses definiert?

„Die Geschlechterverhältnisse sind in den letzten Jahren auf eine umfassende Weise theoriefähig geworden.“ (Lindemann/Wobbe 1994: S. 7)

„Die Denkachsen der Rede über das Geschlecht verschieben sich. Neben der Veränderung des Verhältnisses von Sozial- und Naturwissenschaften ist die Frauenforschung auch durch die Erosion totalisierender Theorien in Mitleidenschaft gezogen; das sichere Wissen darüber, was ‚die Frau‘ als politisches Subjekt ist, ist verloren gegangen. Dies führt zwar auf der einen Seite zu einer Sehnsucht nach Letztgewissheiten, eröffnet auf der anderen Seite aber die Möglichkeit, neue theoretische Perspektiven zu erkunden. Das ist die gewissermaßen entsicherte Situation, in der sich die Frauen- und Geschlechterforschung zur Zeit befindet.“ (Lindemann/Wobbe 1994: S. 8)

Eine „entsicherte Situation“ der Frauenforschung ist es, die die Verschiebung der Denkachsen der Rede über das Geschlecht mit sich bringt. Die Verschiebung ist an mehreren Stellen zu

---

<sup>35</sup> Wo das nicht gilt, betrifft es den sogenannten *Generationenkonflikt in der Frauenforschung* (s.u.), aber noch, 1994, ist es nicht so weit. Auch die Artikulation des Generationenkonflikts braucht ein bestimmtes diskursives Umfeld, um in Erscheinung treten zu können.

beobachten: zunächst wird die *Normalisierung der Sozialwissenschaften* in den Siebziger- und Achtzigerjahren angeführt. Sie bewirkt einen Bedeutungsverlust der Naturwissenschaften oder genauer gesagt eine „Respektlosigkeit der Sozial- gegenüber den Naturwissenschaften“ (Lindemann/Wobbe 1994: S. 7) bei der Erklärung der (Ursprünge der) Welt. Der (Sozial-)Konstruktivismus z.B. der Laborstudien von Karin Knorr-Cetina eröffnen einen völlig neuen Blick auf die Biologie und damit auf Geschlecht.

Gleichzeitig erobert sich die *Geschlechterforschung* den „Gegenstand ‚Geschlechter und ihre Beziehungen‘“ und *strukturiert das Feld des Wissens über diesen Gegenstand neu* – in derselben Art und Weise, wie eben neue Wissenschaften üblicherweise entstehen.

„Als sich Georg Simmel zu Beginn dieses Jahrhunderts um die wissenschaftliche Legitimität der Soziologie sorgte, stellte er fest, dass es zwei Möglichkeiten für eine Wissenschaft gäbe, sich im althergebrachten Kanon zu verankern. Entweder findet sie einen Gegenstand, der bisher keine Beachtung gefunden hat, oder sie entdeckt einen methodisch-begrifflichen Zugriff auf die Wirklichkeit, der es erlaubt, das Feld des Wissens neu zu strukturieren. (...) Die Geschlechterforschung praktiziert ebendies. Sie besetzt den Gegenstand ‚Geschlechter und ihre Beziehungen‘ und macht ihn so einer Reihe von anderen Wissenschaften streitig (...). (Lindemann/Wobbe 1994: S. 1994)

Man sieht hier, wie rückblickende Definitionen gleichfalls das Feld des Wissens - in diesem Fall das Wissen über Frauenforschung - neu strukturieren und dabei Geschichtsverlust produzieren können. *Geschichtsverlust* wäre das Wort für eine theoriepolitische Vereindeutigung des Diskurses, seine Vereinheitlichung in Form einer Manipulation seiner Geschichte anstelle seiner historischen Analyse oder Rekonstruktion. Mit dem Gegenstand „Geschlechter und ihre Beziehungen“ und seine Datierung in die Vergangenheit hinein verschwinden die „weiblichen Lebenszusammenhänge“, als hätte es sie nie gegeben. Das wäre im Übrigen auch eine Form der „Politik des Wahren“, in diesem Fall des *Wahren der Geschlechterforschung*, die den Gegenstand der Frauenforschung „weibliche Lebenszusammenhänge“ nicht mehr teilt und quasi verdrängt. Die Wahrheitspolitik der Autorinnen, d.h. ihre intellektuelle Praxis der Institutionalisierung der Frauen- und der Geschlechterforschung und feministischen Theorie an der Universität, zeichnet sich wiederum dadurch aus, die Brüche, den Dissens, zu verschleiern. Möglicherweise befinden sie sich auch noch mitten im diskursiven Übergang, denn im Vor- text von Gesa Lindemann und Theresa Wobbe werden „Geschlechterforschung“, „Frauenforschung“ und „Frauen- und Geschlechterforschung“ ohne definitorische Unterscheidung benutzt. Sie stehen nebeneinander, sie folgen aufeinander, doch was haben sie miteinander zu tun? Man kann das o.g. Zitat und seine Positionierung im Gesamttext so deuten, dass die „in Mitleidenschaft gezogene Frauenforschung“ – in Mitleidenschaft auch durch die „Erosion totalisierender Theorien“ gezogen – nun gezwungen ist/die Möglichkeit erhält „neue theore-

tische Perspektiven zu erkunden“. In dieser entsicherten Situation wird sie nicht von ungefähr im Text zur „Frauen- und Geschlechterforschung“. Die „Geschlechterforschung“ – die als erste der drei Definitionen von Lindemann und Wobbe benutzt allen anderen Darstellungen der Frauenforschung vorausgeschickt wird, macht den Gegenstand „Geschlechter und ihre Beziehungen“

„einer Reihe von anderen Wissenschaften streitig: der Medizin, der Biologie und schließlich einer Sozialwissenschaft, die Geschlecht als eine Naturtatsache anerkennt und ausschließlich deren soziale Überformung als ihre genuine Aufgabe betrachtet“ (Lindemann/Wobbe 1994: S. 7/8).

Es ist, mit anderen Worten und um dem unterschiedlichen Gebrauch im Text nun einen theoriepolitischen Sinn zu geben, die *Geschlechterforschung*, die in Konkurrenz tritt zu anderen Wissenschaften. Sie ist *konkurrenzfähig*, und sie trägt dazu bei, den Gegenstand Geschlechterverhältnisse *theoriefähig* zu machen. Möglicherweise wird es ihr auch zufallen, die Entessentialisierung der Geschlechterdifferenz voranzutreiben und die Forschung über und Theoretisierung von Geschlecht zu übernehmen – das bleibt offen. Es wird jedoch deutlich, dass diese Diskursbewegungen aus einer krisenhaften Situation der *Frauenforschung* hervorgehen, eben ihrer Entsicherung und dem damit verbundenen Verlust des „sicheren Wissens“ darüber, „was ‚die Frau‘ als politisches Subjekt ist“:

„Die Diskussionen, aus denen die Idee zu diesem Buch hervorgegangen ist, haben den Verlust von Sicherheiten auf eine zweifache Weise zum Thema gemacht. (...) Zum einen ging es um wissenschaftliche Optionen im Kontext der Frauenforschung, d.h. um den Weg der Frauen in die Wissenschaft, und zum anderen um die Frage, ob Frauenforschung als eine Möglichkeit der Etablierung von Frauen an der Universität nicht letztlich zu einer Chiffre für eine Form der Marginalisierung geworden ist.“ (Lindemann/Wobbe 1994: S. 8)

In dieser Rekonstruktion der Frauenforschung steht Frauenforschung für die Frauenfrage in der Wissenschaft und die Wissenschaftsfrage im Feminismus (vgl. Harding 1990, 1994), oder vielleicht sogar noch enger gefasst steht (soziologische) Frauenforschung *vor allem* für Frauen- und Gleichstellungspolitik an der Universität und für eine theoriepolitische Einbahnstraße, nämlich für (Selbst-)Marginalisierung. *Der Weg hinaus*: durch die *Überwindung* der Barrieren, Rezeptionssperren und Abwehrung von poststrukturalistischen und phänomenologischen Positionen deutet sich zumindest eine Veränderung der (Selbst-)Marginalisierung an. (vgl. Lindemann/Wobbe 1994: S. 9) Wenn man an dieser Stelle jetzt den zeitlichen Abstand zwischen der Kritik des dekonstruktivistischen Feminismus (vgl. Vinken 1992) an der frauenzentrierten Frauenforschung und der damit verbundenen Konstruktion von Frauenforschung als Vergangenheit und dekonstruktiven Feminismus' als Zukunft des Feminismus in Betracht zieht, dann entsteht doch der Eindruck, dass die These des dekonstruktivistischen Feminismus' recht schnell aufgenommen wurde von zumindest Teilen, und zwar nicht unbedeutenden

Teilen, der soziologischen Frauenforschung. Will sagen: das *Bild der historisch werdenden Frauenforschung* nimmt in Teilen der soziologischen Frauenforschung genauso wie in der politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung seit 1992 immer deutlichere Konturen an. Bezieht man das zurück auf die Transformationen des feministischen Diskurses im Spiralgang der Jahre 1990-92, muss man feststellen, dass das diskursive (begriffliche, theoriepolitische) Feld sich bereits 1994 so weit verschoben hat, dass der Abschied von der Frauenforschung im Raum steht – noch unausgesprochen, aber das begriffliche System der Geschlechterforschung mit seinem Fokus Geschlechterverhältnis/se und seiner Distanz gegenüber der Politisierung der Frauenfrage (in der Wissenschaft) beginnt sich ganz deutlich abzuzeichnen und die Formation zu dominieren.

Das zeichnet sich auch in dem bereits genannten Methodenbuch von Diezinger et.al. 1994 ab. Das „Geschlechterverhältnis“ als neuer Fokus der Frauenforschung bedeute eine „Erweiterung der Perspektive vom ‚weiblichen Lebenszusammenhang‘ auf das ‚Geschlechterverhältnis‘“ (Diezinger et.al. 1994: S. 19). Auch bei ihnen erwächst diese Erweiterung der Perspektive aus der heftigen Diskussion über (de)konstruktivistische und diskurstheoretische Ansätze.

„Die Kritik dieser Ansätze setzt im wesentlichen an der gängigen Sex/Gender-Differenzierung an. Betont wird die Gefahr einer erneuten Zementierung bestehender Geschlechterverhältnisse, wenn nicht die Prozesse der Herstellung von Geschlechtlichkeit in den Mittelpunkt der Forschungsfragen gestellt werden“ (Diezinger et.al. 1994: S. 19).

Die Untersuchung der Prozesse der sozialen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit gewinnt somit zunehmend an Bedeutung für die Frauenforschung, sie ist 1994 das theoretische und methodische Programm der Frauenforschung. Allerdings dies bei Diezinger et.al. 1994 nicht auf Kosten der Subjektperspektive oder Perspektive auf das Subjekt Frau/en. Es bleibt gleichfalls ein wichtiges Anliegen, „die Subjektperspektive und Erfahrungen von Frauen sichtbar und zum Ausgangspunkt für Theoriebildung zu machen“ (Diezinger et.al. 1994: S. 20). Die Reflexivität der Frauenforschung arbeitet sich in der Verbindung der Perspektive auf die Herstellung der Zweigeschlechtlichkeit mit der Subjektperspektive (ein zentrales Anliegen in der feministischen Biographieforschung) neu aus.

„Die Interpretation des biographischen Materials erfolgt derzeit im Sinne eines Rekonstruktionsprozesses, bei dem die Darstellungslogik der Subjekte, ihre Relevanzgesichtspunkte und die Konstruktionsprinzipien der Binnenperspektive erhalten bleiben. Deshalb erwies es sich als erforderlich, dass Wechselwirkungsprozesse zwischen Handeln des Subjekts und Herausbildung gesellschaftlicher Strukturen (die subjektive Aneignung und ‚Konstruktion‘ von Gesellschaft und die gesellschaftliche Konstitution von Subjektivität) ebenfalls erfasst werden. Es zeigt sich an der Kritik von Konzepten von Normalbiographie bzw. Linearitätsvorstellungen, dass Biographie als soziales Phänomen derzeit einem starken Veränderungsdruck unterliegt. Auf methodischer und theo-

retischer Ebene muss darauf reagiert werden im Sinne des ‚Erkennens des Erkannten‘. Voraussetzung dafür ist nicht zuletzt die Offenheit des Forschungsansatzes, der seine Einbindung in unterschiedliche Theoriekontexte und die Kombination mit anderen Ansätzen der Frauenforschung zulässt.“ (Diezinger et.al. 1994: S. 21)

Die „Akzentverschiebung“ (Pühl 1994: S. 9) im feministischen Diskurs vollzieht sich also in der Neuausarbeitung der Frauenforschung, und die Scheidelinie zwischen Frauenforschung und Geschlechterforschung scheint – in der soziologischen Frauenforschung und sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung und feministischen Theorie – zum einen die Frage nach der Subjektperspektive und zum anderen die Politisierung der Frauenfrage (in der Wissenschaft) zu sein. Bei Pühl 1994 ist das wie bei Diezinger et.al. 1994 noch ein wichtiger Bestandteil:

„Weiterhin bleibt aktuell, die gesellschaftliche Unterdrückung und Diskriminierung von *Frauen* bekämpfen und praktisch aufheben zu müssen. Dafür sind klare Handlungsperspektiven und Analysen nötig.“ (Pühl 1994: S. 12)

Man muss nun eine historische Bedingung berücksichtigen, die für die Infragestellung der Politisierung der Frauenfrage (in der Wissenschaft) zusätzlich relevant wird: die „Flaute der Frauenbewegung“, wie Ute Gerhard sie in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre nennt (vgl. Gerhard 1995a), die „zerfallende Öffentlichkeit“ der Frauenbewegung, die die „Deutungsmacht über genuin feministische Fragen verloren“ hat (Holland-Cunz 2003: S. 165), wie es Barbara Holland-Cunz (vgl. Holland-Cunz 2003: S. 164ff.) beschreibt.

„Die ehemals lebendige, streitbare feministische Öffentlichkeit ist in zahllose, gegeneinander abgegrenzte Teilöffentlichkeiten zerfallen und hat die Meinungsführerinnenschaft für viele der ursprünglich feministisch politisierten Themenfelder verloren. Die zahlreichen Teilöffentlichkeiten stehen thematisch und personell zudem unter der vereinheitlichenden Dominanz eines professionellen feministischen Mainstream (Frauenministerinnen, Frauenforscherinnen, Frauenbeauftragte), den ich mit dem Begriff des ‚Berufsfeminismus‘ (...) beschreibe.“ (Holland-Cunz 2003: S. 165)

„Flaute der Frauenbewegung“ oder „Zerfall der feministischen Öffentlichkeit“ gehen mit den Transformationen des feministischen Diskurses, der Frauenforschung insbesondere, einher. „Ob überhaupt noch von einer ‚Frauenbewegung‘ gesprochen werden kann, ist heute fraglich.“ (Pühl 1994: S. 9) Ein mehrfacher Institutionalisierungsprozess, wird im bereits erwähnten Band des Instituts für Sozialforschung von 1994 zu „Geschlechterverhältnisse und Politik“ festgestellt, habe zu großen Veränderungen geführt.

„Während die neue Frauenbewegung als ‚Bewegung‘ unsichtbarer wurde und in ihrem Erscheinungsbild zunehmend diffuser, wurden ihre politischen und sozialen Anliegen in die Institution getragen und dabei umgeformt, sogar Parteiprogrammen eingeschrieben und in staatliche Verwaltung genommen. (...) Als autonome soziale Bewegung zumindest ist sie wenn dann auf sehr veränderte Weise gegenüber ihrer Anfangszeit spürbar.“ (Pühl 1994: S. 8/9)

Über das Ende der Frauenbewegung als autonome Frauen*bewegung* ist sich der Diskurs Mitte der Neunzigerjahre also einig und nicht nur dann, sondern auch später im Rückblick der Bilanzen. Sie ist sich auch einig über den Zusammenhang zwischen den Transformationen in der feministischen Theorie und der Frauenforschung und dem Ende der Frauenbewegung als Bewegung, d.h. ihrer zunehmenden Etablierung und Professionalisierung. 1994 wird eine Konsequenz für die feministische Theorie gezogen:

„Wenn nun eindeutige politische Bezüge nicht einfach hergestellt werden können, bedürfen feministische Ansätze in dieser veränderten politischen Landschaft neuer Anknüpfungspunkte. (...) Neueren feministischen Ansätzen ist gemeinsam, dass sie schon durch ihren theoretischen Zuschnitt vertraute politische Kategorien hinterfragen. Sie sind damit als Versuch zu verstehen, die begriffliche Neufassung des Politischen voranzutreiben. Vor allem die Rezeption der Schriften Foucaults bewirkte auch in feministischen Texten eine Perspektivveränderung. Geschlecht wird in diesem Theoriezusammenhang eher als ‚Produkt‘ verstanden und nicht als Ideologie, die soziale Verhältnisse überformt. Dies bedeutet eine Akzentverschiebung.“ (Pühl 1994: S. 9).

In dieser Situationsdeutung Katharina Pühls (stellvertretend für die Diskussionen am Institut für Sozialforschung) erscheint ein neues Muster und zwar das Muster von „Altem“ und „Neuem“ in der feministischen Theoriebildung, und dieses „Alte“ und „Neue“ ist verknüpft mit einem begrifflichen „Mit Frauenbewegung“ und „Ohne Frauenbewegung“. Dieses „Mit und Ohne Frauenbewegung“ markiert den Umbruch im feministischen Diskurs von der Frauenforschung auf dem Weg zur Geschlechterforschung. Wobei 1994 noch eindeutig ist, dass es sich in beiden Fällen um eine *feministische* Forschung handelt. Das wiederum zeigt, dass, falls es sich in der ersten Hälfte der Neunzigerjahre tatsächlich um einen Machtkampf im Feminismus (auch an der Universität) gehandelt haben sollte, es sich um einen Kampf um das „Wahre“ des wissenschaftlichen und politischen Feminismus handelte.

Machtkampf zwischen wem?

Die feministische Theorie und Frauenforschung beginnt 1994 jedenfalls – was die Frage nach dem Heraufziehen der Geschlechterforschung an ihrem Horizont betrifft – „Gender“ als *feministische* Kategorie, und zwar als Strukturkategorie (sic!), gegen eine vom soziologischen Mainstream favorisierte Kategorie zu verteidigen, die Geschlecht als bloß „askriptives Merkmal“ (Pühl 1994: S. 13) beschreibe. Der Entwurf einer „dezidiert feministische(n) „gender-Forschung“ grenzt sich gegen den soziologischen Mainstream ab und – unausgesprochen – von der „alt“-werdenden Frauenforschung:

„Eine dezidiert feministische ‚gender‘-Forschung geht dagegen von der sozialen ‚Herstellung‘ von Frauen und Männern auf je spezifische Weise aus und untersucht, aus welchen Argumentationskontext heraus und mit welchen Absichten über ‚gender‘ gesprochen wird. Sie versucht auch, Dekonstruktionsbemühungen der Katego-

rie ‚Geschlecht‘ daraufhin einzuschätzen, welche politischen oder gerade entpolitizierenden Konsequenzen ihre Kritik hat.“ (Pühl 1994: S. 13)

Die Frauenforschung steht Mitte der Neunzigerjahre an einem Scheidepunkt – sie steht *wieder* an einem Scheidepunkt, muss man sagen, denn im Grunde stehen ja permanent Entscheidungen an und liegt die letzte große Krise noch nicht lange zurück. Der Diskurs ist ein Ereignis, ein Geschehen und es sind gewiss nicht die Routinen, die ihn im Fluss halten. Cornelia Klinger hat für die Etappen der feministischen Auseinandersetzungen mit der Philosophie Mitte der Neunzigerjahre das Bild „Zwei Schritte vorwärts, einer zurück – und ein vierter darüber hinaus“ (vgl. Klinger 1995) gewählt. Das kann sich so oder so anhören: „Sie taumelt“ oder „Es ist ein neuer, vielleicht ein merkwürdiger Tanz“.

*Es ist ein neuer, vielleicht ein merkwürdiger Tanz:* In den folgenden Jahren 1995-1997 arbeitet sich der Gegenstand weiter aus, während das Subjekt ein unthematisiertes brennendes Thema bleibt. Die Kämpfe um das Subjekt der Frauenforschung und feministischen Wissenschaft spielen sich sozusagen im Hintergrund der Entwicklung des Gegenstandes ab. „Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften“ (vgl. Becker-Schmidt/Knapp (Hg.) 1995) ist der Titel des grundlegenden Sammelbandes, den Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp 1995 herausgeben und für den sie Autorinnen gewinnen konnten, die inzwischen namhafte Expertinnen der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung geworden sind und zur ersten Generation der Frauenforschung<sup>36</sup> zählen: die „Soziologinnen, Kulturanthropologinnen, Politikwissenschaftlerinnen und Sozialpsychologinnen“ (Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 7) Ilse Lenz, Eva Kreisky<sup>37</sup>, Karin Gottschall, Helga Krüger, Ute Gerhard. Abgerundet werden die Artikel von einem Beitrag von Anja Wolde, die die Analysen zum Zusammenhang von Klasse und Geschlecht von Ursula Beer und Ute Gerhard vergleicht.

In diesem Band profiliert sich die sozialwissenschaftliche Frauenforschung über ihren Gegenstand, den sie auf der Ebene der Programmatik des Diskurses präziser als vorher definiert:

---

<sup>36</sup> Das Generationenthema in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und feministischen Theorie ist seit Anfang der 1990er Jahre virulent und wird 1996 von Kampshoff et.al. endlich auch auf der programmatischen Ebene des Diskurses angesprochen. Ich werde an der Stelle (s.u.) genauer darauf eingehen. Vgl. zur Einteilung der Generationen in der Frauenforschung: Landweer 1996

<sup>37</sup> Ich zähle Eva Kreisky, auch wenn sie sich ja später, 1998, zur politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung zugehörig fühlen wird, dazu, weil es die Herausgeberinnen tun – zumindest ist nur von der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 8) und von „wir“ (vgl. z.B. Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 7) die Rede.

„In diesem Band wollen wir in sozialwissenschaftliche Theorien und empirische Untersuchungen zum Geschlechterverhältnis einführen. Dabei verstehen wir unter dem Begriff ‚Geschlechterverhältnis‘ nicht nur die Beziehungen zwischen Frauen und Männern, sondern darüber hinaus die Art und Weise, wie diese Beziehungen in bestimmten historischen Konstellationen gesellschaftlich organisiert sind. Anders gesagt: Wir nehmen Frauen und Männer als soziale Gruppen in den Blick, die in gesellschaftlich institutionalisierter Form zueinander in Beziehung stehen.“ (Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 7)

Dies ist die sozialwissenschaftliche Definition der feministischen „Strukturkategorie Geschlecht“ (Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 7), und es ist auffällig, dass das „Feministische“ dieser Perspektive – außer mit dem Hinweis auf den Kontext der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung (Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 8) – kein einziges Mal in der Hinführung (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 7-11) so genannt wird. Der Status, der mit dem (o. g.) ersten Satz hergestellt wird, ist der der Zugehörigkeit zu den Sozialwissenschaften: es handelt sich um „sozialwissenschaftliche Theorien und empirische Untersuchungen zum Geschlechterverhältnis“, die vorgestellt werden, und nicht um „feministische“. Das kann man nun auch wieder so oder so deuten. „So“ wäre: die Betonung der Zugehörigkeit zur Disziplin schließt die Betonung der feministischen Perspektive aus, oder „so“ wäre: diese Frauenforscherinnen sind weit über die Frauenforschung hinaus in den Sozialwissenschaften so bekannt, dass es sich erübrigt, das Feministische ihrer Perspektive zu unterstreichen. Und eine dritte Interpretation wäre auch möglich: dass das Geschlechterverhältnis per se für einen feministischen Kontext steht und auch deswegen das Feministische nicht noch betont werden muss. Insgesamt jedenfalls kann man sagen, dass die Haltung eine der unabhängigen Zugehörigkeit ist, die auf diese Zugehörigkeit mit sachlicher Sicherheit gleichzeitig besteht. Die Zugehörigkeit wurde offensichtlich nicht abgerungen (kein Nachhall vergangener Missachtung), sie ergibt sich aus der Expertise. In der gesamten Hinführung wird keine Negativbeziehung hergestellt, der Text ist gesellschaftstheoretisch versiert geführtes Argument. Der eigene Ansatz und zwar Regina Becker-Schmidts Ansatz der „Doppelten Vergesellschaftung von Frauen“ bekommt einen zentralen Stellenwert zuerkannt, insbesondere bei der Analyse der Modernisierung im Erwerbsbereich.

„Frauen sind als Berufstätige und als Hauptverantwortliche im privaten Bereich doppelt, aber auch grundsätzlich anders vergesellschaftet als Männer. (...) Zwar sind Männer nicht nur in den Beruf, sondern auch in die Familie eingebunden; aber ihre gesellschaftliche Stellung in der Familie ist weitgehend abgeleitet aus ihrer faktischen bzw. normativen Ernährerrolle. Darum ist es auch nicht sinnvoll, hier im gleichen Sinne von einer ‚doppelten Vergesellschaftung‘ der männlichen Genus-Gruppe zu sprechen.“ (Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 11)

Es wird eine Diskussion mit den Modernisierungstheoretikern der Soziologie geführt. Daneben erhält die Diskussion mit (Sozial-)Konstruktivistinnen der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung, besonderen Raum – ohne sie allerdings (das gilt auch für die Moderni-

sierungstheoretiker) namentlich zu nennen. Das ist übrigens eine Art „Nebenbei“-Regel, um sie so salopp zu nennen, der Frauenforschung: sie hat es nicht so mit „*name-dropping*“, wie es der universitäre Bluff gerne pflegt. „Nebenbei“-Regel heißt: Ihre Bezüge werden in den Achtziger- und Neunzigerjahren eher *nebenbei* ausgesprochen oder auch nur angedeutet, es sei denn, es handelt sich um sehr alte und tote namhafte Personen der Wissenschafts- und Philosophiegeschichte (wie Karl Marx oder Simone de Beauvoir) oder ferne Koryphäen (bekannt/gemacht werden z.B. die zeitgenössischen US-amerikanische Sozialphilosophinnen wie Nancy Fraser und Seyla Benhabib). Das hat vielleicht etwas mit der Kultur der neuen Frauenbewegungen zu tun, die gerade in ihrer Anfangszeit in den Siebzigerjahren die Unterschiede zwischen Frauen vergessen machte (vgl. Meulenbelt 1978), aber auch nun schon seit Jahrzehnten darum kreist, sie zuzulassen. Einen Namen in der Wissenschaft anzuerkennen bedeutet einen Unterschied anzuerkennen, und das entspricht möglicherweise nicht dem Habitus der Frauenforscherin und seinen feministisch-identitätspolitischen oder sozialistischen Einsprengeln von Gleichmacherei.

Aber um auf die Diskussion mit den (Sozial-)Konstruktivistinnen zurückzukommen, die in der Einleitung von Becker-Schmidt und Knapp 1995 geführt wird: die sozialwissenschaftliche Frauenforschung konzentrierte sich auf zwei Problemfelder: erstens auf die Herstellung von Gender (handlungsorientiert und mikrosoziologisch), zweitens, mit einem ‚erweiterten Horizont‘ (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 8) auf den gesellschaftstheoretischen Aspekt, „inwieweit übergreifende Zusammenhänge und Bedingungen das Verhältnis der Geschlechter beeinflussen“ (Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 8). „Anders gefragt: tragen bestimmte Organisationsprinzipien im Geschlechterverhältnis über diesen Herrschaftszusammenhang hinaus zur Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Machtstrukturen bei?“ (Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 9) Sozialwissenschaftliche Frauenforschung will mehr als eine feine Analyse der sozialen Konstruktion von Geschlecht, sondern eine von der Analyse des Geschlechterverhältnisses ausgehende Analyse gesamtgesellschaftlicher Herrschafts- und Machtstrukturen.

„In diesem Band soll diesem Wechselverhältnis vor allem in der Analyse unserer Gegenwartsgesellschaft nachgegangen werden. Grob sei hier schon verdeutlicht, warum wir es für wichtig halten, die Erforschung des Geschlechterverhältnisses an gesamtgesellschaftliche Analysen rückzubinden.“ (Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 9)

Es sei an dieser Stelle nur daran erinnert, dass diese *umfassende Perspektive feministischer Gesellschaftskritik* Kreisky/Sauer 1998 ja eher der politikwissenschaftlichen *Geschlechterforschung* und nicht der *Frauenforschung* zugesprochen haben. Hier ist sie dagegen *originäres Problemfeld sozialwissenschaftlicher Frauenforschung*, das sich in Auseinandersetzung

und Konkurrenz mit dem sozialkonstruktivistischen mikrosoziologischen Ansätzen, dem anderen Problemfeld der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung, befindet.

„Grundlage wie Vision der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung ist eine ‚geschlechtssensibilisierte‘ Sozialwissenschaft, die ‚Geschlecht‘ als grundlegendes Strukturmoment von Gesellschaft begreift.“ (Armbruster et.al. 1995: S: 7)

Mit dieser Definition beginnt der von L. Christof Armbruster, Ursula Müller und Marlene Stein-Hilbers herausgegebene Band „Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse“ (vgl. Armbruster/Müller/Stein-Hilbers (Hg.) (1995)), und sein Titel „Neue Horizonte?“ ist Programm. Ein Ausgangspunkt ist die o.g. Aussage „Geschlecht als Strukturmoment“, die noch an die Aussage von „Geschlecht als Strukturkategorie“ erinnert, aber nicht mehr genau mit ihr übereinstimmt. Der Gegenstand „Geschlechter und Geschlechterverhältnisse“ wird neu gefasst, diese Neufassung ist gleichzeitig der Angelpunkt der kritischen Auseinandersetzung, Rede und Gegenrede, in der Einleitung: Wie hält es die Geschlechtssensibilisierung der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung mit Männern und Männlichkeiten? Frau könnte sagen, sieben Jahre nach dem FrauenMännerbilderbuch von Carol Hagemann-White und Maria S. Rerrich gibt es eine Fortsetzung der feministischen Debatte über Männer und Männlichkeiten und ihre Aufnahme in den Kontext der Frauenforschung. Ihr vorausgegangen ist eine gemeinsame Tagung des Interdisziplinären Frauenforschungszentrums (IFF) der Universität Bielefeld und des DFG-Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel“ der Universität Dortmund in Kooperation mit den Universitäten Bochum, Bielefeld und Essen. (vgl. Armbruster et.al. 1995: S. 12)

„Es wurde gefragt, welche Umorientierungen sich im ‚Mainstream‘ als notwendig erwiesen oder sich bereits vollzogen haben, inwieweit feministische Perspektive und Mainstream-Diskussion zu gemeinsamen Gegenstandsbestimmungen gelangt sind, wo sich ihre Diskurse nach wie vor nicht treffen und welche zukünftigen Entscheidungen hier absehbar und wünschenswert erscheinen.“ (Armbruster et.al. 1995: S. 12)

Im Prozess dieser „Umorientierungen“ im Verhältnis „feministische Perspektive und Mainstream Diskussion“ taucht die Forschung über Männer und Männlichkeiten auf der programmatischen Ebene des Diskurses auf, ist eines der Kennzeichen der Umorientierung und kann als mögliche „gemeinsame Gegenstandsbestimmung“ gedeutet werden. Die Akzeptanz der selbstreflexiven Männerforschung über Männer als Subjekt und Objekt der Forschung ist eine kritische innerhalb der Frauenforschung. Männerforschung muss sich messen lassen am erreichten Stand feministischer Theoriekonzeptionen. Zu einer gemeinsamen Gegenstandsbestimmung kann dort gelangt werden, wo die Herstellung von Geschlecht, Männlichkeit und Weiblichkeit, historisch analysiert wird und sie zu anderen Ungleichheiten wie „Ethnizi-

tät/Nation, Klasse“ ins Verhältnis gesetzt werden. (vgl. Armbruster et.al. 1995: S. 10/11) Es werden zwei problematische Tendenzen der Männerforschung ausgemacht: zum einen die Tendenz, in der Selbstbeschränkung als Männer nur über Männer forschen zu wollen und so die Differenz zwischen den Geschlechtern zu verstärken, zum anderen die Tendenz, Frauen und Männer sozusagen zu Geschlechterklassen zu stilisieren und die Differenzen innerhalb der Gruppen zu unterschlagen.

„In beiden Fällen führt dies zu einer erheblichen Einschränkung von Zukunftsvisionen. Vorstellbar sind dann nur ‚neue Rollenmodelle für Männer‘ oder eine ‚neue Männlichkeit‘ Die Suche nach männlicher Identität oder Männlichkeit, auch wenn sie als ‚neu‘ ausgegeben wird, bleibt einer Erotik der Ungleichheit (Müller 1990) verhaftet und läuft Gefahr, deren latente Hierarchie undurchschaut in die Zukunft zu verlängern.“ (Armbruster et.al. 1995: S. 11)

Die Gemeinsamkeit zwischen feministischen Perspektiven und Männerforschung also hat Grenzen, und diese Grenzen liegen dort, wo die feministischen Theoriekonzeptionen Maßstäbe setzen, die nicht hintergangen werden sollen.

Der *Prozess der Umorientierung* in der Frauenforschung ist eine weitere Form ihrer Aneignung des wissenschaftlichen und universitären Diskurses. Im *System der Aneignung der Wissenschaft* durch die Frauenforschung ist dies ein nächster Schritt. Die sozialwissenschaftliche Frauenforschung, die Becker-Schmidt und Knapp beschrieben haben, vollzog die Aneignung als Ausarbeitung des eigenen diskursiven Feldes und seine Vermittlung in die Sozialwissenschaften hinein. Diese Vermittlung der Frauenforschung war bei ihnen ein legitimer und notwendiger Schritt der Wissensvermittlung und Herstellung wissenschaftlicher Öffentlichkeit. Der Prozess der Umorientierung, der nun dagegen bei Armbruster et.al. 1995 sichtbar/möglich wird, stellt eine unmittelbare Konkurrenz her und vollzieht sich aus einer Abgrenzungsbewegung heraus, dessen Ursprung beim „Mainstream“ lokalisiert wird. Denn was macht den wissenschaftlichen Mainstream zum Mainstream? Deutungshoheit, ausgrenzende Rekrutierungsmuster der wissenschaftlichen Gemeinschaft, die der Mainstream bildet, Kontrolle der Anerkennung und - mit Foucault - der „*Besitz des Diskurses*“ (Foucault 1981/1997: S. 100) kennzeichnen den „Mainstream“.

„Denn in unseren Gesellschaften (und wahrscheinlich in vielen anderen) ist der Besitz des Diskurses – gleichzeitig als Recht zu sprechen, Kompetenz des Verstehens, erlaubter und unmittelbarer Zugang der bereits formulierten Aussagen, schließlich als Fähigkeit, diesen Diskurs in Entscheidungen, Institutionen oder Praktiken einzusetzen, verstanden – in der Tat (manchmal auf reglementierende Weise sogar) für eine bestimmte Gruppe von Individuen reserviert“ (Foucault 1997a: S. 99/100).

Frauen und Feminismus, so die feministische Kritik am Mainstream, sind dieser „bestimmten Gruppe“ der Wissenschaft nicht zugehörig – das allerdings ändert sich, so eine Prämisse der

feministischen Kritik am Mainstream, die im Prozess der Umorientierung entscheidende Bedeutung gewinnt. Die sozialwissenschaftliche Frauenforschung bescheinigt sich, nach zwanzig Jahren ihrem Ziel und ihrer Vision von einer geschlechtssensibilisierten Sozialwissenschaft „einen entscheidenden Schritt“ näher gekommen zu sein, „zumindest was die Anerkennung ihrer innovatorischen Wirkungen auf den Mainstream der Sozialwissenschaften betrifft“ (Armbruster et.al. 1995: S. 7). Erfolg:

„Gesellschaftliche und wissenschaftliche Reaktionen auf die Frauenforschung, welchen Tenor sie auch immer haben mögen, lassen sich u. E. in jedem Fall lesen als Ausdruck eines Prozesses reflexiver Verwissenschaftlichung (Beck/Bonß 1991) der Frauenforschung: sie ist bereits mit den Auswirkungen ihrer eigenen Aktivitäten in Wissenschaft und Gesellschaft konfrontiert, und dies ist ein – wenn auch differenziert zu bewertender – Erfolg.“ (Armbruster et.al. 1995: S. 8)

Die Autorinnen definieren hier „Erfolg“ als Reaktionen auf die Frauenforschung, seien sie anerkennend oder abwertend. Auch die Negativbeziehung in „Backlash“-Reaktionen auf einen starken Feminismus sind ein „wenn auch differenziert zu bewertender“ Erfolg. Die „Backlash-Phänomene“ werden so ausführlich beschrieben wie die Erfolge. Ein Ausschnitt:

„Erfolge des Feminismus in Wissenschaft und Gesellschaft werden in Niederlagen verwandelt; der Frauenforschung wird konzidiert, wichtige Fragen aufgeworfen, aber leider unzureichend beantwortet zu haben; und es wird vorgeschlagen, die vorgeblichen Bornierungen der Frauenforschung in einer ‚Geschlechterforschung‘ zu überwinden; teils wird mehr oder weniger ein (verbesserter) Feminismus, nämlich ‚ohne Frauen‘(...) propagiert.“ (Armbruster et.al. 1995: S. 8)

Das Bild vom Erfolg hat seine Schattenseite, den Backlash, und beide sind offensichtlich nicht von der Hand zu weisen. Bleibt als Insel im Schlachtfeld um die Zweckmäßigkeit und Wissenschaftlichkeit der Frauenforschung, dass sie das Getümmel als „Ausdruck eines Prozesses reflexiver Verwissenschaftlichung der Frauenforschung“ (s. o.) sehen kann.

Erfolg ist ein Konkurrenzprinzip. Nicht nur geht es um die Konkurrenz feministischer Perspektiven mit dem sozialwissenschaftlichen Mainstream, sondern auch um die Konkurrenz feministischer Perspektiven mit einer gegen die Frauenforschung in Stellung gebrachte Geschlechterforschung und einen (besseren) Feminismus „ohne Frauen“. Die Konkurrenz um den „Besitz des Diskurses“ hat, wenn man an die beschriebenen Backlash-Phänomene denkt, nicht wenig Feindliches. Kein Erfolg ohne Neider, kein Erfolg ohne Opfer, will man meinen. Wer trägt mit wem was aus? Wer gefährdet wen? Wer beneidet wen?

Ein wirklich herausragender Band zu feministischer Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie erscheint 1996, „Vermittelte Weiblichkeit“, herausgegeben von Elvira Scheich, der herausragt allein aufgrund der Tatsache, dass er sozusagen die *crème de la crème* der ersten Generation der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung sowie sehr bekannte US-amerikanische Wis-

senschaftstheoretikerinnen und –historikerinnen, Sozialphilosophinnen und -theoretikerinnen wie Evelyn Fox Keller, Teresa de Lauretis, Nancy Fraser, Donna Haraway und Teresa Brennan versammelt und die Spannweite feministischen Denkens und feministischer Theoriebildung von „Kritischer Theorie“ (großgeschrieben: Scheich 1996: S. 7) bis Poststrukturalismus, Gesellschaftstheorie und Wissenschaftsforschung abdecke. Seine Veröffentlichung geht zurück auf eine Tagung, die drei Jahre zuvor am Hamburger Institut für Sozialforschung stattgefunden hat und er resümiert die feministische Diskussion von ihren Anfängen, ihrer Modernitätskritik bis zu ihrem derzeitigen Stand Mitte der Neunzigerjahre und ihrer Kritik des „Erkenntnissubjekt(s), dessen Identität und dessen Abgrenzungen immer weniger eindeutig auszumachen sind“ (Scheich 1996: S. 34). Er präsentiert einen Diskurs, der seine eigene Spezifität herausgebildet hat und der für sich steht.

„Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie ist in ihren Überlegungen der Logik dieser Einteilungen (der Dichotomie der Moderne, RN) nachgegangen und hat ihre eigene kritische Lesart der Moderne und ihr eigenes theoretisches Bezugssystem entwickelt.“ (Scheich 1996: S. 11)

Für diese sei „zunächst“ die Unterscheidung von sex und Gender, kulturellem und sozialem Geschlecht, zentral gewesen. Das modernitätskritische Motiv der Gründungserzählung kommt dabei zum Zug: „Im Mythos des Ewig-Weiblichen mag es für Frauen vielleicht eine Vergangenheit geben, aber keine Geschichte.“ (Scheich 1996: S. 11)

„Doch was geschieht, wenn Frauen die Geschichtslosigkeit hinter sich lassen und als Subjekte in die Geschichte der Moderne eintreten?“ (Scheich 1996: S. 13)

Postmoderne Diskurse greifen in das Diskursgefüge ein; der dekonstruktive Feminismus löst „sex“ in „gender“ auf: eine „theoretische() Entkörperung“ (Scheich 1996: S. 14). Diese kritisch-theoretische Perspektive verbinde die Autorinnen, so die Herausgeberin.

„Die Beiträge eint die Auseinandersetzung mit den Dichotomien des modernen Gesellschafts- und Weltentwurfs, den enthistorisierenden und entmaterialisierenden Tendenzen der Postmoderne und den Bedeutungsfeldern wissenschaftlicher Naturbegriffe.“ (Scheich 1996: S. 17)

Genau genommen ist die Grundlage des Bande doch eine kritisch-theoretische – auch in den Lesarten der Postmoderne, und wieder wird dem Ansatz der „Doppelten Vergesellschaftung von Frauen“ ein herausragender Stellenwert eingeräumt: eine theoriepolitische Strategie, die nun doch dazu beiträgt, dass sich eine Frauenforscherin, Regina Becker-Schmidt, einen Namen machen kann. Insgesamt arbeitet das Buch die „entsicherte Situation“ des feministischen Diskurses, wie sie Lindemann/Wobbe 1994 genannt haben, detailliert und aufs Feinste heraus. Es wiederholt die alten neuen Aufgaben feministischer Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie:

„Entlang kultureller Bilder und historischer Erfahrungen ist die je spezifische Vermittlung von Theorie und Kontext, von Situiertheit und Totalität, von technischer Vergesellschaftung über nationale und bereichsspezifische Grenzen hinweg und der doppelten Vergesellschaftung von Frauen, von Geschlechterverhältnis und Geschlechterdifferenz aufzuschlüsseln.“ (Scheich 1996: S. 34)

Was bleibt, ist ein widersprüchliches, eigenartiges, schwer fassbares Bild des Diskurses Mitte der Neunzigerjahre:

„Die Bestimmung der Frau als das ‚andere Geschlecht‘, des Weiblichen als dem ‚Anderen‘, als Gegenentwurf zum modernen Selbst, verliert ihre Konturen (...). Eine komplizierte Choreographie von Wechseln und Verwechslungen, von Entkörperlichung und Verkörperung, von Entstofflichung und Fabrikation ist entstanden. Menschen, Männer und Frauen, sind keineswegs deren einzige Darsteller. Um die Dynamik dieser sich verschiebenden Grenzen zu verstehen, dazu hat feministische Theorie bislang einen spezifischen Beitrag erarbeitet. Das ist eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für das theoretische Denken an jener Stelle, in jenem Moment der Moderne, in dem wir jetzt stehen.“ (Scheich 1996: S. 35)

„In jenem Moment der Moderne, in dem wir jetzt stehen“, das ist der Moment, wo sich der Subjektgedanke von der Geschlechterdualität löst. (vgl. Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 13)

Dies, ein Motiv der Identitätskrise im Feminismus und der Postmoderne, steht im Mittelpunkt des Bandes „Kultur im Widerspruch“, Bd. 9 des Forum Frauenforschung, herausgegeben von Ilse Modelmog und Edit Kirsch-Auwärter, beide (ehemalige erste und zweite) Sektionsprecherinnen der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. (vgl. Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 20) Die Identitätskrise des Feminismus wird nun Mitte der Neunzigerjahre als Krise der Moderne, insbesondere *Krise moderner Subjektivität* verstanden. Mit „Kultur“ als Gegenstand der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung steht die Triade Subjektivität, Identität und Geschlechtlichkeit im Mittelpunkt der Forschung und Theoriebildung. Die Krise der Moderne sei eine Krise des Subjekts, des Geschlechterverhältnisses und der politischen Handlungsfähigkeit. Die Veränderungen im Geschlechterverhältnis werden als „aktuelle(r) Kulturkampf um die Durchsetzung gegenseitiger Anerkennung und Macht“ (Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 16) und als Herrschaftsverhältnis gedeutet. Kulturbegriff und Kategorie Geschlecht sind kritisch-theoretischer Herkunft, in einer klaren Abgrenzung von Postmoderne und „dekonstruktivistischer Demontage, die sich dem ‚Denken der Differenz‘ (Thürmer-Rohr) verschrieben haben“ (Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 13). Aber sogar Judith Butler, eine der „hartnäckige(n) Vertreterinnen der dekonstruktivistischen Demontage“ (Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 13), ließe ihren Hoffnungsblick auf das „(politisch) handelnde, subversive Subjekt“ (Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 13) nicht schwinden. Für die Frauenbewegung eröffneten sich damit, dass sich die Geschlechter-

dualität vom Subjektgedanken löst, „neue Perspektiven kulturellen Selbstverständnisses von Frauen, von Geschlecht“ (Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 13). Die enge diskursive Verbindung von Frauenbewegung und Frauenforschung wird hier wieder deutlich; im Grunde genommen sind in diesem feministisch-kritisch-theoretischen Denken Frauenbewegung und Frauenforschung – zumindest in der Frage nach dem Subjekt – identisch. Das wird auch im Bezug auf die historische Frauenbewegung und ihrem Denken deutlich. Die Kritik am Subjekt sei schon bei Rosa Mayreder zu finden gewesen. Mit ihrem Subjektverständnis, in dem sie ein imaginatives Ich mit einem reflexiven Ich verbinde, habe sie die aktuelle Diskussion in den Neunzigerjahren vorweggenommen. Mit dieser Aussage wird die Bedeutung postmodernen Denkens für das feministische Denken relativiert. Geschichte und Gegenwart der Frauenbewegung als die gemeinsame Verbindlichkeit des feministischen Diskurses wird damit zu stabilisieren gesucht. Die theoriepolitische Strategie im feministischen Diskurs ist dabei, zusammengefasst, die Bedeutung der Postmoderne angesichts der Geschichte des Feminismus und der Theorieleistungen ihrer Akteurinnen zu schmälern: Mag die Postmoderne und mit ihr die dekonstruktivistische Perspektive im zeitgenössischen Feminismus viel ausgelöst haben, im Lichte der lange Geschichte der Geschlechtertheorie der Frauenbewegung wirkt sie weniger besonders.

Was bedeutet die Subjektkritik im Feminismus aktuell, wie will die – kritisch-theoretisch geprägte – sozialwissenschaftliche Frauenforschung damit umgehen?

„Kultur wollen wir mithin als Bewegungsphänomen auffassen (...). Gibt es nicht doch bewusstes kulturelles Schaffen und veränderndes Einflussvermögen? (...) Durch Einflussnahme wie durch Handlungsverzicht kann Kultur geschaffen und verändert werden, kann Gegenkultur entstehen. Dafür muss der Subjektgedanke entscheidend revidiert werden. Denn nicht länger lässt sich die abendländischer Kultur zugrunde liegende Auffassung polarer, herrschaftsbesetzter Dualität, die sich auch im Geschlechterverhältnis breit gemacht hat, aufrechterhalten. (...) *Damit stellt sich die Frage nach der Neu-Konstruktion der Subjekte auch im Geschlechterbezug (...).*“ (Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 12, Hervorhebung RN)

Kulturkritische sozialwissenschaftliche Frauenforschung legt den emanzipatorischen Anspruch kritisch-theoretischer Art neu aus. Ausgangspunkt sind „Frauen, die sich als Subjekte entwerfen“ (Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 15) und auf diese Weise „selbstbewusst“ sind – die „subjekt- und geschlechtsbewusst“ sind. Sie entwerfen ein Bild von sich selbst als Frauen in der Gesellschaft und nehmen darüber Platz in der Kultur ein: das sei der imaginative und reflexive Vorgang, den Mayreder entworfen habe, komplexer als z.B. manche an Lacan orientierten Theoretikerinnen. (vgl. Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 14) Die Neuausdeutung des emanzipatorischen Anspruchs liegt nun darin, die Triade Subjektivität, Iden-

tität und politische Handlungsfähigkeit auf der Grundlage einer solch imaginativen und reflexiven Subjektivität neu auszuformulieren.

„Subjektivität, Identität, Geschlechtlichkeit lassen drei Handlungshorizonte erkennen: kulturelle oder gegenkulturelle Entwürfe, konkrete Existenzweisen, Erinnern und Vergessen, die im Alltag wirksam werden können. Sie stellen Orientierungen dar, die Erfahrungen und Einsichten stiften, durch die es zur Produktion, Reproduktion oder Neu-Konstruktion kultureller Ereignisse kommen kann.“ (Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 14)

Aus dieser Perspektive erscheint der Kulturkampf zwischen den Geschlechtern um Anerkennung und Macht auch noch mal in einem anderen Licht, ebenso die politische Handlungsfähigkeit der Akteurin Frauenbewegung/Frauenforschung. Wie ist sie beteiligt? Welche Entwürfe, Gegenentwürfe hat sie zu bieten? Wie ist ihr Erinnern und Vergessen strukturiert? Wie kann sie zu einem „offenen Diskurs zwischen den Geschlechtern“ (Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 16) beitragen? „Welche Überlegungen liegen zur Neu-Konstruktion von Geschlechtlichkeit oder Subjektivität jenseits von ‚Geschlecht‘ vor?“ (Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 17) Erstmals wird in einem Band des Forums Frauenforschung außerdem das „Prinzip der Autorin“ (vgl. 4.1.) öffentlich und damit perspektivisch, d.h. auf der programmatischen Ebene des Diskurses, in Frage gestellt und kommen „einige wenige Kollegen zu Wort“ (Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 16), u.a. Oskar Negt. Oskar Negt ist derjenige zeitgenössische kritische Theoretiker, der für diesen Zusammenhang „Umfeld Hannoveraner sozialwissenschaftlicher Frauenforschung“ (vgl. Beer 1987/89) eine wichtige Rolle spielt. An ihm zeigt sich die Möglichkeit partieller Bündnisse zwischen Kritischer Theorie und feministischer sozialwissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung. Bleibt ungeachtet dessen festzuhalten: zukünftige kritisch-theoretische sozialwissenschaftliche Frauenforschung bekommt mit diesem kulturkritischen Impuls einen Maßstab an die Hand, der in die Frage mündet:

„Zeigt sich Geschlechtsoffenheit, Selbstbezug, einseitiger Geschlechtszentrismus?“ (Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 16)<sup>38</sup>

Die umtriebige sozialwissenschaftliche Frauenforschung, mit Erfolg und Backlash konfrontiert, gerät in einen *Generationenkonflikt*. Als solcher wird er auf der programmatischen Ebene des Diskurses 1996 von den Autorinnen wiederholt, die sich als Zugehörige zu der „jüngeren Generation“ (Fischer et.al. 1996: S. 8) der Frauenforschung outen.

---

<sup>38</sup> Exkurs: Würde die geschlechtskritische feministische Politikwissenschaft als einseitiger Geschlechtszentrismus eingeordnet oder verwirklicht sich in ihr ein tiefer Zwiespalt zwischen allen drei Ausrichtungen, also ist sie sowohl geschlechtsoffen, selbstbezüglich und geschlechtszentriert?

„Die Autorinnen dieses Bandes zählen zu der jüngeren Generation und haben das Privileg, in einem bereits institutionalisierten Rahmen Frauenforschung betreiben zu können. Nach gut 20 Jahren Frauenbewegung und den Bemühungen engagierter Frauenforscherinnen ist 1993 in Dortmund das erste sozialwissenschaftliche Graduiertenkolleg zur Geschlechterforschung eingerichtet worden. Der Veränderung und Erweiterung feministischer Blickwinkel, die sich mit rasanter Geschwindigkeit vollziehen, wurde hier Rechnung getragen, indem der thematische Schwerpunkt des Graduiertenkollegs nicht die Sicht auf Frauen als Opfer, sondern auf das Wechselverhältnis von Strukturen in den Vordergrund stellt. Die Subjektpotenziale von Frauen stehen im Mittelpunkt der Forschung. Es wird gefragt, wie die Bewegung der Frauen auch zu einer Beweglichkeit der Strukturen führen kann.“ (Fischer et.al. 1996: S. 8)

Die Veränderungen und Übergänge im Spiralgang des feministischen Diskurses werden damit – und das erinnert an Brückner/Meyer 1994 - auf ein Thema des *Generationenunterschiedes zwischen Wissenschaftlerinnen in der Frauenforschung* reduziert. Diese jüngere Generation nimmt die Frage der älteren Generation der (west)deutschen sozialwissenschaftlichen Frauenforschung auf, die den Erfolg des Dekonstruktivismus besonders im wissenschaftlichen Feld des Feminismus zu einem Generationenproblem erklärt hatte. Dabei bezieht sich diese jüngere Generation auf eine Einleitung von Hilge Landweer und Mechthild Rumpf zum Novemberheft der Feministischen Studien 1993, die sie betitelt haben mit „Kritik der Kategorie ‚Geschlecht‘. Streit um Begriffe, Streit um Orientierungen, Streit der Generationen?“ (vgl. Landweer/Rumpf 1993; Kampfhoff et.al. 1996: S. 7f.). In ihrem Nachdenken über mögliche Unterschiede zwischen den Generationen machen Landweer/Rumpf darin die Unterschiede zwischen den Frauen (von der Studentin zur Professorin, die Sekretärin fehlt in dieser Linie) in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung als unterschiedliche Erfahrungen von Frauengenerationen an der Universität und mit der Frauenbewegung aus. Sie beginnen übrigens mit der Gründungserzählung der Wissensrevolte und streichen heraus, dass die „heutigen Studentinnen und Studenten“ (Landweer/Rumpf 1993: S. 3) feministischen Ideen an der Schule und an der Universität begegnen, sich der Ort der feministischen Theorie also verändert habe und nun in der Institution selbst liege und nicht in der feministischen Gegenkultur. Außerdem haben sich die Geschlechterbeziehungen verändert. Die Geschlechterbeziehungen „scheinen für die jetzige Generation nicht mehr in dem Sinne ‚Kampfverhältnisse‘ und auch nicht in jedem Fall so ‚zentral‘ zu sein, wie sie es für die älteren sind“ (Landweer/Rumpf 1993: S. 4). Der „Streit der Generationen“, wie Landweer/Rumpf ihn nennen, sei verbunden mit einem „Streit um Orientierungen“, für den im deutschsprachigen Diskurs die Veröffentlichung von Judith Butlers „Unbehagen“ zentral sei. „Butlers Dekonstruktion“ (Landweer/Rumpf 1993: S. 6) sei Kristallisationspunkt des Streits um Orientierungen. In dieser Verquickung von „Streit der Generationen“ und „Streit um Orientierungen“ werde es wichtig, so die Autorinnen, die „jeweiligen Theoriebedingungen (wer macht wo wem gegenüber die Kategorie Geschlecht relevant oder behauptet ihre Irrelevanz?)“ (Landweer/Rumpf 1993: S. 4) zu berücksichtigen.

Die „jüngere Generation“, nämlich die Kollegiatinnen des Dortmunder Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel. Handlungsspielräume und Definitionsmacht von Frauen“, die das Buch „Kategorie Geschlecht?“ herausgeben, akzeptiert das Muster dieser Überlegungen der „älteren Generation“ und legt die Unterschiedlichkeit von Erfahrungen den Unterschieden zwischen den Generationen zugrunde. Gleichzeitig betonen sie, dass auch *innerhalb* der Generationen Unterschiede im Umgang mit Dekonstruktion und dem Politikentwurf Judith Butlers festzustellen seien. Letztendlich spielten also „biographische Erfahrungen“ der jeweiligen Leserin eine große Rolle für die Rezeption. Der Versuch, einem „generationenübergreifende(n) Missverständnis“ (Fischer et.al. 1996: S. 8) von der Dekonstruktion entgegenzuwirken, kann als das zentrale Anliegen dieser Einleitung der „jüngeren Generation“ ausgemacht werden. Diese behaupten sich selbstbewusst als „FrauenforscherInnen“ (Fischer et.al. 1996: S. 11). Es ist übrigens das einzige Mal, dass diese inklusive Sprechweise in meinem Material auftaucht; in diesem Text scheint sie mir bewusst eingesetzt zu sein in einem Zusammenhang, in dem es um die „möglichen Konsequenzen“ für *zukünftige* Frauenforschung geht, während an anderen Stellen selbstverständlich von „Frauenforscherinnen“ die Rede ist. Das „Prinzip der Autorin“ (vgl. 4.) des feministischen Diskurses wird auch hier infrage gestellt und abgelöst von (partiellen?) Bündnissen und kollegialer Zusammenarbeit. Anders aber als bei Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996 wird dies nicht gerechtfertigt, sondern es werden quasi Fakten geschaffen, Fakten, die die Konsequenzen der „möglichen Konsequenzen“ sein mögen. Fakten zu schaffen ist eine theoriepolitische Machttechnik, mit ihr verbindet sich zwar häufig eine unbewusste, aber bisweilen auch eine bewusste Intention eines einzelnen oder kollektiven Akteurs/einer Akteurin, den Diskurs zu führen.

Das Muster von „Alt“ und „Neu“, das bereits bei Katharina Pühl 1994 zu finden war, unterscheidet die Perspektive der jüngeren von der der älteren Generation. In diesem Text verknüpft sich nicht ein „Mit oder Ohne Frauenbewegung“ damit, sondern ein Muster von „Vergangenheit und Zukunft der Frauenforschung“. Will sagen: „alt“ ist bald Vergangenheit, „neu“ (hoffentlich) die Zukunft.

„Die Fruchtbarkeit der Dekonstruktion für die feministische Theoriediskussion wird in der Klärung gesehen, dass auch feministische Herrschaftskritik mit der Reproduktion von Herrschaftswissen verquickt ist und insofern in den eigenen Reihen eine hohe Sensibilität der Forscherin für die Eigenbeteiligung am Erhalt von Machtstrukturen gefordert ist. Genau dieser Gesichtspunkt hatte uns zur Arbeit an diesem Buch angeregt, so dass wir gerne in das Credo Wartenpfehls mit einstimmen: statt sich, getragen von der Sehnsucht theoretischer Sicherheiten, voreilig auf neue Festschreibungen vermeintlicher Essenzen zu stürzen, geht es darum, gerade die Span-

nung der Offenheit auszuhalten zwischen dem Alten, das nicht mehr trägt, und dem Neuen, das erst zu erahnen ist.“ (Fischer et.al. 1996: S. 17)

Also, deutlich geprägt der dekonstruktivistische Feminismus mit seinem Anspruch, die Zukunft des Feminismus zu sein, die Stimmung.

Es ist die *Stimmung* eines Machtkampfes um den Besitz des Diskurses, diesmal *eines inner-feministischen Machtkampfes* um den Besitz des *feministischen* Diskurses. Denn was sind Generationenkonflikte in der Wissenschaft? Sind „wissenschaftliche Revolutionen“ (Thomas S. Kuhn) oder Umbrüche Ausdruck von Generationenkonflikten? Wird die Krise der Geschlechterdifferenz und der Anerkennung der deutschsprachigen Frauenforschung zu einer (zaghaften oder impliziten, will mir beim Text von Fischer et.al. 1996 scheinen) Revolte der „jüngeren Generation“ der Frauenforscherinnen? Thomas S. Kuhn versteht „Paradigmata als Konstellationen von Gruppenpositionen“ (Kuhn 1976: S. 193), und ein „disziplinäres System“ definiert er als

„disziplinär“, weil auf den gemeinsamen Besitz der Fachleute einer bestimmten Disziplin hingewiesen wird; „System“, weil es aus verschiedenartigen geordneten Elementen angeordnet ist, die alle genauer angegeben werden müssen“ (Kuhn 1976: S. 194).

„Alt“ und „Neu“ sind theoriepolitische Positionierungen innerhalb des feministischen Diskurses, die sozusagen die Karten neu zu mischen versuchen, „wer“ in Zukunft „was“ zu sagen hat. Insofern ist der Generationenkonflikt, den beide Parteien (jüngere und ältere Generation der Frauenforschung) herstellen, eine Inszenierung, die den Aufbau der Frauenforschung zu einem disziplinären System eher noch vorantreibt, als ihn zu verhindern oder das entstehende disziplinäre System der Frauenforschung zu destabilisieren. Denn destabilisieren zu wollen intendiert ja die Forderung, es müsse geklärt werden (und das ermögliche die Dekonstruktion und mache ihre „Fruchtbarkeit“ aus), inwieweit auch „feministische Herrschaftskritik mit der Reproduktion von Herrschaftswissen verquickt ist“ (s. o.).

Theoriepolitische Machtkämpfe sind offensichtlich gezeichnet von einem „Vergessen“ und einem permanenten Ringen darum, was „alt“ und was „neu“ ist. So scheint auch die theoriepolitische Strategie im Text von Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996 in diesen Machtkampf verstrickt zu sein, wenn die Herausgeberinnen betonen müssen, wie wenig „Neues“ die „dekonstruktivistische Demontage“ zu bieten habe. Ihr das „Neue“ der Dekonstruktion entgegenzuhalten wiederum ist nur das Spiegelbild dieser Strategie. Und kann im Übrigen peinlich werden. So fängt die Einleitung der „jüngeren Generation“ an:

„Was ist eine Frau? Mit dieser Frage müssen sich Frauenforscherinnen zunehmend auseinandersetzen. Das ‚Wir-Gefühl‘, eine gemeinsame Identität, ist – zumindest aus theoretischer Sicht – erschüttert. Ursache dieser Verunsicherung unter Feministinnen sind dekonstruktivistische Überlegungen, die hierzulande besonders anhand der Schriften von Judith Butler rezipiert worden sind. (...)“ (Fischer et.al. 1996: S. 7)

Da mag die „ältere“ Feministin seufzen und sich fragen: „Haben sie denn nie Simone de Beauvoir gelesen?“ Beauvoirs Buch „Das andere Geschlecht“, in der Originalausgabe 1949 erschienen, beginnt mit einer ganz ähnlichen Haltung:

„Ich habe lange gezögert, ein Buch über die Frau zu schreiben. Das ist ein Reizthema, besonders für Frauen, und es ist nicht neu. In der Debatte über den Feminismus ist genug Tinte geflossen. Jetzt ist sie nahezu abgeschlossen: reden wir nicht mehr darüber. Es wird aber doch weiter darüber geredet, und es sieht nicht so aus, als hätte die in den letzten hundert Jahren produzierte Flut von Sottisen (Dummheiten, Unsinnigkeiten, Grobheiten, RN) das Problem geklärt. Gibt es überhaupt Frauen?“ (Beauvoir 1992: S. 9)

Der Generationenkonflikt ist eine theoriepolitische Strategie, *die die Vergangenheit des Diskurses erzeugt* und zwar eine *bestimmte* Vergangenheit. Zu dieser Vergangenheit gehört z.B., dass die Frauenforschung „Frauen als Opfer“ gesehen habe, während die aktuelle Forschung „das Wechselverhältnis von Subjekten und Strukturen in den Vordergrund stellt“ (s. o.). Damit ist der Generationenkonflikt auch eine theoriepolitische Strategie, die Zukunft des Diskurses zu bestimmen/bestimmen zu wollen und dies als (Macht-)Kampf um den Besitz des Diskurses und die Positionen in ihm, die - das macht ja seinen Erfolg aus – mit „Status“ verbunden sind, das heißt z.B. mit der beruflichen Zukunft der besagten Kollegiatinnen. Diese Kollegiatinnen nennen als ersten Unterschied zwischen sich und der „älteren“ Generation: „das Privileg, in einem bereits institutionalisierten Rahmen Frauenforschung betreiben zu können“ (s.o.). Aber genau dieses „Privileg“ reflektieren sie nicht.

Der *Generationenkonflikt* ist eine *hausgemachte Geschichte der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung*. Vielleicht, da sie die älteste der feministischen Projekte in der Wissenschaft ist, die ich bearbeite, geht sie darin den anderen voraus, und irgendwann wird auch die politikwissenschaftliche Geschlechterforschung mit ihrem „Generationenkonflikt“ folgen, oder sie hat ihn sogar schon, nur hat er sich noch nicht soweit formieren können, dass ihm in der feministischen Politikwissenschaft bereits ein „Wahrheitswert“ (Foucault 1997a: S. 133) oder, um vielleicht etwas niedriger anzusetzen, eine „Wirklichkeit“ zuerkannt werden würde. In der feministischen Philosophie und Theorie (Sozialphilosophie, politischen Theorie, Demokratietheorie, dem postmodernen Diskurs in der feministischen Philosophie), die sich auch mit den theoretischen Entwicklungen in den Sozialwissenschaften beschäftigt, wird dies nicht als Generationenkonflikt, sondern als Spannung zwischen Feminismus und Postmoderne und

„Krise des Feminismus“ (Schlichter et.al. 1998: S: 11, s.u.) verhandelt. Wobei diejenigen, die den Feminismus aus dem Feminismus und einer postmodernen Perspektive zugleich heraus kritisieren, noch am ehesten gegenüber allen anderen in den Neunzigerjahren eine Krise des Feminismus diagnostizieren. Ich habe diese „Krise“ u.a. in Anlehnung an Linda Alcoff „Identitätskrise“ genannt, um mit ihr den Aspekt des in die Krise geratenen politischen und erkennenden „Subjekts mit Geschlecht“ des Feminismus zu betonen. Diese „Krise des Feminismus“ ist, wenn man z.B. die Entwicklungsgeschichte der Frauenforschung betrachtet, so etwas wie der Urzustand und Dauerzustand des Feminismus, und vielleicht sollte man sogar sagen, dass das Subjekt gar nicht in die Krise „geraten“ ist, sondern *konstitutiv kritisch* - ebenso gefährdet wie entscheidend - ist. Man könnte auch sagen, dass die Beziehung, die der Diskurs mit seinem erkennenden und politischen ‚Subjekt mit (weiblichen) Geschlecht‘ unterhält, chronisch schwierig und bedenklich ist, und genau das macht möglicherweise seine Einheit aus und hält das mit dem Subjekt assoziierte Gebiet der Aussagen zusammen. *Ein widersprüchlich strukturiertes Aussagenfeld*: Kein Feminismus ohne seine Krise des weiblichen Subjekts und Subjekt mit Geschlechts.

Die der Kritischen Theorie sich zuzählende feministische Gesellschaftstheorie der Hannoveraner Frauenforschung (vgl. Beer 1987/89, Becker-Schmidt/Knapp 1995, s.o.) und ihres Umfeldes (vgl. Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996, s.o.) lässt sich allerdings auf den Krisen-diskurs nur indirekt ein. Sie formiert sich als *Selbstverständigung des feministischen Diskurses*, und das ist auch eine ganz eigene Form einer theoriepolitischen Strategie. Als Kennzeichen dieser Strategie war bis hierher bereits deutlich geworden, dass sie keine Negativbeziehung eingeht und sich ebenso verbindlich wie selbstbewusst für sich stellt, sich darauf konzentriert, die eigene Theorie auszuarbeiten. Es ist auffällig, dass sie nicht attackiert (wie z.B. die geschlechtskritische feministische Politikwissenschaft, die die Männlichkeit in jeder Form angreift) und auch in der Konfrontation sehr für sich bleibt und einen Raum des Abstands einhält.<sup>39</sup> In der Haltung und in der Sprache ist dieser feministischen Gesellschaftstheorie eine Art distanziert-leidenschaftliches Engagement eigen.<sup>40</sup>

---

<sup>39</sup> Aber möglicherweise inszeniert sich Gegnerschaft in der Soziologie und in den Sozialwissenschaften anders als in der Politikwissenschaft, und die unterschiedlichen Arten hätten dann etwas mit den Fächerkulturen zu tun. Die geschlechtskritische feministische Politikwissenschaft jedenfalls scheint sich fast in die Männlichkeit der Wissenschaft zu verbeißen/verbissen zu haben, was ja auch etwas von einer Annäherung, „Sehr-Nahe-Kommen“, hat und sich von der Haltung des Abstands der Hannoveraner feministischen Theorie deutlich unterscheidet.

<sup>40</sup> Es erinnert an Adorno. (vgl. Reijen (1987); Scheible (1989); Wiggershaus (1988); Wiggershaus (1998)) „In allem, wovon er sprach, sah er die ganze Katastrophe und die ganze Hoffnung. So konnte er den einen als jemand erscheinen, der keinen Freiraum für Harmlosigkeit ließ und todernt, destruktiv oder sentimental war,

In dem Band, den Gudrun-Axeli Knapp 1998 herausgibt, geht es folglich um das „Selbstverständnis feministischer Theorie und Politik“, um das „zur Zeit international eine intensive Debatte geführt“ (Knapp 1998: S: 7) werden würde. Thema und Titel des Bandes lauten: „Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne“ (vgl. Knapp 1998). Es handele sich – in der feministischen Theorie – um eine „Grundlagendiskussion“ (Knapp 1998: S. 7) über Ungleichheit und Verschiedenheit sowie über die Folgen der gegenwärtigen „wissenschaftlich-technologischen Revolution“ (Knapp 1998: S. 8) für den „Sex/Gender-Dualismus, die analytische Unterscheidung zwischen körperlichem und sozialem Geschlecht“ (Knapp 1998: S. 8). Was bedeutet dies für feministische Theoriebildung, und was schließlich macht sie aus?

Die Stichworte, die das Profil feministischer Theorie als einer feministisch-kritisch-theoretischen Gesellschaftstheorie und Sozialforschung zusammensetzen, sind:

- Feministische Theorie als gegenwartskritische und politische Einmischung (Knapp 1998: S. 8);
- (selbst)kritisches Bündnis zwischen feministischer Theorie und „anderen Formen kritischer Gesellschafts- und Kulturtheorie“ (Knapp 1998: S. 8);
- Reflexivität und Internationalität des feministischen Diskurses (vgl. Knapp 1998: S. 10);
- konstruktive Kritik der Postmoderne (vgl. Knapp 1998: S. 11), Antidogmatismus und „unorthodoxes Verhalten gegenüber unterschiedlichen theoretischen Richtungen“ (Knapp 1998: S: 12), das systematische „Sitzen zwischen den Stühlen“ feministischer Theorie (vgl. Knapp 1998: S. 12);
- trotz „Akademisierung der Frauen- und Geschlechterforschung“ ist das „Selbstverständnis feministischer Theorie als Herrschaftskritik bestimmt“ (Knapp 1998: S. 13);
- Verständnis von „Kritik“ in der Verhandlung (vgl. Knapp 1998: S. 13f.);

---

den anderen als jemand, der die Erwartung des Besonderen, Erstaunlichen, Anrührenden nicht enttäuschte und eindringlich und glaubwürdig war.“ (Wiggershaus 1998: S: 127)

Regina Becker-Schmidt war Assistentin am Institut für Sozialforschung in Frankfurt a. M. bei Adorno gewesen (vgl. Knapp 1998: S. 22). Das hat offensichtlich Spuren im Habitus und in der Theoriebildung (auch) in ihrer Umgebung hinterlassen, obwohl damit nicht geschmälert sein soll, dass sie sich deutlich von ihm – seiner Haltung - und den Theorien der Frankfurter Schule abgegrenzt hat. (vgl. Knapp 1998: S: 22-23)

- Widmung für Regina Becker-Schmidt und ihrer „Kunst, Aufgeschlossenheit des Denkens mit einem beharrlichen Engagement in der Sache zu verbinden“ (Knapp 1998: S. 24).

Ich liste dies einfach auf, weil ich auf der Grundlage meines Materials lediglich ein holzschnittartiges Profil feministischer Gesellschaftstheorie nach Art der Hannoveraner Frauenforschung und feministischen Theoriebildung erstellen kann, wie sie sich bis 1998, genauer gesagt bis zum 60. Geburtstag Regina Becker-Schmidts, entwickelt hat und auch seitdem immer weiter ausarbeitet und vertieft.

*Apropos 60. Geburtstag:* das Buch „Kurskorrekturen“ von 1998 geht zurück auf das Symposium zu Regina Becker-Schmidts 60. Geburtstag und ist „insofern eine Art Festschrift unter kräftiger Beteiligung der Geehrten“ (Knapp 1998: S. 22). Dies mache auch den „Lokozentrismus“ bei der Auswahl der Autorinnen aus; nur Cornelia Klinger sei nicht direkt mit der Universität Hannover verbunden. (vgl. Knapp 1998: S. 22) Geburtstagsfeiern machen Traditionen zu Traditionen und sind wie Fixpunkte von Generationenfolgen in Kulturen.

*Apropos Hannoveraner Frauenforschung:* Bereits 1998 nennt auch sie sich nicht mehr so und zieht sich auf die Selbstbezeichnung „feministische Theorie“ zurück. In meinem Material finde ich die Bezeichnung „Frauenforschung“ nun nur noch im Zusammenhang historischer Rück- und bilanzierender Überblicke bei Bührmann et.al. 2000, dem Band 1 der Lehrbuchreihe zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, und bei Hornung et.al. 2001, dem Jubiläumsband zum 30-jährigen Bestehen der genannten Sektion. Bei Knapp/Wetterer 2001 ersetzt die „Geschlechterforschung“ oder die „Frauen- und Geschlechterforschung“ – ohne Kommentar – die Frauenforschung. Ohne Kommentar, aber offensichtlich nicht ohne Not. Auf der programmatischen Ebene vollzieht sich die Transformation der Frauenforschung zur Geschlechterforschung mit dem Übergang Frauen- und Geschlechterforschung vollkommen geräuschlos und macht die theoriepolitische Strategie des dekonstruktiven Feminismus, Frauenforschung zum frauenzentrierten Feminismus zu erklären, sowie die Vergangenheitspolitik im Generationenkonflikt von Seiten der „jüngeren Generation“, Frauenforschung auf das Subjekt „Frauen als Opfer“ zu reduzieren und ihr so die Entwicklung der relationalen Kategorie Geschlecht/erhältnis/e abzusprechen, zum Erfolg. Ich würde zwar im Folgenden gerne die „Hannoveraner Frauenforschung“ auch weiterhin so benennen, aber muss mich offensichtlich sogar ihrer Einschätzung beugen, dass die akademischen Anerkennungsverhältnisse

ebenso wie die Zivilgesellschaft der Neunzigerjahre offensichtlich keine Möglichkeiten mehr dafür bereitstellen, das Grundlegende der Gesellschaftskritik dieser feministischen Theorie mit der Aussage „Frauenforschung“ noch verstehen zu können. Aber würde die Bezeichnung „Hannoveraner Geschlechterforschung“ passen? Vielleicht wird es der Diskurs (wenn er überhaupt wollte) so lösen: „Hannoveraner feministische Theorie“. So will ich es jedenfalls in meiner historischen Analyse im Folgenden halten. Mit dieser Benennung mache ich einen Unterscheid auf zu anderen Positionen. Ich verfolge damit die theoriepolitische Strategie der Benennung, Unterscheidungen von Positionen im akademisch-feministischen Diskurs zu treffen, auch deswegen, um mich schließlich selber positionieren zu können.

Die Hannoveraner Frauenforschung (um an dieser Stelle ein letztes Mal so von ihr zu reden) teilt mit der Kritischen Theorie den Vorrang der Theorie und die Kritik positivistischer Soziologie. Ihr geht es ebenso, wie es auch bei Adorno zu finden ist, um das „Denken des Ganzen (...), von dem her Einzeluntersuchungen und empirische Studien erst ihre Relevanz erhalten können“ (Wiggershaus 1998: S. 98). Diese Grundlage erscheint mir die stabilste zu sein. Wo sehen die Hannoveranerinnen die Notwendigkeit von Kurskorrekturen?

„Der Begriff der Kurskorrektur, den wir<sup>41</sup> als Buchtitel gewählt haben, bezeichnet ein offenes Kontinuum von Lernprozessen, das, je nach Ausgangsposition, von kleinsten Beisteuerungen bis hin zu deutlichen Kehren reichen kann. Damit trifft er die gegenwärtigen Verhältnisse zwischen feministischem Denken, Kritischer Theorie und Postmoderne angemessener als die allmählich erschöpften großen Gesten der Verwerfung und überdimensionierte Reden von Paradigmenwechseln.“ (Knapp 1998: S. 9)

Keine Paradigmenwechsel, eher so etwas wie Offenheit für Veränderungen, Gegenwartsorientiertheit und Selbstkorrektur als Selbstverständlichkeit der Selbstreflexivität – Nüchternheit statt Aufregung und Rückbezug auf das in der Konfrontation sich als tragfähig Erweisende der eigenen Theorie - dieser Kurs sei zukünftig zu verfolgen:

„Den zu groß gewählten Gesten und Begriffen auf der einen Seite korrespondiert die überdimensionierte Abwehr postmodernen Denkens auf der anderen. Es ist der Einzugsbereich dieses Ungefähren, in dem die Rede von der Postmoderne als Vorschein des Nihilismus und ‚Konditional der Angst‘ (Butler 1993a: 31) am besten funktionieren konnte. Kurskorrekturen sind da verstellt, wo Entweder-Oder-Logiken im Spiel sind; angebracht sind Positionsbestimmungen im Widerstreit. Widerstreit setzt Konkretion und Kontextualisierung voraus.“ (Knapp 1998: S. 11)

Die Abgrenzung der feministischen Theorie von der, ‚Frauen‘- oder ‚Geschlechterforschung‘“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 7) wird diesem *Entwurf feministischer Theorie als kritischer Theorie* in einer Veröffentlichung von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli

---

<sup>41</sup> Es ist davon auszugehen, dass dieses „wir“ kein akademisches ist, sondern sich auf die „kräftige Mitarbeit der Geehrten“ bezieht.

Knapp 2000 manifest. Die Unterscheidung bildet die Grundlage der Definition von feministischer Theorie in der gemeinsamen Einführung in „Feministische() Theorien“ von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 1998).

„Eine Einführung in feministische Theorie hat es heute mit einem vielstimmigen und in sich kontroversen Diskurs zu tun. Im Singular ist feministische Theorie nicht zu haben. Das interdisziplinäre Feld feministischer Theoriebildung wird allerdings durch ein gemeinsames Band zusammengehalten: das wissenschaftlich-politische Interesse an der Verfasstheit von Geschlechterverhältnissen und die Kritik an allen Formen von Macht und Herrschaft, die Frauen diskriminieren und deklassieren. Anders als die Bezeichnungen ‚Frauen‘- oder ‚Geschlechterforschung‘, die sich eher auf den Gegenstandsbereich der Analysen richten, hebt das Adjektiv ‚feministisch‘ den politischen Impetus dieser wissenschaftlichen Strömung hervor und kennzeichnet sie als eine Form kritischer Theorie.“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 7)

Diese Definition von feministischer Theorie hat mit der Definition von Frauenforschung Ursula Beer 1987/1989 noch die theoretische Wahl gemeinsam. Auch was das Profil angeht, würden das Profil der feministischen Theorie und das der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung, wie Ursula Beer sie entworfen hatte, übereinstimmen in den Eckpunkten: „Internationaler Stand der Frauenforschung“ (Beer 1987/89: S. 2), Interdisziplinarität (vgl. Beer 1987/89: S. 3), Gemeinsamkeiten und Unvereinbarkeiten verschiedenster Positionen (vgl. Beer 1987/89: S. 2) bzw. „Vielfalt“ (Beer 1987/89: S. 3), Bedeutung der Gesellschaftstheorie und Wissenschaftskritik für die Frauenforschung (vgl. Beer 1987/89: S. 2), Bedeutung der Reflexion der Methoden für die einzelwissenschaftliche Forschung (vgl. Beer 1987/89: S. 3), Bedeutung der Auseinandersetzung mit Kritischer Theorie und Marxismus für die Frauenforschung. Aber 13 Jahre Wissenschaftsgeschichte der Frauenforschung und feministischen Theorie hinterlassen ihre Spuren: die Frauen- bzw. Geschlechterforschung beschreibt nun zur Jahrtausendwende einen „Gegenstandsbereich der Analysen“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 7, s. o.). Trotz gemeinsamer Geschichte - ihrem Beginn mit der neuen Frauenbewegung Ende der Sechzigerjahre (Gründungserzählung) und ihren Debatten seit den Siebzigerjahren – trennt offensichtlich der Bezug zur Frauenbewegung und mit ihr das „wissenschaftlich-politische Interesse an der Verfasstheit der Geschlechterverhältnisse“ (s.o.) beide. Allerdings, um genau zu sein, wird der Unterschied anschließend in der Einleitung von Becker-Schmidt und Knapp, d.h. im Anschluss an die einleitende Definition, nicht weiter ausgearbeitet. Vertieft wird vielmehr das Profil der feministischen Theorie als kritische Theorie um einige grundlegende Bestimmungen. Ausgangspunkt ist der (alte) Loyalitätskonflikt der Frauenforschung und feministischen Theorie, der als Produktivität feministischer Theorie verstanden wird. Hierin bleibt die feministische Theorie als kritische Theorie auch ihrer Gründungsgeschichte treu. Ausgangspunkt aller kritischen Theorie bleibt das politische Erkenntnisinteresse und sie darin emanzipatorische Theoriebildung:

„Schon in frühen Texten, in denen Feministinnen sich über ihre Wissenschaft äußern, deutet sich der enge Zusammenhang zwischen wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und politischer Praxis an; ein Spannungsverhältnis, in dem sich feministische Theoriebildung trotz aller Akademisierung und Professionalisierung bis heute bewegt.“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 7)

Die Vielfalt feministischer Theorie wird in verschiedener Hinsicht ausbuchstabiert, wirkt anders als in der geschlechtskritischen feministischen Politikwissenschaft nicht so sehr wie Konsensregel, sondern eher wie ein ausdifferenziertes Bild eines internationalen und vergangenen Diskursverlaufs. Es ist ein historischer Begriff von „Vielfalt“, der zwei Dimensionen hat: „vielfältige Debatten“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 8) und die Herausbildung „länderspezifischer Theorietraditionen“ des Feminismus (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 8). Dies begründet für feministische Theorie als kritische Theorie die Aufgabe, stets „Übersetzungsarbeit“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 11) leisten und dabei die „spezifischen Kontextbedingungen feministischer Theoriebildung“ berücksichtigen zu müssen (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 11).

Als Beispiel für die vielfältigen Debatten verweisen sie auf den „debattenförmigen Verlauf der Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung (...), der von den Siebziger Jahren bis in die Gegenwart“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 8) reiche, konkret:

- die „Hausarbeitsdebatte der Siebzigerjahre“;
- die anschließende „Täter-Opfer- und Mittäterschaftsdebatte“;
- die „Debatte um Politiken von Gleichheit und Differenz“ der Achtzigerjahre;
- die „Diskussion um Dekonstruktion sowie das Thema der sozialen und kulturellen Heterogenität von Frauen“ in den Neunzigerjahren (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 8).

Als Beispiel für die Kontextgebundenheit feministischer Theoriebildung wählen Becker-Schmidt/Knapp die länderspezifische Theorietradition des „Feminismus der sexuellen Differenz“, der in Frankreich, Österreich, Italien und den Niederlanden einen besonderen Anklang gefunden hätte. (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 9) Mit einem quasi „ausländischen Blick“, nämlich dem der „ausländischen Beobachterinnen“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 9) auf Deutschland und die deutschsprachige feministische Theoriebildung, machen sie ein *Charakteristikum für die hiesige Theoriebildung* aus: „die ausgeprägte sozialhistorische Ausrichtung“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 9). Schließlich zeigen sich die Kontextbindungen feministischen Denkens auch bei der Ausarbeitung des „feministischen Zentralbegriffs ‚Geschlecht‘“:

„Die in den USA lehrende Italienerin Teresa de Lauretis hat ebenso wie die in Holland lehrende Australierin Rosi Braidotti darauf aufmerksam gemacht, dass der Gender-Begriff wenig Relevanz für die theoretischen Traditionen der romanischen Sprachen hat.“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 9)

An welche Kontextbedingungen ist zu denken? Länder und ihre (Geschlechter-)Kulturen, an Wissenschaftskulturen, Kulturen der Fächer und Disziplinen, Kulturen der Rezeption, Internationalisierung der feministischen Debatte. Becker-Schmidt und Knapp stellen fest, dass es neben all den genannten Faktoren eben ein „hohes Maß an disziplinärer Ausdifferenzierung“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 11) gibt, wobei die feministische Theorie insbesondere im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften besonders erfolgreich sei. Was dann auch erklären mag, warum die ausgeprägte sozialhistorische Ausrichtung feministischer Theorie hierzulande zu finden sei - weil sie für die deutsche Sozialforschung und damit die deutsche Wissenschaftskultur der Sozialwissenschaften so bedeutsam sei. Aufgrund deren „verbreiteten Blindheit (...) gegenüber Fragen des Geschlechterverhältnisses und wegen der androzentrischen Ausrichtung ihrer Begrifflichkeit“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 11) seien nur wenige Theorien „- dies gilt selbst für die erklärtermaßen gesellschaftskritischen Ansätze – ohne Revisionen für feministische Fragestellungen nutzbar“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 11) zu machen. Das Bild feministischer Theorie und feministischer Wissenschaft als kritische Theorie und von der „Position der Dissidenz“ (Knapp/Wetterer 1992) aus und mit dem Vorrang der gesellschaftstheoretischen Analyse runden Becker-Schmidt/Knapp ab mit der Aufforderung,

„dass eine gesellschaftstheoretische Orientierung feministischer Kritik ebenso unverzichtbar und weiter auszubilden ist wie eine Sozialpsychologie der Geschlechterdifferenz“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 13).

Diese Position feministischer Dissidenz ist klar formuliert. Sie reagiert 2001 mit dem von Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer herausgegebenen Buch „Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik“ (vgl. Knapp/Wetterer (Hg.) 2001) auf die Krise der Geistes- und Sozialwissenschaften in den Neunzigerjahren und zur Jahrtausendwende<sup>42</sup>, die damit verbundene Konfrontation von Theorieansätzen und Kritiktraditionen „unter historischen Bedingungen, unter denen die kapitalistische Gesellschaft der Gegenwart als alternativlos erscheint“ (Knapp/Wetterer 2001: S. 8).

Auch feministische Wissenschaft sieht sich in dieser Krise und Konkurrenz mit dem Verweis konfrontiert, zum alten Eisen zu gehören. Es sei ein parallel verlaufender „Prozess des ‚out-

---

<sup>42</sup> Stichwort: Prognosedesaster, vgl. Beyme 1994

sourcing' und Unmodernwerdens einer der jüngsten Gestalten von Aufklärung und Kritik: der feministischen Frauen- und Geschlechterforschung“, so beschreiben Knapp/Wetterer die Abwertung feministischer Wissenschaft im Prozess der allgemeinen Abwertung der Geistes- und Sozialwissenschaften.

In der Definition „feministische Frauen- und Geschlechterforschung“ liegt die Abgrenzung zu einer „nicht“-feministischen Frauen- und Geschlechterforschung. Was betreibt eine nicht-feministische Frauen- und Geschlechterforschung?

„Auch in manchen Zweigen der Frauen- und Geschlechterforschung wird so getan, als sei es möglich, Geschlechterverhältnisse jenseits ihrer Einbettung in den gesamtgesellschaftlichen Prozess zu analysieren. Sie läuft damit Gefahr, zu der Bindestrichwissenschaft zu werden, die sie als feministische Theorie nie sein wollte.“ (Knapp/Wetterer 2001: S. 9)

Handelt es sich um eine neue Konkurrenz innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung? Sichtbar wird zumindest eine neue Konfrontation, die sich in den Auseinandersetzungen über „das Feministische“ feministischer Wissenschaft ja schon seit mehr als einem Jahrzehnt andeutet, nun aber offensichtlich manifest wird - eine neue Diskursmöglichkeit. Das „Adjektiv feministisch“ hatte als ein bestimmtes Vereinheitlichungsprinzip des Diskurses funktioniert, es hatte die Spezifität der Frauenforschung ausgemacht und war darin nicht nur kontrollierend und ordnend gewesen, sondern produktiv und hatte eine Möglichkeit hergestellt, es hatte den Diskurs und seine Formierung eines abgegrenzten, profilierten Aussagegebiets und Gebiet der Wissenschaftlichkeit ermöglicht. In dem Prozess der Akademisierung und Professionalisierung, in der Situation des Erfolgs und des Backlashs hatte sich die Frauenforschung offensichtlich vervielfältigt, ausdifferenziert und neue diskursive Möglichkeiten erzeugt, oder vielmehr *es hatten sich* neue Möglichkeiten erzeugt, und eine davon ist die „nicht“- oder „nicht-mehr“-feministische Frauen- und Geschlechterforschung. Der gesamte feministische Diskurs mit seiner Geschichte seit Ende der Sechzigerjahre steht möglicherweise vor einem Bruch, der mehr ist als eine Transformation, wie er sie zwischen 1990 und 1992 erfahren hatte. Der feministische Diskurs sieht sich Anfang des neuen Jahrtausends anscheinend mit der „Individualisierung“ - im Foucaultschen Sinne (vgl. Foucault 1997a: S. 167ff.)- der anderen Art konfrontiert, nämlich der Individualisierung der nicht-feministischen Frauen- und Geschlechterforschung als einer neuen abgrenzbaren diskursiven Formation, die ihren Gegenstand neu formt, neue subjektive Positionen bereithält, neue Begriffe prägt, sich in der strategischen und theoretischen Wahl von der feministischen Theorie und Geschlechterforschung

absetzt und abgrenzt: die ihren eigenen Ort, noch dazu einen „Ort der Zukunft“, in der Wissenschaft für sich beansprucht.

Ein *Ort der Zukunft*: Das „Adjektiv feministisch“ wird in diesem „Prozess des outsourcing“ feministischer Wissenschaft gegen sie eingesetzt, stellen Knapp/Wetterer fest und bestätigen ihn damit, also verhelfen ihm zu einem innerfeministischen Wahrheitswert, der die strategische Situation, in dem der Diskurs sich verortet, prägt. Ich meine nicht damit, dass sie sich das einbilden. Ich meine, dass der Diskurs auf seiner Landkarte der Macht neue Fixpunkte erhält. Er löst eine Beunruhigung aus.

Knapp/Wetterer 2001 beobachten einen Kampf um den Besitz des Diskurses und die theoriepolitische Strategie, ihn einzunehmen, indem seine Zukunft für sich reklamiert wird. Diese Machttechnik war ja schon beim dekonstruktiven Feminismus oder im Generationenkonflikt in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung zu beobachten gewesen. Die Zukunft für sich zu beanspruchen ist eine wahrheitspolitische Strategie, die gerade in der Wissenschaft verfolgt wird. Der Ausweis der Wissenschaftlichkeit liegt ja in dem „Neuen“, das sie entdeckt, erforscht und prognostiziert. Vielleicht macht ja das „Neue“ neben der Methode überhaupt erst die Wissenschaft zur Wissenschaft? Wie konstituiert sich außerdem das „Neue“ in dem nach Nico Stehr so benannten und gekennzeichneten neuen Politikfeld „Wissenspolitik“ und ihren neuen Regulationsweisen? Oder kann man einfach grundsätzlich sagen: das oberste Prinzip einer theoriepolitischen Strategie in einer allgemeinen Politik des Wahren ist es, ein Feld des „Neuen“ zu markieren, zu besetzen und zum eigenen Territorium zu erklären (eine Art wissenspolitische Kriegsführung – es hätte jedenfalls Anklänge davon)? Wie würde man das bezogen auf die Geschichte der Entstehung der Frauenforschung beantworten? Zu sehen war, dass sie das „Neue“ im Grunde erst mit dem Gegenstand Geschlechterverhältnis/se für sich zu beanspruchen begann, während sie vorher, ganz im Gestus der Aufklärung und mit dem „Wahrheitsethos“ (Demirović 1999: S. 18) der Kritischen Theorie übereinstimmend, sich der Öffentlichkeit und einer wahrheitspolitischen Praxis der Einforderung von Frauenrechten und Geltung der „Wahrheit“ des Geschlechterverhältnis/ses verschrieben hatte. Sie hatte sich als emanzipatorische Theorie entworfen und hatte damit Einfluss auf die Zukunft der Gesellschaft und der Wissenschaften nehmen wollen im Sinne der Verantwortlichkeit, die emanzipatorische Theorien eben übernehmen. Inwiefern hatte sie das „Neue“ für sich reklamiert?

Inwiefern konnte/n Geschlechterverhältnis/se überhaupt zu dem „Neuen“ der Sozialwissenschaften werden? Man könnte ziemlich böse mit Thomas S. Kuhn argumentieren: Geht man – wie es die feministische Theorie ja tut – davon aus, dass es zur normalen/normalisierenden Grundlage der Sozialwissenschaften heute gehört, die bürgerliche Geschlechterordnung vorzusetzen und selbst herzustellen, ist es nicht in ihrem Interesse, es systematisch in Frage zu stellen – sie würde ja sich selbst grundlegend in Frage stellen, sie würde vollkommen neue Zukünfte für WissenschaftlerInnen bereitstellen und viele berufliche Gegenwart zu Vergangenheit machen, wenn sie es täte. Die Normalität einer etablierten Wissenschaft ist nach Kuhn selbsterzeugend und selbsterhaltend, sie gefährdet sich nicht von sich aus, und schon gar nicht ist sie offen für etwas „Neues“, etwas, das ihr System gefährdet. Sie akzeptiert das „Neue“ nur, wenn es sie bestätigt. Und auf die Dauer ist das „Neue“ der normalen Wissenschaft ihre unendliche Wiederholung bis hin zur Erschöpfung, bis zu ihrem Ende. Das mag auch die Geschlechterordnung der zeitgenössischen Sozialwissenschaften gewesen sein – an einem gewissen Ende. Denn die Geschlechterordnung muss schon in der Krise gewesen sein, sonst hätten die zeitgenössischen Sozialwissenschaften so etwas wie die sozialwissenschaftliche Frauenforschung und feministische Theorie gar nicht erst zugelassen. Die sozialwissenschaftliche Frauenforschung ist die Antwort auf die Krise der Geschlechterordnung der Sozialwissenschaften, hieße das. Thomas S. Kuhn:

„In jedem Fall trat eine neue Theorie erst zutage, nachdem eine normale Problemlösungstätigkeit offensichtlich versagt hatte. (...) Die neue Theorie scheint eine unmittelbare Antwort auf die Krise zu sein.“ (Kuhn 1976: S. 87)

Der sozialwissenschaftliche Diskurs muss die Möglichkeitsbedingung (begriffliche Relationen, subjektive Positionen und Status wie z.B. Frauenforschungsprofessuren, u.ä.) für die sozialwissenschaftliche Frauenforschung selbst mit erzeugen, sonst wird sie keinen Platz in ihm finden.

Dieser Platz allerdings, so Knapp/Wetterer 2001, ist begrenzt. Die feministische Frauen- und Geschlechterforschung findet sich auf sich geworfen und in ihr Gebiet verwiesen. Man war für sie sozusagen ein wenig zur Seite gerückt, mehr auch nicht. Konkret: Die aktuelle Krise der Geistes- und Sozialwissenschaften trifft die feministische Frauen- und Geschlechterforschung in einer Situation der „Arbeitsteilung in der Gesellschaftstheorie“ (Knapp/Wetterer 2001: S. 9). „Theorien des Geschlechterverhältnisses scheinen nach wie vor Sache der Feministinnen zu sein, ansonsten geht es um Gesellschaft im Allgemeinen.“ (Knapp/Wetterer 2001: S. 9) An diese Feststellung schließt sich die Einschätzung, was es für Gesellschafts-

diagnosen bedeutet, das Geschlechterverhältnis einzubeziehen. Alle bekannten Argumente der feministischen Frauen- und Geschlechterforschung gegen den Androzentrismus der (Sozial-)Wissenschaft/en werden von Knapp/Wetterer entfaltet und münden in das bekannte feministische Argument, dass Sozialtheorie, die diese ausblende, „auf doppelte Weise Ideologie“ (re)produziere (Knapp/Wetterer 2001: S. 10):

„Durch ‚Entnennen‘ wird die Abhängigkeit des Status Quo gesellschaftlich-kultureller Lebensverhältnisse vom Geschlechterverhältnis unterschlagen, anstatt sie theoretisch aufzuklären und in ihren Transformationen auszuloten. Durch Partikularisierung werden Fragen des Geschlechts konzeptionell zunächst auf die weibliche Genus-Gruppe beschränkt, um sie dann entlang des Schemas ‚Öffentlich/Privat‘ dem Bereich des ‚Privaten‘ zuzuordnen. Es ist dieses Muster, das bereits Simone de Beauvoir dazu veranlasste festzustellen, dass in der Geschichte des Denkens nur Frauen ein Geschlecht haben – während die männliche Genus-Gruppe vorgebe, das Allgemeinmenschliche zu repräsentieren.“ (Knapp/Wetterer 2001: S. 10)

Man könnte meinen, feministische Theorie müsse sich ständig wiederholen und werde gerade dadurch im universitären Betrieb verschliffen. Die Krise der Sozialwissenschaften um die Jahrtausendwende bedeutet ihr in gewisser Weise die Wiederkehr des Ewig-Gleichen, die Wiederkehr des Androzentrismus in neuem Gewand, die Wiederkehr der „altenneuen Frauenfrage“ (vgl. Holland-Cunz 2003), die Wiederkehr des „In-Keiner-Zeit-Passend-Sein“ des Feminismus. Wie hatte Simone de Beauvoir 1949 ihr Buch „Das andere Geschlecht“ noch begonnen? Die Frauenfrage sei doch wohl überholt – sei sie das nicht? Hat sie sich erledigt? So sieht sich feministische Theorie der Jahrtausendwende mit diesem Vorwurf konfrontiert, auf eine neue Weise:

„Feministische Theorie befindet sich gegenwärtig in einer widersprüchlichen Situation: Ihre Interventionen in den Diskurs über das Veralten von Begriffen und die Gefahren des Wirklichkeitsverlusts, bestehen wesentlich im Erinnern daran, dass aus feministischer Sicht viele der heute zur Disposition gestellten Begriffe schon unwirklich waren, auch als sie noch à jour erschienen. Zumindest auf den ersten Blick positioniert sich diese Kritik im Vergangenen: Wie die Dekonstruktion klebt sie ein Stück weit als kritischer ‚Parasit‘ (Derrida) an den starken Behauptungen großer Traditionen, während diese zu erodieren scheinen. Der vermeintliche Traditionalismus dieser Haltung entpuppt sich jedoch als durchaus realistisch angesichts der historischen Erfahrung, dass androzentrische Perspektivverengungen und Machtverhältnisse ebenso zählebig wie kulturell variabel sind. Vielleicht ermöglicht gerade dieses Moment von Beharrlichkeit es ihr, genauer zu werden in der Bestimmung dessen, was in der theoretischen Reflexion wie in der gesellschaftlichen Realität ‚anders‘ geworden sein könnte und was nicht.“ (Knapp/Wetterer 2001: S. 11)

Zu dem Profil der feministischen Theorie als einer „Position der Dissidenz“, das Knapp/Wetterer 1992 entworfen hatten, das Becker-Schmidt/Knapp über die Neunzigerjahre weiterverfolgt und vertieft haben, kommt nun das „*Moment der Beharrlichkeit*“ hinzu. Und was sich ganz offensichtlich für die feministische Theorie verändert hat, ist die strategische Situation: die feministische Theorie an der Universität ist *bedroht*; allerorten ist zu beobachten - auch in der Frauen- und Geschlechterforschung selbst - dass der „Faden gesellschaftstheoretischer Reflexionen“ (Knapp/Wetterer 2001: S. 12) fallen gelassen wird; dass

„im Sog des wachsenden Tempos gesellschaftlicher Abläufe Reflexionszeit zum knappen Gut wird, selbst in den darauf spezialisierten Einrichtungen zur Selbstbeobachtung der Gesellschaft“ (Knapp/Wetterer 2001: S: 12); dass die Aufnahme der feministischen Theorie in den Sozialwissenschaften doch eingeschränkter ist, als es zu Anfang und Mitte der Neunzigerjahre gewirkt hatte; dass ihr der zugewiesene Frauenraum zu eng ist und ihren Bestand in der Krise der Geistes- und Sozialwissenschaften außerdem zunehmend gefährdet; dass Androzentrismus und Antifeminismus kein Ende finden, sondern immer wieder ermüdende Neuauflagen; dass sich, je bedeutsamer und tatsächlich zukunftssträchtiger sich insbesondere die ausgeprägte Reflexionsfähigkeit der feministischen Theorie erweist, umso mehr ihre „Möglichkeitenräume“ einschränken. „In gewisser Weise gehört dies sogar zu den Ausgangserfahrungen der Frauenforschung.“ (Knapp/Wetterer 2001: S. 12)

Mit der veränderten strategischen Situation bekommt der Auftritt der feministischen Theorie als kritischer Theorie ein anderes Gesicht und ihre Rede einen anderen Ton. Das erscheint mir besonders auffällig. Sie war in den Neunzigerjahren von allen Entwürfen der feministischen Wissenschaft in den Sozialwissenschaften und der Philosophie die Selbstbewussteste gewesen. Sie war sich, bei aller Widerständigkeit des universitären Betriebs und Gegnerschaft androzentristischer Ignoranz, der Integration und Akzeptanz, der Aufnahme in den Kreis der kritischen Stimmen sicher gewesen. Ihr Platz am akademischen Rand war selbst gewählt, und in gewissen Zusammenhängen war sie durchaus sogar Teil des Zentrums und sehr willkommen. Die Handlungsräume, die sich sogar mit den Anfeindungen boten, schienen sich nach allen Seiten zu erweitern. Auch wenn die Frauenforschung um ihre Perspektive stritt, zögerte sie doch kaum, an ihre Zukunft und Handlungsfähigkeit zu glauben. Fast plötzlich wirkt da diese spürbare Enttäuschung und Erschöpfung um die Jahrtausendwende. In das Selbstbewusstsein mischt sich die Sorge um den zukünftigen Bestand der feministischen Theorie und Wissenschaft an der Universität. *Die notwenige Strategie ist nun, die Position zu halten:*

„Die Auseinandersetzungen mit den normativen Implikationen feministischer Kritik, in der häufig Erfahrungen bestimmter Gruppen von Frauen (weiße, heterosexuelle Frauen der Mittelschicht) verallgemeinert worden waren, hat in der internationalen feministischen Diskussion eine Dynamik von Reflexivität in Gang gesetzt, die in anderen Bereichen der Geistes- und Sozialwissenschaften ihresgleichen sucht: Wer beansprucht von wo aus, auf dem Hintergrund welcher Erfahrungen für wen zu sprechen? Auf welche Weise tangiert die soziale Situierung die Wahrnehmung der Welt? Was ist verallgemeinerbar und aus welchen Gründen? (...) Der extreme Spagat zwischen normativ-politischer Kritik und selbstkritischer Reflexivität, den feministische Theorie derzeit vollzieht, kommt einer Zerreißprobe gleich. Positiv gewendet begründet er jedoch die Chance auf Zukunft, wenn es gelingt, den wissenschaftlich-kulturellen und sozialen Wert dieser einmaligen Konstellation aufeinander bezogener Arbeit an Differenz und Ungleichheit lebendig zu halten.“ (Knapp/Wetterer 2001: S. 11)

Wie waren die Stimmung und die Einschätzung der allgemeinen Lage um 2000 bei den Kolleginnen?

„Wir sind an der Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung um ihrer Zukunft willen interessiert.“ (Bührmann et.al. 2000: S. 10)

Bei den vier Bänden aus dem Jahr 2000, mit deren Einleitungen ich arbeite, ist die Stimmung (noch) nicht so kritisch und betroffen wie bei Knapp/Wetterer 2001. Gleichwohl geht es Cottmann et.al. 2000, Bührmann et.al. 2000 und dem Projekt Feministische Theorien im Nordverbund 2000 – wenn auch mit unterschiedlichen Motiven – gemeinsam darum, mit ihrem Rückblick auf die Geschichte der Entwicklung der Frauenforschung zur Geschlechterforschung und der feministischen Theorie und ihrer Subjektkritik auch die Zukunft feministischer Wissenschaft vorzubereiten. Die Einschätzung aller Herausgeberinnen, so verschieden ihre theoretischen Positionen sein mögen, so sehr sie auch unterschiedlichen Frauenforschungsgenerationen angehören, so anders ihre thematischen Schwerpunkte jeweils angelegt sind, ihre Einschätzung ist einhellig, dass die Zukunft der (Frauen- und) Geschlechterforschung gehört und die („frühe“, Bührmann et.al. 2000: S. 9) Frauenforschung ihre Vergangenheit ist. Anders gesagt: Frauenforschung wird zur Geschlechterforschung. (vgl. Bührmann et.al. 2000: S. 10)

„Die Frauenforschung kann in Deutschland auf eine mehr als 20jährige Geschichte zurückblicken. (...) Sie hat eigene Denktraditionen ausgebildet und ist bereits mit ihrer Wirkungsgeschichte konfrontiert. Dies führt zunehmend auch zu einer Auseinandersetzung mit den eigenen Positionen und einer kritischen Selbstthematisierung als Disziplin Geschlechterforschung, in der Frauen- und Lesbenforschung sowie Männerforschung ihren differenziellen Ort haben.“ (Bührmann et.al. 2000: S. 9)

*Als Disziplin Geschlechterforschung* – Im Übergang von der Frauenforschung zur Geschlechterforschung haben wir es um 2000 mit der „neueren Frauen- und Geschlechterforschung“ (Bührmann et.al. 2000: S. 10) zu tun, die „das Geschlechterverhältnis sowie die Geschlechterbeziehungen im Kontext der gesellschaftlich-historischen Rahmenbedingungen zum Gegenstand ihrer Untersuchung macht“ (Bührmann et.al. 2000: S. 10). Sie versteht sich „also gerade nicht als Bindestrich-Soziologie, die blinde Flecken der Forschung über Frauen ausfüllt“ (Bührmann et.al. 2000: S. 10). Die Definition der Geschlechterforschung kann als eine um den Fokus Geschlechterverhältnis/se und ein männliches Erkenntnissubjekt erweiterte Definition der Frauenforschung aufgefasst werden. Ansonsten unterscheidet sich die Geschlechterforschung, die die Frauenforschung um 2000 ja genau genommen erst noch wird oder dabei ist zu werden, weder in der Orientierung auf die Gründungsgeschichte, die Frauenbewegung und ihre zentralen Debatten über Arbeit, Sozialisation und Sexualität noch im Hinblick auf die Identitätskrise im Feminismus oder den „Perspektivwechsel hin zu Fragen, wie

Frauen (und Männer) ‚gemacht werden‘ (*doing gender*)“ (Bührmann et.al. 2000: S. 11, Hervorhebung i.O., RN), von der Frauenforschung. Daneben rückten Fragen nach „Differenzen zwischen Frauen und Männern und damit auch Problematisierungen einer polaren Geschlechterkonstruktion ins Blickfeld“ (Bührmann et.al. 2000: S. 12). Das alte Bild der Vielfalt und Vielstimmigkeit des feministischen Diskurses ist prägend. „Es geht hier also nicht so sehr um den Stand der Forschung als um die Darstellung kontroverser Entwicklungen.“ (Bührmann et.al. 2000: S. 12) Bleibt der Anspruch, *Disziplin* werden zu wollen. Aber was das heißen soll, steht unbeantwortet im Raum. Soll die Geschlechterforschung eine eigenständige sozialwissenschaftliche Disziplin neben Soziologie und Politikwissenschaft werden – hier ist sie am meisten vertreten, hier hatte sie ihren „Ausgangspunkt“ (Bührmann et.al. 2000: S. 11)?

„*Das undisziplinierte Geschlecht*“, so überschreiben Cottmann et.al. 2000 ihren „Einblick und Ausblick“ auf die Frauen- und Geschlechterforschung. Das „undisziplinierte Geschlecht“ steht in gewisser Weise für eine Weiterentwicklung der Strukturkategorie Geschlecht, die die biologische und soziale Vielfalt von Geschlechtlichkeiten vereinfacht habe. Die Strukturkategorie Geschlecht habe die Geschlechter einer strengen Regel der Zweigeschlechtlichkeit unterworfen und somit dazu beigetragen, die Geschlechter zu disziplinieren. Im Anschluss an die Dekonstruktion soll das „undisziplinierte Geschlecht“ eines sein, dass „nicht dem Entweder-Oder folgt, sondern verschiedenste Möglichkeiten eingehen kann, sowohl im biologischen und körperlichen als auch im sozialen und psychischen Sinne“ (Cottmann et.al. 2000: S. 7). Mit dem „undisziplinierten Geschlecht“ ist außerdem die Kritik an dem „asymmetrischen Geschlechterverhältnis“ und den „fachspezifische(n) Geschlechterperspektiven“ (Cottmann et.al. 2000: S. 8) gemeint. Aus dieser Erfahrung und Kritik ergibt sich folgendes grundlegendes Programm der Frauen- und Geschlechterforschung:

„Auf nahezu allen wissenschaftlichen Gebieten ab hat inzwischen die feministische Frauen- und Geschlechterforschung Fuß gefasst und strebt an, das ‚undisziplinierte Geschlecht‘ als Subjekt und Objekt von Wissenschaft sichtbar zu machen, in den einzelnen Disziplinen wissenschaftlich adäquat zu verorten und Erkenntnisbeschränkungen durch eine undisziplinierte Interdisziplinarität aufzuheben.“ (Cottmann et.al. 2000: S. 8)

Wieder frage ich mich, was den Unterschied zwischen Frauenforschung und Frauen- und Geschlechterforschung ausmacht. Man sieht hier, den Unterschied macht die Geschlechterdifferenz als fundierende Differenz des Diskurses. Die Frauenforschung, die im Spiralgang die Geschlechterdifferenz als Fundament aufgegeben hatte, wird sie doch nicht los. Im Rückblick wie im Ausblick wird sie ihr zugeschrieben, während die Vervielfältigung der Geschlechter und die Kritik der Zweigeschlechtlichkeit für die Frauen- und Geschlechterforschung rekla-

miert werden. Sie wird also gleichzeitig abgestoßen wie vereinnahmt, denn es ist die Merkwürdigkeit zu beobachten, dass die „Tradition der Frauen- und Geschlechterforschung“ (Cottmann et.al. 2000: S: 8) die Geschichte der Frauenforschung trotz ihrer Abgrenzung für sich beansprucht. Sie könnte ja ihre eigene Geschichte dort ansetzen, wo die Frauenbewegung aufhört. Wäre das die Dekonstruktion? Die Transformation der Frauenforschung zur Geschlechterforschung über die zwischenzeitliche Inkarnation als Frauen- und Geschlechterforschung ist eigenartig, wenn man einfach mal die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich vollzieht, nicht hinnimmt. Was sagt ihre Umbenennung über sie und das Geschehen in ihr und in ihrem Kontext aus? Ein Gedankenspiel: Die Soziologie hatte bekanntermaßen im Werturteilsstreit oder später im Positivismusstreit heftigste Kontroversen auszufeuchten und versammelt unter ihrem Dach die widersprüchlichsten Positionen, aber deswegen ordnen sich doch alle der Soziologie zu und nennt sich die Soziologie nicht auf einmal Kritische- und Tatsachensoziologie oder so ähnlich. Bei der Frauenforschung ist es so, dass sie nur die sein kann, die sie einmal gewesen ist, sie kann sich nicht verändern, ohne ihren Namen zu erweitern oder zu wechseln. Ist das unerheblich oder welche theoriepolitische Bedeutung hat es?

Die Frauenforschung jedenfalls hat ihr Wissensgebiet seit ihrem Bestehen permanent erweitert, aber genau das kann sie nicht dauerhaft für sich beanspruchen. Welche Mächte sind da am Werk, ist das eine Enteignung? Was ist das für ein Selbstverhältnis des Diskurses zu sich? Wer hat die Definitionsmacht zu bestimmen, was Frauenforschung ausmacht oder nicht? Oder ist die Dekonstruktion eine Revolte in der Revolte, und das führt zu Abspaltungen und grundlegenden Verwerfungen und Unvereinbarkeiten, die das Gemeinsame nicht verschieben, sondern sprengen, und es bleibt die Zukunft der Geschlechterperspektive? Dann wäre die Umbenennung ein Zeichen für Generationenwechsel in der Frauenforschung. Oder ist es ein Zeichen dafür, dass auf die Dauer das *Subjekt und Objekt Frau* als Zentrum einer Wissenschaft oder wissenschaftlichen Perspektive keinen Bestand hat, weil es unbedingt die Zweifelt geben muss: Subjekt und Objekt Mann und Frau – der Mensch will Mensch bleiben, und wenn er zwei werden muss? Anders gefragt: Steht Frauenforschung symbolisch durch das Wort „Frau“ in ihrer Definition und aufgrund ihrer politischen Verbundenheit mit der Frauenbewegung zu sehr für ein „die Frau für sich“, und das kann einfach nicht sein, ist untragbar in einer ja nach wie vor androzentrischen und heteronormativen Umgebung?

Im *buisness as usual* kümmern diese Fragen die Herausgeberinnen des Bandes „Geschlecht-Arbeit-Zukunft“, Bd. 12 des Forums Frauenforschung, kaum. (vgl. Lenz et.al. 2000) Auch sie

reden selbstverständlich nicht mehr von Frauenforschung, die sie betreiben, sondern von Frauen- und Geschlechterforschung. Auch sie arbeiten mit dem Begriff des „asymmetrischen Geschlechterverhältnisses“ (Lenz et.al. 2000: S. 10), wobei man eben sehen muss, dass eine „Ungleichmäßigkeit im Geschlechterverhältnis“ eine abgemilderte Form ist gegenüber der Rede von der „Herrschaft im Geschlechterverhältnis“. Was ist der Maßstab, um eine „Ungleichmäßigkeit im Geschlechterverhältnis“ bestimmen zu können? Gleichmäßigkeit im Sinne von Gleichheit oder im Sinne der Gleichwertigkeit des Verschiedenen? Einfache Formeln jedenfalls gibt es nicht mehr; auch diese Herausgeberinnen lehnen eine Entweder-Oder-Logik und binäres Denken im Sinne von z.B. „Verliererinnen und Gewinnerinnen der Globalisierung“ ab.

„Deswegen geht es der Frauen- und Geschlechterforschung darum, eine geschlechterkritische Sicht auf die Globalisierungsdynamik zu entwickeln, in der die Gewinnerinnen und Verliererinnen differenzierter herauskristallisiert werden. Nur so können Gestaltungs- und Handlungsspielräume besser genutzt werden.“ (Lenz et.al. 2000: S. 10)

Entsprechend der begrifflichen Relationen der geschlechtskritischen feministischen Politikwissenschaft werden zivilgesellschaftliche Räume ausgelotet, Handlungsmöglichkeiten gesucht, Differenzen zwischen Frauen wahrgenommen und wird mit der Krise auch immer die Chance gesehen. (vgl. Lenz u.a. 2000: S. 11) Dieser Ansatz will kein defizitärer Ansatz sein und grenzt sich von der Unterdrückungs- und Opferperspektive („Verliererinnen“) ab.

„Doch sind die Perspektiven der Zukunft des Geschlechterverhältnisses in der Arbeit nicht deterministisch aus den bisherigen Strukturen und Verläufen abzuleiten, sondern es gilt, den Horizont der unterschiedlichen Optionen zu untersuchen und Analysen für die Zukunft zu erarbeiten.“ (Lenz u.a. 2000: S. 2000)

Wenn überhaupt Einmischung, dann will dieser Ansatz der Frauen- und Geschlechterforschung intervenieren, im Sinne von Vermitteln und Unterstützen, mit der zentralen Frage, „welche Zukunftshorizonte sich andeuten“ (Lenz et. al. 2000: S. 7).

Zusammenfassend kann man sagen: die organisierende Frage der drei letztgenannten Bände ist die Frage nach der gesellschaftlichen Zukunft und nach der Zukunftsfähigkeit von Politiken, Theorien und Wissenschaften, und dies ist eben nicht zuletzt die tagespolitische Frage der gesellschaftlichen Transformationsprozesse um die Jahrtausendwende. Ganz abgesehen von den Transformationsprozessen hatte die Jahrtausendwende für sich genommen einen hohen symbolischen Wert von Zukunft und war emotional sehr besetzt.

„Zukunft“ ist neben allem anderen die nächste Generation. Ein Generationenprojekt der feministischen Theorie ist das von einer Gruppe von Studentinnen und wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen des Zentrums für feministische Studien (ZFS) der Universität Bremen - „insbesondere Nachwuchswissenschaftlerinnen“ (Barz et.al. 2000: S. 13) - herausgegebene Buch: „SUBjektVISIONEN – VERSIONEN feministischer Erkenntnistheorien“. (vgl. Projekt Feministische Theorie im Nordverbund (Hg.) (2000)) Das ZFS versteht sich als ein transdisziplinärer Arbeitszusammenhang. Aus den Fachwissenschaften heraus werden die Grenzen des Denkens und Handelns, die diese Fachwissenschaften konstituieren, in Frage gestellt und überschritten. (vgl. Schade/Schwede 2000: S: 7) Wenn ich die Idee der Transdisziplinarität richtig verstehe, ist die feministische Theoretikerin nicht nur Grenzgängerin und Wandlerin zwischen den Disziplinen wie in der Interdisziplinarität, sondern sie soll dabei sozusagen die Grenzen der Fachwissenschaften transformieren. Transdisziplinarität jedenfalls hat immer auch ein Element der Interdisziplinarität. Sigrid Schade und Hannelore Schwedes sprechen in ihrem Vorwort zu den „SUBjektVISIONEN-VERSIONEN“ von der „Forderung nach inter- oder transdisziplinärer Forschung“ (Schade/Schwedes 2000: S . 7), und so dargestellt kann man davon ausgehen, dass die Perspektiven der Inter- und Transdisziplinarität ineinander übergehen und sich im Wesentlichen in der Art der Infragestellung der Grenzen der Fachwissenschaften, ihrer Fundierung und Möglichkeiten, unterscheiden mögen.

Auch wenn das Buch ein Generationenprojekt ist, ist es kein Buch des Generationenkonflikts, der Unterschied zwischen den Generationen der feministischen Wissenschaftlerinnen an der Universität wird zugelassen und verarbeitet.

„Die Arbeitsweise des Projekts versteht sich als Form der Selbst-Autorisierung – sich im Konzert der Sprechenden eine Stimme zu verleihen und anderen ein Forum zu bieten, um den Diskurs über Subjektkonzeptionen fortzuspinnen.“ (Barz et.al. 2000: S. 14)

Die Frage nach der „*Subjektwerdung mit Geschlechtwerdung*“ (Schade/Schwedes 2000: S. 9, Hervorhebung RN) stellt sich allen Beteiligten mit gleicher Dringlichkeit. Es ist die zentrale Frage feministischer Erkenntnistheorie, und sie wird auch auf die Weise der feministischen Erkenntnistheorie hergestellt: als eine zugleich erkenntnistheoretische und politische Frage nach dem „Subjekt Frau/en“ oder „Subjekt mit Geschlecht“. Die Sprecherinnen des ZFS Bremen fassen dies so zusammen:

„In der theoretischen Auseinandersetzung um die Konstitution des Subjekts wird dieses zugleich als Erkenntnis-subjekt sowie als Erkenntnisobjekt gesehen. Diese Aufspaltung spiegelt die doppelte Positionierung des Subjekts: als historisch gewordenes und situiertes agiert es – z.B. im Feld der Wissenschaften – aktiv im Kontext von Rahmenbedingungen, um diese zu verändern und damit die Subjektwerden selbst zu verschieben. Wie ist

Selbstreflexion zu denken, wenn das Selbst selbst zunächst als Reflexion gedacht werden muss: ein Dilemma, in dem eine – wenn auch zu einfache Vorstellung der Determiniertheit des Subjekts mit der Vorstellung des (feministisch) subversiv handelnden Subjekts im Widerstreit zu liegen scheint.“ (Schade/Schwedes 2000: S. 9)

Die Projektgruppe verfolgt in ihrer ersten Winterakademie und dem anschließenden Buch eben diese Frage nach dem Verständnis von Reflexivität in der feministischen Theorie. Wenn es kein vorgängiges Subjekt der Erkenntnis gibt, wer reflektiert sich denn dann? Was soll das sein: eine Reflexion des Reflektierten? Wird das dann nicht ein Spiegelkabinett? Aber selbst da steht ja jemand vor dem Spiegel? Mit welchem Jemand hat die feministische Theorie zu tun? Mit welchem Kontext, welcher Erfahrung, welcher Situation? Worauf soll sie sich beziehen, wovon grenzt sie sich ab, und wie entkommt sie den Irrtümern, die sie konstituieren, woher kann sie überhaupt um sie wissen? Ab wann wird Reflexion zur Selbstbespiegelung, ab wann die Kritik eine verbrämte Form der Selbstbestätigung? Der feministische Entwurf, wie er in dem o. g. Zitat sich andeutet, läuft auf ein Verständnis von Reflexion hinaus, die sich als eine Spiegelung des Prozesses der Subjektwerdung konkretisiert. Die Zuwendung des Denkens zu sich, die Reflexion philosophiegeschichtlich gesehen ist, wird dem feministischen Diskurs zu einer Art (historischer) *Selbstanalyse des Denkens*, seiner (Möglichkeits-)Bedingungen, seiner Interessen/Verstrickungen/Gebundenheiten, auch seiner Hoffnungen und Visionen. Verunsicherung wird zum Ausgangspunkt oder eben einfach diese Merkwürdigkeit: „wenn das Selbst selbst zunächst als Reflexion gedacht werden muss“ (s. o.).

Die Projektgruppe beginnt ihre Einleitung mit der Darstellung der Butler-Kontroverse in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und deutschsprachigen feministischen Theorie und schließt daraus auf den aktuellen Stand einer „Lagerbildung in emanzipatorisch-ideologiekritische und poststrukturalistische Versionen“ (Barz et.al. 2000: S. 11) mit ihren jeweiligen Entwürfen eines situierten (ideologiekritisch) und eines konstituierten (poststrukturalistisch) Subjekts. Die sich daraus ergebende zentrale Frage für feministische Theoriebildung sei die nach der Handlungsfähigkeit des Subjekts:

„Eine der drängendsten Streitfragen ist also die nach der Handlungsfähigkeit der Subjekte und ihrer konstitutiven Voraussetzungen – eine grundsätzliche und eine politische Frage. Diese beiden unterschiedlichen Subjektauffassungen haben die feministische Theoriediskussion der letzten Jahre weitgehend bestimmt.“ (Barz et.al. 2000: S. 12)

Und:

„Muss politisches Handeln tatsächlich ein autonomes Subjekt voraussetzen? In wessen Interesse liegt eine solche Behauptung? Geht es nicht vielmehr darum, die Bedingungen für Handlungsfähigkeit vor dem Hintergrund der Herstellungspraxen des Subjekts herauszuarbeiten?“ (Barz et.al. 2000: S. 12)

Um einen kurzen Rückblick auf die bisherigen Ergebnisse meiner historischen Analyse insbesondere der feministischen Theorie als kritischer Theorie einzuschieben: Ideologiekritik hat sich mit dem Abschied der Großtheorien verändert, auch die der feministischen Theorie. Hauptangriffspunkt der marxistischen Theorie ist ihre binäre Logik (falsches Bewusstsein); die feministische Theoriebildung distanziert sich klar davon. Ideologiekritik hat einen materialistischen Erfahrungsbegriff, sie thematisiert ein Unterworfensein unter die Zwangsverhältnisse der Gesellschaft, aber in der Neufassung der feministischen „Subjekte möglicher Kritik“ (Knapp) werden der Begriff der Unterdrückung sowie die Täter-Opfer-Konstellation nicht mehr aufgegriffen. Die (Einsichten in die) Verhältnisse sind allgemein schwieriger geworden und komplizierter, und die feministische Ideologiekritik ist demgegenüber nicht mehr das, was sie einmal gewesen ist. Die ideologiekritische Subjektauffassung der feministischen Theorie ist in Arbeit; der Einfluss der Postmoderne, wie bei Knapp 1998 nachgelesen werden kann, groß, die Butlersche Kritik wird aufgenommen. Insofern wird immer wieder genau zu beobachten sein, möchte ich einwenden, ob die Perspektive der Subjektkonstitution die ideologiekritische Situierung des Subjekts beeinflusst oder nicht. Ich möchte die Unterschiedlichkeit von Kritischer Theorie und Poststrukturalismus insbesondere in der Frage des Subjekts nicht leugnen. Ich frage mich nur, ob in der feministischen Theorie möglicherweise ein Prozess stattfindet, der gerade bei der Subjektkonstruktion sehr enge begriffliche Relationen zwischen beiden Theoremen herstellt. Für die Zeit bis 2001 kann ich auf meiner Materialbasis nur festhalten, dass die Unterschiede unleugbar sind, und doch sehe ich Uneindeutigkeiten bei den „Subjekte(n) möglicher Kritik“ (Knapp 1998: S. 9) und ihren „Erfahrungsbedingungen“ (Knapp 1998: S. 9). Das feministische Subjekt der Kritik, das sich aus der Position der Dissidenz heraus entwickelt, traut nicht mehr so einfach seiner „Erfahrung“, es beobachtet die Prozesse der Herstellung von Zweigeschlechtlichkeit und das System der Heteronormativität sehr genau und reflektiert, wie es von ihnen hervorgebracht worden ist; es distanziert sich von jeglicher binären Logik und untersucht kritisch den marxistischen Ökonomiebegriff. Allerdings ist die feministische Theorie als kritische Theorie weniger postmarxistisch als der dekonstruktivistische Feminismus: bei der Frage nach dem Primat der Ökonomie oder dem Primat des Politischen scheint sie eher der Ökonomie zuzuneigen, aber ist hierin durchaus nicht mehr eindeutig (vgl. Knapp 1998; Knapp/Wetterer 2001).<sup>43</sup>

---

<sup>43</sup> vgl. zur politischen Perspektive der Dekonstruktion auch das Buch von Anja Rüdiger 1996. Sie diskutiert einen dekonstruktiven Demokratiebegriff von z.B. Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. Das Besondere bei postmarxistischen „Artikulationen“ von Demokratie ist ihre agonale Konzeption des Politischen und ihre Kritik des marxistischen Ökonomismus.

Zurück zur Projektgruppe der Feministischen Theorien im Nordverbund: sie verbindet die erkenntnistheoretischen Fragen nach dem Subjekt mit der Auseinandersetzung mit der Hochschule, an der traditionellerweise diese Fragen nach dem Erkenntnissubjekt, Subjekten des Wissens und Wissenschaft gestellt werden. Die Universität stehe aktuell (Jahrtausendwende) vor einem Generationenwechsel, und das könnte auch Auswirkungen auf sein Geschlechterverhältnis haben. Dafür sei eine feministische Theoriepolitik der Vernetzung, Unterstützung und Gestaltung notwendig.

„Der anstehende Generationenwechsel an den Hochschulen bietet die Chance, die nach wie vor eklatante Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft, insbesondere auf professoraler Ebene, abzubauen. Um dies zu realisieren, ist der kontinuierliche Ausbau vernetzter Strukturen unerlässlich, in denen neue Unterstützungssysteme und Gestaltungsperspektiven entwickelt werden können.“ (Barz et.al. 13)

Diese eher gleichstellungspolitische und Netzwerk-Perspektive ist eine institutionen- und selbstkritische Positionierung. Selbstreflexion in der Wissenschaft/einer Wissenschaft ist Statusreflexion.

„Eine der Grundannahmen der feministischen Wissenschaft ist es, dass Theorieproduktion immer Teil politischer und sozialer Praktiken ist. Erkenntnisproduktion ist unmittelbar mit den Konstituierungsweisen von Hochschulen verknüpft. Die Normen und Regeln sowie die disziplinäre Verfasstheit der Institution Wissenschaft entscheiden mit darüber, wer im wissenschaftlichen Diskurs zum Sprechen autorisiert wird.“ (Barz et.al. 2000: S. 15/16)

Im Jubiläumsband der Sektion Frauenforschung in der DGS – gefeiert werden im Jahr 2000 drei „aktive() Jahrzehnte“ (Hornung et.al. 2001: S. 10) – kommt die gemeinsame Verbindlichkeit der Frauenforschung wieder – ein letztes Mal? – zum Tragen: die Frauenforschung als feministische Perspektive und Aktivität (vgl. Hornung et.al. 2001: S. 10) und damit Teil der kritischen Frauenöffentlichkeit der Frauenbewegung; die gleichzeitige Thematisierung feministischer Politik („Emanzipationsvision“) und feministischer Erkenntnis („Gesellschaftskritik“) und die Feststellung eines Loyalitätskonflikts der Frauenforschung und feministischen Wissenschaftskritik; Ziel ist der „grundlegende() soziale() Wandel der vorherrschenden, hierarchisch strukturierten Geschlechterordnung“ (Hornung et.al. 2001: S. 10) und die Etablierung der „Geschlechterfrage“ in der Wissenschaft. Im Spektrum der, wie ich es nennen will, kritischen Frauenöffentlichkeit werden genannt: Frauenforschung – Frauenbewegung - Frauenpolitik. (vgl. Hornung et.al. 2001: S. 10ff.) Ein Indiz für die Transformationsprozesse des Diskursverlaufs der feministischen Perspektiven in den Sozialwissenschaften und der feministischen Theorie ist die synonyme Verwendung von „Frauenforschung“ und „Frauen- und Geschlechterforschung“ (vgl. Hornung et.al. 2001: S. 10); dem Jubiläum dürfte geschuldet sein, dass aber hier „Frauenforschung“ im Mittelpunkt und für die Vergangenheit, Ge-

genwart und Zukunft des Diskurses steht. Insofern, könnte man sagen, hat diese Einleitung etwas Anachronistisches an sich. Sie verweigert die Chronologie, die die Frauen- und Geschlechterforschung, die Geschlechterforschung bzw. Geschlechter Studien (vgl. Braun/Stephan (Hg.) (2000)), aber auch die geschlechtskritische feministische Politikwissenschaft seit ca. 1998 zu etablieren suchen oder *über* die diese sich zu etablieren versuchen – diese theoriepolitische Strategie hat ja beide Seiten. Mit der Gegenwartsanalyse wird das „Erinnerungsfeld“ (Foucault 1997a: S. 88) der westdeutschen Neuen Frauenbewegung und ihrer Anfänge der Freiheits- und Wissensrevolte reaktiviert. Diese – ihre politischen Visionen und ihre Wissenschaftskritik - geben den Maßstab der Bewertung der bisherigen Veränderungen vor, die ambivalent, in dem bekannten Interpretationsmuster der Widersprüchlichkeit von „Erfolg“ und „Backlash“, ausfallen. Es sind „(Emanzipations-)Gewinne“ und eine „breite Geschlechtersensibilisierung“ der Gesellschaft (Hornung et.al. 2001: S. 10) zu verzeichnen, so wird festgestellt, „mit der Folge der Normalisierung der Frauenforschung, der Institutionalisierung von Frauenbewegungen und der Umsetzung der Frauenpolitik“ (Hornung et.al. 2001: S: 10). Diese Erfolge sind möglicherweise schon von sich aus ambivalent zu beurteilen – so hat sich auch ein „feministischer mainstream“ (Hornung et.al. 2001: S. 11) herausgebildet -, aber sie sind – backlash und nur eingeschränkte Anerkennung – auch gefährdet, und sie wirken wie vorläufig. Die Skepsis von Knapp/Wetterer 2001 wird offensichtlich geteilt: die Institutionalisierung der Frauenforschung wird „angesichts knapper Mittel schon wieder in Frage gestellt“ (Hornung et.al. 2001: S. 10), die Frauenbewegung konnte eine „grundlegende Veränderung gesellschaftlicher Institutionen nicht“ (Hornung et.al. 2001: S: 10/11) erreichen, und die „Transformation frauenpolitischer Perspektiven und Ziele in die allgemeine politische Agenda ist bislang uneingelöstes Programm (Hornung et.al. 2001: S: 11). Allenfalls zum Teil also sind angesichts dieser Gegenüberstellung von Erwartungen und Erfüllungen „Erfolge“ zu verzeichnen. Der grundlegende Umbruch, die umfassende Transformation sind ausgeblieben, und die Erfolge sogar noch widersprüchlich, als „Vorteil und Nachteil zugleich“, zu bewerten. Am Ende von dreißig Jahren kehren Phänomene des Anfangs wieder, ist die alte Härte gegen die Frauenbewegung auf neue Weise spürbar. So ist die „*Backlash*“-*Situation*:

„Das erleichtert es, Frauenbewegung für irrelevant oder für nicht existent zu erklären, sie auf jeden Fall unsichtbar zu machen.“ (Hornung et.al. 2001: S. 11)

Diese Jubiläums-Frauenforschung ist als Fest der Vergangenheit eben von dieser Vergangenheit geprägt oder lässt sich von ihr prägen. Sie sieht die Gegenwart im Lichte der Vergangenheit und rechnet in gewisser Weise auch ab, sehr vorsichtig, aber immerhin. Sie formiert sich

in einem strengen Sinne und grenzt die (Aussagen-)Gruppe „feministisch ist...“ schärfer ab, „schärfer“ im Sinne von „konfrontativer“. Gleichzeitig sind die Grenzen unschärfer, denn die Definitionen verschwimmen, während das Erinnerungsfeld überschrieben wird mit der Neufokussierung des Diskurses.

Dadurch verändern sich die semantischen Inhalte, gerade auch was die Wortschöpfungen des feministischen Diskurses angeht (vgl. 4.), sind Bedeutungsverschiebungen festzustellen, z.B. in dieser Einleitung bei einem solchen Begriff wie „Geschlechtersensibilisierung“. Der Fokus Geschlechterverhältnis/se ist der Jubiläums-Frauenforschung selbstverständlicher Bezugspunkt/Brennpunkt der feministischen Perspektiven und Aktivitäten, gar nicht mehr das allgemeine politische und erkennende Subjekt Frau/en. Feministische Politik und Kritik sind „geschlechterspezifische Gesellschaftskritik“ (Hornung et.al. 2001: S. 10). Neue „rhetorische Gewohnheiten“ (Foucault 1997a: S: 88)) bringt dieser Fokus hervor, „geschlechterspezifisch“ ersetzt „feministisch“, auch ist beispielsweise eben nicht mehr von der „Kulturrevolution der Frau“ die Rede, sondern von der „breiten Geschlechtersensibilisierung“ der Gesellschaft. Der Begriff der „Geschlechtersensibilisierung“ taucht in den Neunzigerjahren im Kontext der Geschlechtsblindheit der Wissenschaft, der Begrifflichkeiten ihrer Theorien, dem Männerbündischen ihrer Gemeinschaften auf (vgl. 7. Anhang: Neue Worte), aber er ist noch kein Grundbegriff der feministischen Gesellschaftsanalyse. In Beziehung zu dem allgemeinen Ziel von Frauenforschung, Frauenbewegung und Frauenpolitik gesetzt wirkt diese Aussage von der breiten Geschlechtersensibilisierung der Gesellschaft nun wie eine diskursive Kontinuität: als sei das Ziel, die Gesellschaft zu sensibilisieren für die Geschlechter (für was genau: die Geschlechterdifferenz, -hierarchie, -herrschaft?), schon immer das Ziel gewesen oder zumindest kein neues Ziel, das zu begründen wäre.

Im begrifflichen Spiel des Jubiläums bildet sich der Spiralgang oder genauer gesagt die Transformation des Diskurses ab, sie führt zu verwirrenden Kombinationen von alten mit neuen Aussagegruppen und wird inhaltlich überhaupt nicht reflektiert – erfragt sehr wohl (vgl. Hornung et.al. 2001: S: 11/12), aber in der Konsequenz noch nicht reflektiert. Der Diskurs, als Jubelfest, will sich fügen, begrenzen, klassifizieren, er will sich gefunden haben. In dieser klassifikatorischen Strenge geht er seinen Innenraum ab und erfindet das neue Schema „Feminismus contra feministischer Mainstream“. Das ist eine neue Art der Herstellung von Innen und Außen des feministischen Diskurses. Damit entledigt er sich zügig des Problems, sich mit den Herrschaftseffekten der Normalisierung der Frauenforschung, der Etablierung der Frau-

enbewegung und der Institutionalisierung der Frauenpolitik in einer Selbst-Betroffenheit auseinanderzusetzen zu müssen: diese sind ja dann nicht das Problem des (wahren, einen?) „Feminismus“, sondern sie sind das Problem des (uneigentlichen, anderen?) „feministischen mainstreams“.

Neben diesem Schema der Vereinheitlichung des Diskurses waren bisher noch weitere Schemata aufgetaucht, so das Schema „Alt/Neu“ als ein Schema „Mit und ohne Feminismus“, als ein Generationenschema „ältere/jüngere Generation der Frauenforschung“ und als ein verallgemeinertes „Mit und ohne Zukunft“-Schema. Das Schema „Feminismus contra feministischer mainstream“ hängt vermutlich mit einem alten Muster, ja wahrscheinlich sogar mit der Gründungserzählung, zusammen, denn dem feministischen Hauptstrom wird ein Zeitfaktor „inzwischen“ (Hornung et.al. 2001: S. 11) beigelegt, was dem „Feminismus“ gegenüber dem „feministischen mainstream“ ein „früher/vorher“ zuweist. Was überhaupt ist ein „Hauptstrom“? Man kann es als hegemoniale Stimmen des Diskurses sehen und muss es wahrscheinlich auch, aber vielleicht ist es auch einfach das *Ärgernis der Akzeptabilität* des Diskurses, wie ich es nennen möchte, dieses Ärgernis, dass er in dem Moment entgleitet, in dem man ihn durchgesetzt zu bekommen scheint, in dem er einen „Hauptstrom“ gebildet hat und eine Akzeptanz erreicht. Nicht nur bilden sich ja Zentren und Peripherien, neue Kämpfe und Dominanzverhältnisse (Birgit Rommelspacher), heraus, auch verflacht die Spezifität des Diskurses mit zunehmender Akzeptabilität, weil er im allgemeinen Gewebe der Machtverhältnisse der Normierungsgesellschaft (Foucault) ein lediglich beiläufiges Muster wird.

Diese Akzeptabilität des Diskurses verbindet sich zwangsläufig mit der Herausbildung eines „Gebiets der Normativität“ „(nach welchen Kriterien man bestimmte Aussagen als für den Diskurs nicht pertinent (zugehörig, RN) oder als unwesentlich und am Rande liegend oder als unwissenschaftlich ausschließt)“ (Foucault 1997a: S. 90), und dieses bildet dann zwangsläufig ein „Gebiet der Aktualität“ heraus „(das die erlangten Lösungen umfasst, die gegenwärtigen Probleme definiert, den außer Brauch gekommenen Begriffen und Bestätigungen ihren Platz zuweist)“ (Foucault 1997a: S: 90). Das Gebiet der Normativität, wie es die Jubiläums-Frauenforschung entwirft, ist Feminismus. Das Gebiet der Aktualität ist das der Widersprüchlichkeit von Erfolg und Backlash, auch gemessen am Feminismus. Der Gegenstand sind die Geschlechterverhältnis/se. Insgesamt kann man sagen, erscheint in gewisser Weise die Wissensrevolte als Gründungsgeschichte wieder auf der Diskursoberfläche als die Menge der Regeln, die immer noch angewandt werden inmitten der Transformation und Neuschreibung des Dis-

kurses durch den Gegenstand und durch die Verschiebungen im Subjekt-Objekt-Verhältnis. Das Ärgernis der Akzeptabilität des Diskurses bzw. das Ärgernis der Unausweichlichkeit der Normierung des Diskurses, - denn sonst wäre er sozusagen unmöglich, wenn er nicht in irgendeiner Weise akzeptabel wäre und sich akzeptabel machte -, führt zu dem Phänomen der Spaltungen und den Kämpfen um Subjekt und Status, dem „wer spricht?“

„Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie“ lautet der dritte Band der Reihe „Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung“ der Sektion Frauenforschung in der DGS. Herausgegeben und eingeleitet hat ihn Sabine Hark, und ihre Einleitung ist für meine Darstellung der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und feministischen Theorie die letzte in meinem Material. Die Lehrbuch-Reihe der Sektion Frauenforschung in der DGS ist für „Studierende an Universitäten und Fachhochschulen konzipiert“ (Bühmann et.al. 2001: S. 7), und ihnen widmet Sabine Hark auch die Konzeption des Bandes im letzten Satz der Einleitung:

„Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie verfolgt daher eine doppelte Zielsetzung: Die vertiefende Einführung in feministische Theorieentwicklung soll zugleich eine (erste) Einübung in eine kritische wissenschaftliche Praxis der Historisierung von Problemen, Objekten und Denkwerkzeugen (in) der Frauen- und Geschlechterforschung sein.“ (Hark 2001: S. 14, Hervorhebung i.O., RN)

Feministische Theorie wird als „kritische wissenschaftliche Praxis der Historisierung von Problemen, Objekten und Denkwerkzeugen (in) der Frauen- und Geschlechterforschung“ vorgestellt, als *Projekt* (vgl. Hark 2001: S: 12, 13) und als *ein heterogener und vielstimmiger Diskurs* (vgl. Hark 2001: S. 11), der sich unter *einer* Perspektive „Feminismus“ versammelt:

„(...) die ‚innerhalb‘ des Feminismus‘ an diesem geäußerte Kritik z.B. von lesbischen Frauen, von Migrantinnen oder von ostdeutschen Frauen war und ist jedoch immer mit dem Anspruch verbunden, Feminismus *insgesamt* komplexer zu reformulieren, und nicht, sich *per se* in so genannte Bindestrich-Feminismen zu separieren. Feminismus stellt sich in solch einer Perspektive mithin als Feld und Resultat von Kämpfen und Auseinandersetzungen dar, in denen es auch darum geht, wer legitim „im Namen“ von Feminismus sprechen kann.“ (Hark 2001: S. 11, Hervorhebung i.O., RN)

Als Theorieprojekt organisiert sich diese feministische Theorie etwas anders als die feministische Theorie, die eine Position der Dissidenz einnimmt. Sie weist den Status einer Theorie zurück. Da sie sich als Projekt als ein Unternehmen, ein Plan oder ein Vorhaben präsentiert, nimmt sie sich in gewisser Weise innerhalb der universitären Konkurrenz zurück – allerdings nur z.T., denn andere macht- und herrschaftskritische Perspektiven werden von ihr ebenfalls als kritische Theorieprojekte (vgl. Hark 2001: S. 10) klassifiziert. Grundsätzlich beansprucht sie für sich ähnlich wie die kritisch-theoretische feministische Theorie und Feministische Philosophie – einen Platz im Spektrum von „anderen macht- und herrschaftskri-

tischen Erkenntnisperspektiven“ (Hark 2001: S. 10) und sieht hier die Notwendigkeit für ein Bündnis, „um soziale Verhältnisse, Institutionen und Diskurse in all ihrer Widersprüchlichkeit verstehen zu können“ (Hark 2001: S. 11). Diese feministische Theorie als vielstimmiges und heterogenes Theorieprojekt behauptet also auch gar nicht mehr, unabhängig zu einer allgemeinen Erkenntnis gelangen zu können. Sie ist auch nicht mehr so offensiv wie die kritisch-theoretische feministische Theorie von ihrer Position der Dissidenz aus<sup>44</sup>, die den „anderen“ macht- und herrschaftskritischen Erkenntnisperspektiven vor Augen hält, dass sie nicht ohne die feministische Perspektive zu einer umfassenden Gesellschaftsanalyse gelangen könnten. Sabine Harks Vorstellung des feministischen Theorieprojekts ist dagegen zurückhaltender; dieses Theorieprojekt greift nicht an, es beklagt sich nicht, es spricht als Publikum allein die Studierenden, die Frauenbewegung und indirekt noch andere gegenkulturelle Praxen an. Dabei geht es in gewisser Weise mit seinem Profil, kollektive Praxis von Frauen an der Universität und Ort für die Kämpfe der Frauenbewegung zu sein, an die Anfänge der Wissensrevolte zurück: feministische Theorie ist die Vielstimmigkeit von Frauen, die revoltieren, sich widersetzen und die das feministische Denken und Wissen für feministisches Handeln und Politik produzieren. Die Gründungserzählung reaktiviert sich, mit ihr das Subjekt „Frauen“ als erkennendes Subjekt der Erfahrung und Kritik. Zugleich wird die Gründungsgeschichte mit der akademischen Geschichte feministischer Wissenschaft überschrieben:

„Haben Frauen sich nicht nur den Zutritt zu Universität und Wissenschaft erstritten, sondern auch Denken, Erkennen und Wissen neu erfunden? Sicher nicht. Zwar trat die aus der Zweiten Frauenbewegung hervorgegangene feministische Wissenschaft in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts mit dem Anspruch an, die persönliche Erfahrung von Frauen als Ausgangspunkt (...) zu nehmen (...) – und das bedeutete in der Tat nicht nur Kritik an den herrschenden Traditionen der jeweiligen Disziplinen, sondern auch die Generierung eigener Forschungsvorhaben, einer eigenen Empirie und die Suche nach geeigneten wissenschaftlichen Methoden. Allerdings ging feministische Wissenschaft in ihrer Geschichte auch immer wieder wechselnde Bündnisse mit anderen kritischen Theorieprojekten ein (...). Das feministische Theorieprojekt entfaltete sich also eher im kritischen Austausch mit anderen Theorien als im radikalen Neuentwurf gegen anderes Wissen.“ (Hark 2001: S. 10)

Der alte Loyalitätskonflikt, der aus der Gründungsgeschichte heraus entstanden war, ist nirgends abzulesen, es gibt ihn, wie er bislang überliefert worden war, nicht mehr. Feministische Theorie hat wie andere „kritische Theorieprojekte“ „politische Zielsetzungen“ (Hark 2001: S. 12), anders allerdings als in der Wissensrevolte werden diese „politischen Zielsetzungen“ nicht mehr konkretisiert. Wenn sich mit dem Ziel der Kulturrevolution der Frau in der Wissensrevolte noch ein Anspruch auf Aufklärung und Bewusstseinsbildung verband, ist davon

---

<sup>44</sup> Ich hoffe, dass es nicht zu allzu großen Irritationen führt, wenn ich die Theoriebildung im Umfeld der (früheren) Hannoveraner Frauenforschung und ihre Position der Dissidenz nun so bezeichne. Es ist klar, dass ich nicht nur rekonstruiere, sondern konstruiere, nicht nur be-, sondern auch zuschreibe. Gleichwohl komme ich nicht darum herum, die Unterschiede zwischen den theoriepolitischen Strategien zu benennen. Sie *machen* einen Unterschied, und das wird im Folgenden noch deutlich.

nicht mehr die Rede – nur noch implizit, aber nicht als Ziel der feministischen Theoriebildung selbst. Das feministische Theorieprojekt dieserart ist nicht mehr emanzipatorische Theoriebildung; feministische Theoriebildung ist ein „Feld und Resultat von Kämpfen und Auseinandersetzungen um Bedeutungen (...), in denen es auch darum geht, wer legitim ‚im Namen‘ von Feminismus sprechen kann“ (Hark 2001: S. 11). Das feministische Theorieprojekt zieht sich auf sich zurück und zeigt sich darin letztlich hochgradig akademisiert: es ist selbstkritische Reflexion und theoretische Kritik und zwar *Kritik der Frauenbewegung*. Es macht sich zum *Medium* der politischen Konflikte *zwischen* Frauen und *in* der Frauenbewegung sowie zum *Forum* für das Unbehagen in der westlichen Kultur der Industrieländer an Geschlechterordnung und Zwangsheterosexualität. Gleichzeitig ist dieses feministische Theorieprojekt als „(sozialwissenschaftliche) feministische Theorie“ (Hark 2001: S. 13) selbständig geworden. Es hat eigene Perspektiven und Positionen entwickelt, von denen auch welche in ihrem Feld hegemonial geworden sind.

Jede Ausarbeitung feministischer Sozialforschung und feministischer Theorie ist eine Form kritischer Intellektualität – in der Nähe auch zur „nonkonformistischen Intellektualität“ (Demirović) der Frankfurter Schule. Kritische Intellektualität findet sich auch in der feministischen Gegenkultur, die es heute noch gibt. Das o. g. feministische Theorieprojekt ist eine intellektuelle Praxis von Frauen an der Universität – zumindest hatte es der Erzählung nach als intellektuelle Praxis von *Frauen* begonnen -, es hat keinerlei Loyalitätskonflikt gegenüber der Frauenbewegung und braucht nicht mehr zu begründen, dass es einen Freiraum des Denkens und Forschens für sich beansprucht (und sich das Denken also bezahlen lässt). Es spricht aus der Lehre heraus seine Studierenden an, kümmert sich damit um die „Ausbildung“ der jüngeren Generationen und verpflichtet sich zugleich den politischen Erfahrungen der Frauenbewegung. Ihre Vertreterinnen sind Teil wissenschaftlich-technischer Intelligenz, akademisch ausgebildeter gesellschaftlicher Elite. Die Eigenart dieses feministischen Theorieprojekts besteht nun darin, dass sie hochgradig reflektiert die „Fundierungen des Feminismus“ (Hark 2001: S. 12) - Gender und „Frau“ als begründende Kategorien feministischer Theorie - stets problematisiert; dass sie genau beobachtet, welche Zentren, welche Ränder der Diskurs produziert; dass sie Reflexivität und „Herrschaftsabsage“ (Thürmer-Rohr) als zwei zentrale Kriterien feministischen Denkens festsetzt (vgl. Hark 2001: S. 13). All dies reflektiert sie, aber den gesellschaftlichen Status und die Haltung ihrer kritischen weiblichen Intellektualität kann sie nicht thematisieren.

„Feministische Theorie entwickelte sich folglich nicht nur aus einer Reihe von kritischen Analysen gegenüber geschlechtlich organisierten Ungleichheiten und Ausschlüssen, dominanten Diskursen und Repräsentationen, sondern notwendigerweise auch in ständiger selbstkritischer Reflexion des eigenen Standorts und des selbst produzierten Wissens.“ (Hark 2001: S. 11)

Sie ist kritische weibliche Intellektualität, aber sie nennt sich so nicht. Was dem androzentrischen Diskurs seine Geschlechtsblindheit ist, ist der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung und feministischen Theorie die Blindheit gegenüber ihrer Intellektualität. Ihr Abstand zur eigenen diskursiven Praxis fällt damit geringer aus, als sie es von ihrem Anspruch auf „konflikthafte Dialogizität“ (Hark 2001: S. 12) her wollte. Diesen Anspruch formuliert sie so:

„Feministische Theorie als Projekt hat diese Herausforderung, sich in Frage stellen zu lassen, immer wieder angenommen. Die Fähigkeit zur Reflexion und Revision auch grundlegender Annahmen und Perspektiven verdankt sie dabei vor allem den widersprüchlich organisierten gesellschaftlichen Erfahrungen von Frauen und dem – oft konflikthafte – Dialog mit den ‚Anderen‘ des feministischen Diskurses.“ (Hark 2001: S. 12)

### **3.3 Was macht die Geschlechterforschung, machen die Gender Studien?**

Die Einführung in den Studiengang der „Gender Studien“, die 2000 erscheint und von Christina von Braun und Inge Stephan herausgegeben wird (vgl. Braun/Stephan (Hg.) (2000)), ist dem Ansatz der Gender-Studien gemäß „interdisziplinär() bzw. transdisziplinär()“ (Stephan/Braun 2000: S: 15) angelegt. Die Gender-Studien sehen sich in einer Wechselbeziehung zur Frauenforschung und doch unabhängig von ihr. Sie beanspruchen mit der Kategorie Gender eine von dem Begriff Geschlecht zu unterscheidende Kategorie, deren Vorteil darin liege, die *sex-gender-Relation*, die Beziehung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht, zum Ausdruck bringen zu können, während dies dem deutschen „Begriff“ Geschlecht nicht möglich wäre. (vgl. Stephan/Braun 2000: S. 9/10) Die Kategorie Gender und mit ihr die Unterscheidung zwischen sex und Gender wird als „Produkt des Feminismus, der als politische und wissenschaftskritische Bewegung in den USA eine frühere und viel größere Bedeutung für den universitären Diskurs und die Theoriebildung gehabt hat als in Deutschland“ (Stephan/Braun 2000: S. 10), rekonstruiert. „Mit einer Verzögerung von fast zwanzig Jahren“ (Stephan/Braun 2000: S. 10) sei der Begriff auch im deutschsprachigen Raum aufgenommen worden und habe eine weite Verbreitung gefunden.

„Deutlich ist, dass der Begriff gegenüber dem relativ naiven Gebrauch in den 70er und 80er Jahren eine erhebliche semantische Ausweitung und – beeinflusst durch Postmoderne und Dekonstruktion – eine anspruchsvolle theoretische Einbindung erfahren hat.“ (Stephan/Braun 2000: S. 10)

Das begriffliche Feld, zu dem die Gender-Studien eine begriffliche Relation herstellen, ist also das des Feminismus als einer politischen und wissenschaftskritischen Bewegung – von wem? wird nicht weiter betont. Das weibliche Subjekt bleibt hinter der Kategorie Geschlecht verborgen, jedoch nur scheinbar. Denn es ist die „Kategorie“ des Feminismus selbst, die mit „Frauen“ identifiziert wird und von der sich zu ihrem Vorteil die „Gender-Kategorie“ (Stephan/Braun 2000: S. 11) unterscheidet.

„Ein weiterer Vorteil liegt darin, dass die *gender*-Kategorie stärker als die Feminismus-Kategorie, die häufig als Ausschluss- bzw. Ausgrenzungskategorie verstanden worden ist, ein Angebot auch an männliche Wissenschaftler darstellt, sich mit der Konstruiertheit der eigenen und der in Texten vermittelten Geschlechtsidentität auseinanderzusetzen.“ (Stephan/Braun 2000: S. 11, Hervorhebung i.O., RN)

Man könnte meinen, die theoriepolitische Strategie bestünde in einem symbolischen Akt der Umbenennung, aber das wäre zu kurz gegriffen.

„Damit kann die ungute ‚Arbeitsteilung‘ zwischen Frauen, die Frauenforschung bzw. feministische Forschung betreiben, und Männern, die sich der ‚richtigen‘ Wissenschaft widmen, aufgehoben werden, und es kann Schluss gemacht werden mit den unterschweligen Vorbehalten gegenüber Männern, die ‚Frauenforschung‘ und Frauen, die ‚Männerforschung‘ betreiben.“ (Stephan/Braun 2000: S. 11)

Die Gender-Kategorie ist verbunden mit einer ausdrücklichen Einladung und Öffnung des Diskurses auch für Männer und einer wie nach rückwärts gewandten Verbeugung vor der Frauenforschung „oder“ (Stephan/Braun 2000: S. 11) feministischen Wissenschaft. Frau kreuzt sich immer des Weges? Ausdrücklich sind keine Konkurrenzen gewollt, keine Abwehr gemeint, kein Ausschluss bezweckt, alles hat seinen Ort und Sinn. Die Gender-Studien wollen Frauenforschung nicht ersetzen und nicht überflüssig machen, sie wollen die feministische Wissenschaft nicht verdrängen. „Diese können und sollen auch unabhängig davon als Schwerpunkte in der Disziplin weiter bestehen.“ (Stephan/Braun 2000: S. 11)

„Nur indem beides nebeneinander besteht, ist gesichert, dass die grundlegende Recherche und Kritik, die von der Frauenforschung und der Feministischen Literaturwissenschaft in der Vergangenheit geleistet worden sind, auch weiterhin zum Tragen kommen.“ (Stephan/Braun 2000: S. 11)

Das bekannte Zukunftsschema kommt hier zum Einsatz: Frauenforschung=Vergangenheit. So öffnet sich die Zukunft für die Gender-Studien. Dieses Schema verbindet sich mit einer weiteren Spaltung von, wie im drittletzten Zitat zu sehen gewesen war, „naivem Gebrauch“ versus „anspruchsvolle theoretische Einbindung“. Wer die Zukunft und die „anspruchsvolle theoretische Einbindung“ für sich beanspruchen kann, steht vermutlich in dem universitären Kampf um das „Neue“ besser da, oder nicht? Diese theoriepolitischen Wertungen und Zuweisungen

erzeugen offensichtlich (oder sollen erzeugen) einen größeren Handlungs- und Wirkungsspielraum: die Begrenzung auf eine vergeschlechtlichte Subjektivität wird aufgehoben, die schon vielerorts konstatierte Marginalisierung der Frauenstudien<sup>45</sup>, das Verwiesensein der Frauenforschung in ein universitäres Frauenghetto, soll ein Ende haben – jedenfalls für die Gender-Studien. Die (Re)Konstruktion der Gender-Kategorie in den Gender-Studien verbindet sich mit einer „Neuschreibung“ der feministischen Kategorie Geschlecht. Man kann es auch eine kritische Aneignung der feministischen Kategorie Geschlecht nennen.

„Der Vorteil der *gender*-Kategorie liegt im Vergleich zu den von der älteren feministischen Forschung verwendeten Begriffen ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ in ihrem Vermögen, beide Geschlechter einzuschließen, problematische Trennungen aufzuheben und Übergänge fließend zu machen. Im Vergleich zum deutschen Begriff ‚Geschlecht‘ macht sie zudem auch deutlich, dass die Konstruiertheit durch die Bindung an die *sex-gender*-Relation schon enthalten ist und nicht durch zusätzliche Markierungen erst verdeutlicht werden muss.“ (Stephan/Braun 2000: S. 10, Hervorhebung i.O., RN)

In dieser Begründung der „gender-Kategorie“ liegt allerdings auch ein Moment der *Enteignung*. Noch Lindemann/Wobbe 1994 hatten ja die Entwicklung einer solchen Kategorie Geschlecht als Leistung der Frauenforschung und feministischen Theorie beschrieben bzw. beschreiben können. Diesen Gender-Studien zufolge nun kann die „ältere feministische Forschung“ nicht mehr mit einem solchen „theoretisch anspruchsvollen“ Begriff von Geschlecht dienen.

Die Gender-Kategorie der Gender-Studien will also mehr sein als ein bloßer Gegenstandsreich, es ist eine grundlegende Reflexions- und Kritik-Perspektive, mit ihr entfaltet sich das theoretische und theoriepolitische Fundament der Gender-Studien.

„Im übrigen ist es ein Missverständnis, *gender* als eine totalisierende und verdrängende Kategorie zu verstehen. Die *gender*-Kategorie eröffnet vielmehr neue Felder und schafft Möglichkeiten der interdisziplinären und internationalen Zusammenarbeit, in der *gender* mit *race* und *class* und anderen Kategorien ein kritisches Instrumentarium der kulturellen Reflexion und gesellschaftlichen Kritik bildet.“ (Stephan/Braun 2000: S. 11, Hervorhebung i.O., RN)

Im begrifflichen Feld von Gender oder dem ihm noch am nächsten kommenden „Terminus ‚Geschlechterverhältnisse‘“ (Stephan/Braun 2000: S. 9) spielen sich innerfeministische Abgrenzungskämpfe ab. Die Kategorie Geschlecht hatte tatsächlich Anfang der Neunzigerjahre die „Theoriefähigkeit“ (Lindemann/Wobbe 1994) und „Verlagsfähigkeit“ (Kreisky/Sauer 1995) der feministischen Theorie, der feministischen Politikwissenschaft und sozialwissenschaftlichen Frauenforschung bedeutet, mit ihr hatte sich die grundlegende Transformation des feministischen Diskurses vollzogen. Aber sie ist es, die der feministischen Theorie und

---

<sup>45</sup> So hieß die Frauenforschung ja auch bisweilen, vgl. Cornelia Goethe-Zentrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt a.M..

sozialwissenschaftlichen Frauenforschung streitig gemacht wird. Ihre Ausarbeitung scheint über das System der feministischen Wissenschaft hinausgehen zu müssen, scheint zu verlangen, es verlassen zu müssen. In der (Re)Konstruktion ihrer Bedeutung wird der begriffliche Raum der Frauenforschung zu eng, oder er verengt sich in seine Vergangenheit hinein. Wenn feministische Theorie als kritische Theorie und das feministische Theorieprojekt als ein radikal selbstreflexives Projekt der Herrschaftsabsage konstruiert werden, reklamieren sie ja jene Kategorie und jenen Fokus von Geschlecht/er/verhältnis/sen für sich, aber in der Profilierung der Gender-Studien wird sie/er ihnen abgesprochen. Die Aussagenfelder von Frauen- und Geschlechterforschung/feministischer Theorie in den Sozialwissenschaften und von Geschlechter-/Gender-Studien gestalten sich als Rede und Gegenrede. Untereinander. Im Wettkampf universitärer Konkurrenz um das Neue wird dies zum Gegeneinander, aller sonstigen Beteuerungen zum Trotz. „Furcht“ und „Angst“ vermuten die Gender-Studien (Stephan/Braun 2000: S. 11) auf Seiten der Frauenforschung und/„oder“ feministischen Wissenschaft. Eine solche Bewertung von politischen und sachlichen Gegenargumenten drückt eine Haltung der Intimisierung in der feministischen Öffentlichkeit aus. (vgl. Holland-Cunz 1994b) Argumente werden zu Gefühlen verdreht und damit abgewertet. „Furcht“ und „Angst“ gelten als unprofessionell nicht nur im wissenschaftlichen Kontext. Damit verschwindet die Notwendigkeit zu reflektieren, warum es Gender möglicher sein soll, Kollegen anzusprechen als mit einer ausdrücklich feministischen Positionierung. Sind die Gender-Studien die Antwort auf den Anti-Feminismus der Universität? Welche strategische Situation ist hier für wen maßgeblich? Tatsächlich wird eine strategische Situation des Ausschlusses und der Ausgrenzung beschrieben, dann allerdings die Ursache für diese Ausgrenzung der „Kategorie Feminismus“ zugeschrieben. Sie ist es, die als „Ausschluss- und Ausgrenzungskategorie verstanden worden ist“ (s.o.). Hier werden Ursache und Wirkung verdreht. Es wird unklar, ob die „Kategorie Feminismus“ nicht wirklich etwas Ausgrenzendes und Ausschließendes hat. Die ausgrenzenden universitären Strukturen dagegen bleiben unbehelligt. Fazit: nicht die Kategorie Feminismus wird gegen Missverständnisse verteidigt, sondern Gender und es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass Gender keine „totalisierende und verdrängende Kategorie“ (Stephan/Braun 2000: S. 11) sei. Warum Gender möglich ist und Feminismus immer unmöglicher wird, bleibt vollkommen unreflektiert.

Die feministische Theorie als kritische Theorie (Becker-Schmidt/Knapp/Wetterer) und das feministische Theorieprojekt (Hark) hatten klare Forderungen an sich selbst und an andere gerichtet. Die Gender-Studien fordern nicht, sie ermög-

lichen etwas, das ist ihr Selbstverständnis. Das Projekt der Transdisziplinarität wird von ihnen als wesentliches Unterscheidungsmerkmal zur Frauenforschung beansprucht. Gender-Studien wollen die Vernetzung der verschiedenen Disziplinen über die „Gender-Kategorie herstellen, es geht darum, Querverbindungen zwischen und unter den Disziplinen zu begreifen (vgl. Stephan/Braun 2000: S. 11). Grenzen sind die Herausforderung. *Geschlechterforschung zu studieren bedeutet demnach „Grenzen“ zu studieren: Grenzen des Geschlechts, der Disziplinen, der Wissenschaft/en, von Denkmustern, kulturellen Codes, sozialen ‚Realitäten‘ - Grenzen des Wissens, Grenzen/Grenzziehungen der „Politik des Wissens“* (Stephan/Braun 2000: S. 14). Dies tun zu können, wird der Frauenforschung rundweg abgesprochen. Die Frauenforschung hat sich demnach in die Disziplinen eingearbeitet, sie existiert nur durch sie und in ihnen, sie steht nicht für sich selbst, sie ist wichtig und ebenso disziplinär beschränkt und kann sich in ihren disziplinär orientierten Geschlechtertheorien verlieren. Sie ist der Blick von innen, während die Geschlechterforschung der „Blick von Außen“ (Stephan/Braun 2000: S: 15) ist. Die Frauenforschung ist die Voraussetzung für die Geschlechterforschung (vgl. Stephan/Braun 2000: S. 14), die sich zu „einem neuen universitären Studienfach“ (Stephan/Braun 2000: S. 15) ausbilden will.

### 3.4 Perspektiven Feministischer Philosophie 1996-2000

Die 5 Vortexte zur Feministischen Philosophie in meinem Material seit 1996:

<b>1996</b>	Nagl-Docekal 1996
<b>1996</b>	Pauer-Studer 1996
<b>1997</b>	Stoller/Vetter 1997
<b>1998</b>	Schlichter/Hornscheidt/Jähner 1998
<b>2000</b>	Nagl-Docekal 2000

Mit fünf Texten das Feld feministischer Theorie abstecken zu wollen, ist sicherlich unmöglich. Es können allenfalls Tendenzen, Diskussionszusammenhänge, Fixpunkte, Aufspannungen von Netzen sich andeuten - verstreute Positionen im Feld, die nichtsdestotrotz einen Eindruck von der Stimmungslage, den Ausrufen in der Menge, ihren Formationsbewegungen geben können. Die zentrale Autorin in meinem Material ist Herta Nagl-Docekal. Sie hatte 1990/94 als Herausgeberin des Sammelbandes „Feministische Philosophie“ eben ein bestimmtes Aussagenfeld und damit verbunden eine bestimmte lose vernetzte und internationale wissenschaftliche Gemeinschaft von Autorinnen zu profilieren gesucht und dabei den An-

spruch vertreten, dass ihr dieselbe Bedeutung zuerkannt werden müsse wie z.B. der prominenten Kritischen Theorie. Nagl-Docekal behält 2000 diesen Anspruch auch unter „post-feministischen Bedingungen“ (Nagl-Docekal 2000) bei. In der Mitte der Neunzigerjahre gibt sie zusammen mit Herlinde Pauer-Studer den Band „Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität“ (vgl. Nagl-Docekal/Pauer-Studer (Hg.) (1996)) heraus. Herlinde Pauer-Studer hatte 1989 zusammen mit Elisabeth List (vgl. List/Studer (Hg.) (1989)) den für die deutschsprachige feministische Theoriebildung sicherlich bedeutenden Band „Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik“ im Suhrkamp-Verlag veröffentlicht.<sup>46</sup> Dies sind Kontinuitäten der Herausgeberinnenschaften, die einen nachhaltigen Eindruck von dem, was unter feministischer Philosophie verstanden werden kann, hinterlassen. Ich möchte noch kurz einen Blick auf die Seitensprünge (Phänomenologie und Feminismus, Stoller/Vetter 1997) und Einsprüche (Feminismus und Postmoderne, Schlichter/Hornscheidt/Jähnert 1998) werfen, um dann anschließend die Linie der „Feministischen Philosophie“ nachzuzeichnen.

Der *Seitensprung* feministischer Theorie mit der Phänomenologie in dem Buch „Phänomenologie und Geschlechterdifferenz“ (vgl. Stoller/Vetter (Hg.) (1997)) bietet sich hinsichtlich der Thematisierung sexueller Differenz und dem gemeinsamen Interesse an der Kritik der traditionellen Philosophie förmlich an. Beide kennzeichnet eine „Pluralität von Ansätzen“ (Stoller/Vetter 1997: S. 9), beide sehen sich durch die Kritik an der „Problematik einer ungeschichtlichen Erfahrungskonzeption“ (Stoller/Vetter 1997: S. 10) durch den Poststrukturalismus herausgefordert und sehen die Möglichkeit, sich gegenseitig in einem gemeinsamen, interdisziplinären „Bedenken der Geschlechterdifferenz“ zu befruchten. Es ist eine interessante diskursive Liaison, die sich sowohl über den Gegenstand als auch über den Stellenwert des Begriffs der Erfahrung unmittelbar nach dem Spiralgang des Diskurses ergibt, Teil der diskursiven Suchbewegungen, sich neu zu begründen, ist und auch Ausdruck des gewachsenen Interesses des feministischen Diskurses für neue akademische Verbindungen und begriffliche Relationen.

---

<sup>46</sup> Die Publikationssituation der feministischen Wissenschaft war damals trotz steigender Veröffentlichungszahlen schlecht. Es handelte sich wahrlich nicht um eine Flut der Veröffentlichungen. Auf das Buch 1989 von List/Studer (Hg.) mit Übersetzungen von wichtigen US-amerikanischen Autorinnen hatten wir Philosophiestudentinnen und Studentinnen mit einem theoretischen Arbeitsschwerpunkt richtiggehend gewartet. Insofern war es wiederum auch nicht schwer, dann für den feministischen Diskurs zu einer bedeutenden Veröffentlichung zu werden. Trotzdem muss man für den Band von List/Studer (Hg.) 1989 sagen, dass er grundlegende Artikel enthielt von Autorinnen wie Iris Marion Young, Catharine A. MacKinnon, Alison M. Jaggar, Adrienne Rich, Evelyn Fox Keller, Gerda Lerner, Sandra Harding, Seyla Benhabib, Jessica Benjamin. *Apropos* Warten auf Veröffentlichungen und Übersetzungen: viele bedeutende Autorinnen der politischen Theorie aus den 1980er Jahren sind bis heute nicht oder nur mit wenigen Texten/Buchauszügen ins Deutsche übersetzt worden z.B. Carole Pateman und Catharine A. MacKinnon.

Der *Einspruch der feministischen Postmoderne/des postmodernen Feminismus* gilt insbesondere den zwei Rezeptionswellen postmoderner Fragestellungen: Mitte der Achtzigerjahre die Rezeption der Theoretikerinnen der sexuellen Differenz vor allem in der feministischen Literaturwissenschaft, Anfang der Neunzigerjahre die „erbitterte()“ (Schlichter et.al 1998: S. 11) Kontroverse vor allem unter Sozialwissenschaftlerinnen über Judith Butler und ihre „Infragestellung des Körpers als Schlüssel zu einer allgemeinen weiblichen Erfahrung“ (Schlichter et.al. 1998: S. 11). Nachdem sich „die Wogen im Streit um Differenz geglättet“ (Schlichter et.al. 1998: S. 11) haben, soll eine „differenziertere Diskussion über produktive Interdependenzen und signifikante Trennlinien zwischen postmodernen und feministischen Diskursen“ (Schlichter et.al. 1998: S. 11) eröffnet werden. Das Motto könnte lauten: Der Streit kann zwar nicht beigelegt, aber doch geschlichtet werden. Wie kann die „Krise des Feminismus“ (Schlichter et.al. 1998: S. 11) produktiv gewendet werden? Eine, wie schon an der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung abzulesen gewesen war, zentrale theoriepolitische Motivation seit der Mitte der Neunzigerjahre – für wohl alle feministischen Projekte und Perspektiven.

#### *Die Feministische Philosophie:*

Um es in Erinnerung zu rufen: Elisabeth List hatte Ende der Achtzigerjahre Feminismus als Kritik und transformative Politik vorgestellt. Die Wahrnehmungssituation des Diskurses war von der internationalen zeitgenössischen Frauenbewegung geprägt, waren die Theoretikerinnen und Philosophinnen ihrer Professionalität, ihrem Können und ihrem Wissen verpflichtet und aufgefordert, sich der wissenschaftlichen Öffentlichkeit gegenüber nicht nur zu behaupten, sondern sich den allgemeinen Ansprüchen an Wissenschaftlichkeit und Wahrheit auch zu stellen. Sie hatten sicherlich zu berücksichtigen, dass das „theoretische() Unbewusste()“ noch von einer „tief verankerte(n) Verknüpfung von Wissenschaft und Männlichkeit gekennzeichnet ist“ (List 1989: S. 12). Trotzdem entsprach die „kritische Frauenforschung in vielem den geltenden Regeln des theoretischen Diskurses“ (List 1989: S. 11). Sie rang, genauer betrachtet, um das „Ideal reiner Wahrheitssuche“, ebenso wie um eine „demokratische() Gesellschafts- und Wissenschaftspolitik“ (List 1989: S. 12). Sie geriet gewissermaßen in einen Zwiespalt, der sie trotzdem nicht von ihrer Verantwortung und Verpflichtung befreite:

„So gesehen ist feministische Theorie nur auf den ersten Blick eine Theorie wie jede andere, auch wenn sie sich, wie jede Theorie, im vernünftigen Gespräch bewähren muss.“ (List 189: S. 12)

Wenig später hatte sich der Trend zur Akademisierung verstärkt, die Wahrnehmungssituation verändert, die Universität und insbesondere der anglo-amerikanische philosophische Diskurs weiter an Bedeutung gewonnen. Nagl-Docekal grenzt 1990 Feministische Philosophie von philosophischer Frauenforschung ab, öffnet sie in das wissenschaftliche Publikum hinein und trägt zur Veruneindeutigung des Geschlechts des Erkenntnissubjekts bei. Sie bringt damit eine diskursive Entwicklung auf den Punkt, die sich bei Elisabeth List 1989 bereits angedeutet hatte. Aus ihr sprechen auch die Erfahrungen von großen interdisziplinären Tagungen heraus – insbesondere später, in der Mitte der Neunzigerjahre (vgl. Nagl-Docekal 1996: S. 10). Es drücken sich neue Diskursmöglichkeiten aus. Der Versuch einer Theoriegründung scheint auf der Tagesordnung des feministischen Diskurses am Anfang der Neunzigerjahre zu stehen.

Mitte der Neunzigerjahre, nach eben den erwähnten großen interdisziplinären Tagungen, erscheint der bereits erwähnte Band „Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität“. Der Titel ist auffällig: aus ihm geht nicht hervor, welche Art von Diskurs bzw. Argument hier geführt wird. Mit dem Begriff der „Differenz“ könnte es sich um einen postmodernen Sammelband handeln, einen kommunitaristischen oder auch einen feministischen. „Politische Theorie“ – welche? Die Zuordnung wird vermieden, der Band will sich thematisch entschlüsseln lassen. Man kann es als Ausdruck einer Selbstverständlichkeit lesen: Feministische Theorie wird Teil des Korpus politischer Theorie.

Wird sie das?

Zwei große Einleitungssays (vgl. Nagl-Docekal 1996; Pauer-Studer 1996) umfasst die Einführung zum im Band versammelten Spektrum feministischer „Anliegen“ (Nagl-Docekal 1996: S. 13), feministischer Perspektiven (Nagl-Docekal 1996: S. 14), „feministisch motivierte(r) Theorie(n)“ (Nagl-Docekal 1996: S. 15), feministischer Herrschaftskritik (Nagl-Docekal 1996: S. 19), zu der Aufgabe, „mit dekonstruktivistischen Mitteln eine feministische Theorie von Gerechtigkeit zu formulieren“ (Nagl-Docekal 1996: S. 26), zur „feministische(n) Dekonstruktion des Selbst“ (Nagl-Docekal 1996: S. 28), feministischen politischen Theorie (vgl. Nagl-Docekal 1996: S. 35) – so umschreibt es die Autorin Nagl-Docekal. Pauer-Studer stellt „feministische Analyse“ (Pauer-Studer 1996: S. 55) vor, „feministische Sicht“ (Pauer-Studer 1996: S. 59), feministische Theoretikerinnen (Pauer-Studer 1996: S. 60) und feministische Theorie (Pauer-Studer 1996: S. 61). Und sie sammelt die „Geschlechterblindheit“ der liberalen Gerechtigkeitstheorie von John Rawls und der kritischen Gesellschaftstheorie

von Jürgen Habermas (vgl. Pauer-Studer 1996: S. 56) ein, stellt Phänomene in den „Geschlechterkontext“ (Pauer-Studer 1996: S. 68), stellt die „Frage der Geschlechtergleichheit“ (Pauer-Studer 1996: S. 73) und die „Frage der Geschlechtergerechtigkeit“ (Pauer-Studer 1996: S. 71). Die theoriepolitische Strategie der Benennung und Wortschöpfungen, die Mitte der Neunzigerjahre besonders bei der geschlechtskritischen feministischen Politikwissenschaft zu beobachten ist, ist also auch bei Pauer-Studer zu sehen.

Mit all diesen *neuen Worten* wird die Vielfalt des feministischen Wissens über das/die Geschlechterverhältnis/se/s dokumentiert. Feministinnen erfinden eine große Menge an Worten zur Beschreibung der/des Geschlechterverhältnis/ses. Diese Worte beschreiben immer mehr Einzelheiten und benennen immer mehr Zusammenhänge. Solche Zusammenhänge wie „Geschlechtergleichheit“ und „Geschlechtergerechtigkeit“ veralltäglichen sich im gesellschaftlichen Wissen der Neunzigerjahre rasant, was auch dem Gender Mainstreaming geschuldet ist. D.h. das theoriepolitische Ziel, einen größeren Verstehenshorizont über den feministischen Diskurs hinaus aufzuspannen und neue Formen der Verständigung über das/die Geschlechterverhältnis/se herzustellen, könnte in manchen Bereichen bereits als erreicht betrachtet werden. Ob aber so eine Wortschöpfung wie „Geschlechtergerechtigkeit“ und mit ihr der Bedeutungszusammenhang, den sie kennzeichnen soll, schon losgelöst von der diskursiven Praxis des Feminismus im Gedächtnis des philosophischen Diskurses bewahrt wird, ja Teil des Systems seines Funktionierens („Archiv“, vgl. Foucault 1997a: S. 188) geworden ist – wer weiß?

Die theoriepolitischen Strategien, die bei Nagl-Docekal und Pauer-Studer jeweils sichtbar werden, unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich der Praxis der Benennung. Bei Herta Nagl-Docekal schreibt über das Problem der (weiblichen) Staatsbürgerschaft die Frauenbewegung mit, ja, sie schreibt – wie auch immer zwiespältig - sogar vor (vgl. Nagl-Docekal 1996: S. 9). Verbindlichkeit und Zugehörigkeit werden über die Frauenbewegung hergestellt. Herlinde Pauer-Studer dagegen bezieht sich auf die „Dichte, Leistungsfähigkeit und den Ergebnissen feministisch orientierter Forschungen der beiden letzten Jahrzehnte“ (Pauer-Studer 1996: S. 54); ihre Wahrnehmungssituation und das Gebiet der Aktualität sind wesentlich stärker akademisch und von philosophischen Diskursen geprägt.

Die beiden Strategien setzen unterschiedliche Begriffe voraus: bei Nagl-Docekal ist es der Begriff der „Geschlechterhierarchie“ (Nagl-Docekal 1996: S. 11), bei Pauer-Studer der Be-

griff der „Geschlechterdifferenz“. Der Begriff der „Geschlechterhierarchie“ steht im Kontext der „Analyse von Herrschaft seit den Anfängen der der neuen Frauenbewegung im Kontext der Studentenbewegung der ausgehenden sechziger Jahre“ (Nagl-Docekal 1996: S. 11, Gründungserzählung). Der Begriff der „Geschlechterdifferenz“ soll, in einem ausdrücklich nicht-essentialistischem Sinne, auf die „mit dem Faktor ‚Geschlecht‘ verbundenen tiefgreifenden Asymmetrien im Status von Männern und Frauen (verweisen) und markiert auf philosophischer Ebene den Versuch, den Geschlechterkontext von Theorie präsent zu machen“ (Pauer-Studer 1996, S. 86, Fußnote 2).

Mit diesen beiden Begriffen werden zwei jeweils verschiedene feministische Begriffsgeschichten zum Begriff der Gerechtigkeit rekonstruiert (die sich dann auch im Sammelband dokumentieren werden). Die *feministische Analyse von Herrschaft*, um mit der ersten theoriepolitischen Strategie zu beginnen, d.h. derjenigen, die sich bei Nag-Docekal entfaltet, wollte zunächst auf der Grundlage des Begriffes der Geschlechterhierarchie den „Begriff ‚Patriarchat‘ so reformulieren, dass er sich ausschließlich auf Geschlechterhierarchie bezieht“ (Nagl-Docekal 1996: S. 11). Dieser feministischen Patriarchatskritik entgegen innerfeministische Kritiken. Diese feministischen Kritiken der feministischen Patriarchatskritik greifen den Begriff der Geschlechterhierarchie zwar auf, differenzieren ihn dann aber aus und verstehen sich anschließend z.T. als Gegenentwürfe zur Patriarchatskritik. Im Zentrum der feministischen Debatten über Differenzen und Geschlechterhierarchie steht das Programm einer „Politik der Differenz“. Es ist umstritten, welchen Differenzen welche politische Bedeutung beigemessen werden soll, wie Frauenbewegung sich kulturell und politisch entwerfen soll. Die Debatten der Frauenbewegung über Unterschiede zwischen Frauen, die ja auch den Diskursverlauf der Frauenforschung nachhaltig geprägt haben, werden in der feministischen politischen Theorie verarbeitet. „Es stellt sich nun im speziellen die Frage, ob bzw. wie weit das Programm einer ‚Politik der Differenz‘ dem feministischen Anliegen entgegenkommt.“ (Nagl-Docekal 1996: S. 13) Mit Iris Marion Youngs „Fünf Formen der Unterdrückung“ und in der Antwort auf sie Nancy Fraser wird zwischen Arbeitsteilung (Ausbeutung, Marginalisierung, Machtlosigkeit) und kultureller Unterdrückung (Kulturimperialismus, Gewalt) unterschieden. Eine „Politik der Differenz“, die sich allein auf z.B. die „Bewahrung ethnischer Identität“ bezöge, sei für Frauen kontraproduktiv, da sie auf Grund der Geschlechterhierarchie unterdrückt blieben (vgl. Nagl-Docekal 1996: S. 15). Catherine MacKinnon ergänzt diese Perspektive mit der Kritik, dass vor aller Differenz die Ungleichheit käme, und Carole Pateman fügt hinzu, dass der Status der Ehefrau nach wie vor von Unterordnung gekennzeichnet sei. (vgl. Nagl-Docekal 1996:

S. 16f.) Die feministischen Auseinandersetzungen, so rekonstruiert sich diese Linie, kommen an den Punkt, Gerechtigkeit „von Grund auf neu zu definieren“ (Nagl-Docekal 1996: S. 25) und sich dafür auch für die Dekonstruktion und einem reformulierten Begriff der Differenz zu öffnen (z.B. Jane Flax). Dies mündet in einen Diskurs über die Neudefinition von Autonomie und des Begriffs der sozialen Rechte, die ein feministisches Konzept von Staatsbürgerschaft begründen könnten.

„Feministische politische Theorie untersucht nicht nur, wie der Staat Frauen behandelt oder behandeln soll; ihr eigentliches Zentrum liegt vielmehr in der Frage nach den Bedingungen von Autonomie. Dass der Begriff des Staatsbürgers in der Rechtsphilosophie der Aufklärung auf Männer zugeschnitten ist, hatte institutionelle Konsequenzen, die bis in die Gegenwart reichen. Diese Hypothek belastet selbst noch Theorieansätze, die den Frauen umfassende Partizipation zusichern wollen. Das hat den folgenden Grund: Der traditionelle Begriff des Staatsbürgers ist so konzipiert, dass er nicht einfach erweitert werden kann, um auch Frauen einzuschließen.“ (Nagl-Docekal 1996: S. 35)

Über den Begriff der Geschlechterdifferenz spannt sich der Bogen anders auf und zwar als *Kritik der Geschlechterordnung und des Geschlechertextes der „gesamte(n) politischen Philosophie der Neuzeit“*.

„Die gesamte politische Philosophie der Neuzeit durchzieht eine scharfe Trennung der Sphären des Öffentlichen und des Privaten, von Politik, Recht und Wirtschaft einerseits und Familie andererseits. Dieser Separierung liegt die Annahme zugrunde, dass die beiden Bereiche nach unterschiedlichen Prinzipien des Zusammenlebens funktionieren: Während für den öffentlichen Bereich Interaktionen ‚rechtsförmiger‘ Art typisch seien, beruhen die Beziehungen im Privaten auf Verständnis, Zuneigung und Liebe. Parallel dazu entsteht eine moralische Zweiteilung: Rechte, Gerechtigkeit und Reziprozität konstituieren die moralischen Kategorien des öffentlichen Raums, während die Familie losgelöst von diesen Standards zum Ort der Tugenden, von Empathie, Großzügigkeit und Nachsicht wird. Das Idealbild der Familie liegt jenseits der Gerechtigkeit (...).“ (Pauer-Studer 1996: S. 55)

Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen der liberale Gerechtigkeitstheoretiker John Rawls und der kritische Gesellschaftstheoretiker Jürgen Habermas, die in den Neunzigerjahren nicht nur in der feministischen Theorie und politischen Philosophie intensiv diskutiert werden. Bei Pauer-Studer werden sie „aus der Perspektive der Geschlechterdifferenz“ (Pauer-Studer 1996: S.56) einer grundlegenden Analyse ihrer konzeptionellen Dualitäten unterzogen: sei es Privatheit/Öffentlichkeit, Staat/Familie, System/Lebenswelt – es „spiegeln sich nach Fraser eindeutig die Spuren traditionell konzipierter Geschlechtsidentitäten“ (Pauer-Studer 1996: S. 58)

„Wie die Beispiele von Rawls und Habermas zeigen, bildet aus feministischer Sicht die Definition der Familie und des Reproduktionsbereichs einen Angelpunkt politischer Philosophie.“ (Pauer-Studer 1996: S. 59)

Im Anschluss an die Kritik der Geschlechterblindheit der Gerechtigkeitstheorien reformuliert die feministische politische Theorie die Begriffe von Öffentlichkeit und Privatheit mit dem Ziel der Neuinterpretation und nicht der Auflösung beider Kategorien. Sicher sei, dass die

Grenzen zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen umstritten bleiben werden, trotzdem sei es notwendig, sie von den geschlechtsspezifischen Konnotationen zu befreien. Notwendig sei, genauer gesagt,

(...) das Überdenken des ‚Öffentlichen‘, um den Anspruch von Frauen auf Teilnahme am Meinungsprozess und an der Gestaltung des politischen Lebens einzufordern, und die Reformulierung des Begriffs des ‚Privaten‘, um den auch für Frauen unabdingbaren Raum subjektiver Entscheidungsfreiheit zu definieren“ (Pauer-Studer 1996: S. 61/62)

Neben diesem öffentlichkeitstheoretischen Schwerpunkt wird die „Debatte um Gleichheit und Differenz“ (Pauer-Studer 1996: S. 64) geführt und nach einem Gerechtigkeitskonzept jenseits von Gleichheit und Differenz gesucht. Der Begriff der Geschlechtergerechtigkeit böte einen „Ausweg aus diesem unergiebigem und für die Interessen von Frauen destruktiven Manövriert zwischen Gleichsein und Anderssein“ (Pauer-Studer 1996: S. 66).

„Es geht primär nicht darum, ob Frauen und Männer gleich oder different sind und generell gleich oder different behandelt werden sollen, sondern darum, Frauen *als Gleiche* gerecht zu behandeln, also ihre Ansprüche in gleicher Weise zu berücksichtigen wie jene der Männer, und das verlangt sehr oft, Differenzen und Andersheiten in der Lage von Frauen zu berücksichtigen.“ (Pauer-Studer 1996: S. 66)

Über die Diskussion der drei Sozialphilosophinnen Nancy Fraser, Onora O’Neill und Martha Nussbaum werden Zugänge zu einer Transzendierung des Dualismus von Gleichheit und Gerechtigkeit abgewogen – immer im Hinblick auf die Frage nach der Herstellung von Gleichheit zwischen den Geschlechtern. (vgl. Pauer-Studer 1996: S. 67) Zu berücksichtigen sind die „Bedingungen von Gleichheit“ (Fraser), die Frage der internationalen Verteilungsgerechtigkeit (Onora O’Neill) sowie, aus einer Kritik des Universalismus heraus, die „inhaltliche Ausformulierung von Grundsätzen der Verteilung“ (Nussbaum, nach Pauer-Studer 1996: S. 73). „Gerechtigkeit hänge auch mit einer Gleichverteilung dessen zusammen, was Menschen zu tun möglich ist.“ (Pauer-Studer 1996: S. 73) Diese Vorschläge könnten die Grundlage für weitere Forschung und Theoriebildung bieten, um das Problem der Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern zu lösen. Der „bedeutsamste()“ Begriff der Gerechtigkeit sei allerdings, so Herlinde Pauer-Studer in ihrem Schlusswort zur Einleitung, bei John Rawls zu finden. Die Arbeit der feministischen Theoretikerinnen, so schlägt sie vor, müsse darin bestehen, den androzentrismen Zuschnitt seiner Gerechtigkeitstheorie aufzubrechen. (vgl. Pauer-Studer 1996: S. 86)

Es ist in dieser zugegebenermaßen sehr gerafften Zusammenfassung (von Zusammenfassungen, die Einleitungssessay ja notwendigerweise sind) vielleicht schon deutlich geworden, dass es bei diesen beiden theoriepolitischen Strategien einen Unterschied macht, von welchem

Ausgangspunkt – welcher grundlegenden Aussage – aus sie starten. In dem „ganzen Spiel der Unterschiede“ (Foucault 1997a: S. 25), die der Diskurs ist, wird ein Unterschied darüber hergestellt, ob man den Begriff der Geschlechterhierarchie ins Zentrum rückt oder den Begriff der Geschlechterdifferenz. Beide haben den Status von *Perspektiven*, bei Pauer-Studer ja ausdrücklich. Perspektiven sind die Möglichkeiten dessen, was ich von meinem Standpunkt aus sehen kann und was nicht. Perspektiven umschreiben nicht nur räumliche, sondern auch zeitliche Verhältnisse, sie sind Ausblicke auf Zukunft oder Zukünfte. Diese Zukünfte sind bei den beiden vorgestellten theoriepolitischen Strategien „Gerechtigkeit“ und „Geschlechtergerechtigkeit“, und die Strategien definieren und verarbeiten konzeptionell jeweils unterschiedliche politische und philosophische Problematiken. Während man bei der herrschaftskritischen und –analytischen Perspektive der Geschlechterhierarchie eine Verarbeitung der Herrschaft, auch unter Frauen, beobachten kann, kommt die Asymmetrie zwischen den Geschlechtern bei der „Perspektive der Geschlechterdifferenz“ zum Vorschein. Beide Perspektiven stellen sich unterschiedlich zum akademischen Kontext. Die herrschaftskritische und –analytische Perspektive ordnet den „malestream“ der Philosophie“ (Nagl-Docekal 1996: S. 10) eindeutig gegenüber den feministischen Theorien in ihrer Betrachtung nach, während die „Perspektive der Geschlechterdifferenz“ eine Negativbeziehung zum malestream eingeht und mit John Rawls den ‚malestream‘ in seiner Bedeutsamkeit und Aussagekraft nachgerade rehabilitiert. Hinter seinem breiten Rücken verschwinden gleichsam die dargestellten Sozialphilosophinnen. *Die ‚anderen Seiten‘ beider Strategien*: Der Negativbezug, der ja auch bei der geschlechtskritischen feministischen Politikwissenschaft eigen ist, ist bei aller ausführlichen und detaillierten Kritik doch voller Bewunderung.

Kaum verwundern wird es, dass der Begriff der *Geschlechterhierarchie* auch der Ausgangspunkt von Herta Nagl-Docekal's „Überblick“ und „kritischer Zwischenbilanz“ (Klappentext) ihrer Monographie „Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven“ (vgl. Nagl-Docekal 2000) ist. Dies ist ein Text, unzweifelhaft, der Jahrtausendwende und erinnert in Tenor und Stimmung in vielem dem Lagebericht von Knapp/Wetterer 2001: enttäuscht und bedrückt/bedrückend. Feminismus, so die zentrale Einschätzung (und das Gebiet der Aktualität des Diskurses), ist nicht nur *out*, sondern fast noch mehr als ehemals unerwünscht und wird von den verschiedensten Seiten – Postfeminismus, philosophisches Establishment, ‚allgemeiner gesellschaftlicher Trend‘, der allerdings unbenannt bleibt (man könnte spekulieren, dass Neoliberalismus gemeint ist) - abgestoßen.

„Die Oberhand gewinnt offenbar eine primär an Marktgesetzen orientierte Haltung: Was zählt, ist Innovation in einem äußerlichen Sinn. Das Problem liegt dabei darin, dass philosophische Fragen *ad acta* gelegt werden, nicht, weil sie als gelöst gelten können, sondern weil sie den *appeal* des Neuen verloren haben. Freilich ist hinzuzusetzen, dass diese Mentalität sich nicht allein hinsichtlich unserer Thematik abzeichnet, sondern auch hinsichtlich anderer gesellschaftlich brisanter Problemstellungen. Was die Frauen betrifft, sind die Folgen doppelt prekär: Sollte sich diese Art der thematischen Innovation durchsetzen, so bedeutet dies, dass die Benachteiligung auf Grund der Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht gerade zu dem Zeitpunkt von der philosophischen Tagesordnung gestrichen würde, an dem sie sich global gesehen zuzuspitzen droht.“ (Nagl-Docekal 2000: S. 11)

Es ist in düsteres Bild, das sich in keiner Prognose aufhellt. Die Gegenwart ist bestimmt von (Abwehr-)Kämpfen um das Subjekt und den Körper (gegenüber Postfeminismus als eine „Kritik ‚von Innen‘“, Nagl-Docekal 2000: S. 10), um Feminismus als Philosophie und Wissenschaft (Vorbehalte gegenüber einer „Ideologisierung der Philosophie“, vgl. Nagl-Docekal 2000: S. 12), um Diskriminierung und Benachteiligung aufgrund von Geschlechtszugehörigkeit (die z.B. in der kommerzialisierten Alltagskultur vorgeblich überwunden ist, vgl. Nagl-Docekal 2000: S. 9).

*Die Feststellung der Diskurslage:* Feministische Philosophie hat sich in dreißig Jahren ausgearbeitet zu einen „umfassende(n) Diskurszusammenhang“ (Nagl-Docekal 2000: S. 7): „jahrzehntelange Kontinuität“ und „Fülle von Publikationen“ machen ihn aus, unüberschaubare Vielfalt von Schriften, zunehmende Menge an „Bibliographien, Kompendien und Gesamtdarstellungen“ (Nagl-Docekal 2000: S. 7). Doch frau sollte nicht so vorschnell sein, von einer Etablierung des „Vorhaben(s) ‚Feministische Philosophie‘“ (Nagl-Docekal 2000: S. 7) auszugehen.

„Gleichwohl wäre es vorschnell, aus diesen Gegebenheiten schließen zu wollen, das Vorhaben ‚Feministische Philosophie‘ sei heute ebenso anerkannt wie andere zeitgenössische Entwicklungen, etwa die ‚Angewandte Ethik‘ oder die Debatte zu Minderheitenrechten.(...)“ (Nagl-Docekal 2000: S. 8)

Feministische Philosophie kommt bei aller Anstrengung, Binnendifferenzierung und Herstellung eigener Öffentlichkeiten nicht über den Status eines „Vorhabens“ hinaus?

Die „Diskurslage“ (Nagl-Docekal 2000: S. 11) zur Jahrtausendwende ist, hätte frau in den Siebziger- und Achtzigerjahren gesagt, sexistisch und antifeministisch. Die Neunzigerjahre hatten dafür das Wort „Backlash“. Nagl-Docekal findet 2000 die Umschreibung: die „erstaunlich persistenten Vorbehalte“ (Nagl-Docekal 2000: S. 8), d.i. ein Zustand der Vorbehalte gegenüber Feminismus ‚von innen‘ und ‚von außen‘, der sich beharrlich über einen langen Zeitraum hält, gehalten hat. Die Diskurslage ist komplizierter geworden, weil die akademischen und gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse um die Jahrtausendwende andere sind als in den Siebziger- und Achtzigerjahren. Aber unvermindert angegriffen wird der Begriff „Feminismus“, er ist das alteneue Schlachtfeld, dessen Fronten sich sogar noch verviel-

facht haben. Den Begriff Feminismus (als das Gebiet der Normativität des Diskurses) gilt es - ausgehend von dem Begriff der Geschlechterhierarchie – zu verteidigen.<sup>47</sup>

*Die Verteidigung:* Vor aller Verteidigung gilt es immer genau festzustellen, wo genau die Fronten verlaufen.

*Erstens:* „oft“ werde der Begriff Feminismus „als solcher“ (Nagl-Docekal 2000: S. 8) abgelehnt und in „pauschaler Weise perhorresziert“ (Nagl-Docekal 2000: S. 9). „Als solcher“ und „pauschaler Weise“ – das hört sich nach blankem Vorurteil an, dem mit feinsinnigen Argumenten kaum beizukommen ist. Ein „restringiertes Verständnis“ von Feminismus sei dafür ausschlaggebend: Feminismus werde mit einer schlichten und vereinfachenden Patriarchatskritik gleichgesetzt und nicht zu letzt mit „militanten Praktiken aus den Anfängen der Studentenbewegung, genauer gesagt, der daraus hervorgegangenen ‚Neuen Frauenbewegung‘ assoziiert“ (Nagl-Docekal 2000: S. 8). (Die Gründungserzählung trägt zur Marginalisierung der feministischen Wissenschaft bei, könnte frau daraus schließen.)

„Doch wäre von Philosophierenden die Fähigkeit und die Bereitschaft zu erwarten, den Blick auf den Kern eines Problems zu richten, auch wenn die Art, in der dasselbe in frühen Artikulationsformen präsentiert wird, noch Differenzierungsmängel aufweist.“ (Nagl-Docekal 2000: S. 8)

Der „Kern des Problems“ ist die unverminderte Benachteiligung und Diskriminierung aufgrund der Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht „auch heute“ (Nagl-Docekal 2000: S. 9), und es müssten im Grund genommen „alle demokratisch Denkenden seine zentrale Intention teilen“ (Nagl-Docekal 2000: S. 9). Diese pauschale Ablehnung des Begriffs Feminismus, die auch von mancher, für die Feministische Philosophie bedeutenden, Autorin geteilt werde, könnte auch als eine Verweigerung der Auseinandersetzung verstanden werden oder als Abgrenzung von einer „bestimmten – und als fragwürdig eingeschätzten – Denk- und Aktionsweise“ (Nagl-Docekal 2000: S. 9). Ganz sicher aber sei der Begriff des Feminismus, von dem sich da abgegrenzt werde, zu eng gefasst. (vgl. Nagl-Docekal 2000: S: 8/9)

*Zweitens:* der allgemeine Ausruf einer postfeministischen Ära verbindet sich mit einer „Kritik von Außen“ und eine „Kritik von Innen“. Die „Kritik von Außen“:

„Feminismus stelle eine Aberration (eine Art Abweichung von der Art, sprich also von Weiblichkeit, RN), die nun glücklicherweise der Vergangenheit angehöre, weil die Frauen zu einem femininen und anspruchsvollen Lebensstil gefunden hätten.“ (Nagl-Docekal 2000: S. 9)

---

<sup>47</sup> Vielleicht macht das den Unterschied zwischen den „älteren“ Feministinnen und den „jüngeren“ aus – die „älteren“ verteidigen den Begriff Feminismus, die „jüngeren“ ersetzen ihn? Gegenargument: Christina von Braun und Inge Stephan gehören doch eher zu den „älteren“ Feministinnen als zu den „jüngeren“, und sie plädieren trotzdem dafür, den Begriff zu ersetzen anstatt ihn zu verteidigen.

Dass diese Auffassung nicht der Wirklichkeit entspricht und entsprechend nicht ernst zu nehmen ist, liege wohl auf der Hand. Was verbirgt sich dahinter? Nagl-Docekal (S. 10) vermutet hier eine „neue Ästhetisierung“ traditioneller Geschlechterrollen, und somit ordnet sie sie als eine „politisch-programmatische Aussage konservativer Stoßrichtung“ (Nagl-Docekal 2000: S. 10) ein. Die „Kritik von Innen“:

Das Verständnis eines „Post-Feminismus“ grenzt sich von den „simply Oppositionen“ (Nagl-Docekal 2000: S. 10), wie sie sich in Begriffen wie „Patriarchat“ und Emanzipation“ ausdrückten, ab und findet zu neuen Konzepten und Kategorien wie „heterosexuelle Matrix“ oder „Anerkennung von Differenzen“.<sup>48</sup> Wieso diese Abgrenzung? Es sei doch völlig normal, dass ein „Forschungsprojekt“ (Nagl-Docekal 2000: S. 10) sich ausarbeitet, von alten Ideen und Thesen im Laufe des Forschungsprozesses verabschiedet, sich so viel Anregung von so viel theoretischen Richtungen wie möglich hole, sich am zeitgenössischen Denken orientiere, dabei auch bisweilen in Widerspruch zu sich selbst gerate.

„Doch warum sollte dieser vielschichtige Prozess des Hinausgehens über die ursprünglichen Denkmodelle nicht als eine Binnenentwicklung der Debatte wahrgenommen werden? Der Ausdruck ‚post-feministisch‘ evoziert nicht die Vorstellung einer sich zunehmend differenzierenden Argumentation, sondern das Bild einer Abkehr.“ (Nagl-Docekal 2000: S. 11)

Dahinter könnten sich verschiedene Motivationen verbergen: man grenzt sich –mit dem engen Begriff von Feminismus – von wie gesagt vereinfachenden Formen des Feminismus ab; Feminismus hat den „*appeal* des Neuen“ (Nagl-Docekal 2000: S. 11, Hervorhebung i.O., RN) verloren, „Post-Feminismus“ ist Ausdruck und (vielleicht unfreiwilliger) Handlanger des „Backlash“. Mit Nancy Fraser lasse sich kontern, dass sich nicht von einem Post-Feminismus sprechen lässt, bevor nicht auch die Rede von einem Post-Patriarchat sein kann. (vgl. Fraser nach Nagl-Docekal 2000: S. 11)

*Drittens*: die mangelnde akademische Akzeptanz der Feministischen Philosophie hat etwas mit einem, im „szientistischen Sinne“ (Nagl-Docekal 2000: S. 12) engen Philosophiebegriff zu tun. In der praktischen Philosophie befinde sich die Feministische Philosophie mit ihrer Thematisierung der Geschlechterasymmetrien „in bester Gesellschaft“. (vgl. Nagl-Docekal 2000: S. 12) Die Schlussfolgerung am Ende der Überlegung lautet wie die Einschätzung am Anfang:

---

<sup>48</sup> Inwiefern Judith Butler, die den Begriff „heterosexuelle Matrix“ für den feministischen Diskurs geprägt hat – vgl. Butler 1993a –, tatsächlich als Postfeministin gelten kann, ist allerdings umstritten. Herta Nagl-Docekal scheint sie trotzdem hierzu zu zählen, allerdings nennt sie keine Namen, sondern bleibt auf der Ebene von Andeutungen.

„Philosophierende, die keinen szientistisch verengten Begriff ihres Faches vertreten, können sich genau genommen dem Kernproblem des Feminismus nicht entziehen.“ (Nagl-Docekal 2000: S. 13)

Unter diesen „postfeministischen Bedingungen“ entfaltet sich Feminismus pointierter und mit einer möglichst klaren Darstellung seines „Kernproblems“:

„Das zentrale Anliegen Feministischer Philosophie geht dahin, das gesamte Fach mit der Problematik der hierarchischen Geschlechterverhältnisse zu konfrontieren.“ (Nagl-Docekal 2000: S. 13)

*Faktischer Ausgangspunkt:* die Diskriminierung von Frauen, d.h. aufgrund der Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht, gestalte sich anders als andere Diskriminierungen und dürfe nicht aus dem Blick geraten. *Erkenntnissubjekt:* Nicht nur Betroffene, d.h. Frauen, können über dieses Kernproblem philosophieren. Feministische Philosophie ist nicht nur „Theoriebildung von Frauen/über Frauen/für Frauen“ (Nagl-Docekal 2000: S. 13). *Methode:* Feministische Philosophie liegt quer zu allen spezifischen Methodenansätzen. *Innovatives Potenzial:* „kritische Relektüre“ (Nagl-Docekal 2000: S. 14) des gesamten philosophischen Denkens von der Antike bis zur Gegenwart; „Wiederentdeckung von Philosophinnen“ (Nagl-Docekal 2000: S. 14).

„Die *entscheidende Fragestellung* Feministischer Philosophie ist indessen nicht historisch-kritischer Natur; sie lautet vielmehr: Welche Mittel bietet die Philosophie, um die Benachteiligung von Frauen in vollem Umfang sichtbar werden zu lassen und um Alternativentwürfe zu entwickeln, die zur Überwindung der asymmetrischen Strukturen beitragen können?“ (Nagl-Docekal 2000: S. 15)

Sich verteidigen, weiter ausarbeiten, besser werden, sichtbar werden, die Stärken nutzen und ins Spiel bringen, das wäre das Programm:

„So geht es in diesem Buch letztlich darum, herauszuarbeiten, welche Elemente Feministischer Philosophie inzwischen so gut ausgewiesen sind, dass sich heute ernsthaft Philosophierende nicht mehr darüber hinwegsetzen können.“ (Nagl-Docekal 2000: S. 16)

## 4 Diskursgesellschaft der Frauen- und Geschlechterforschung: Regeln von Zusammengehörigkeit und Verbreitung

Nach der Beschreibung der Formationsweisen des Diskurses, wie er sich strukturiert und ordnet, seiner Art, wie er sich entfaltet, folgt nun mit der Analyse der „Formation der Äußerungsmodalitäten“ (vgl. Foucault 1997a: S: 75-82) die Beschreibung der Regelung des *Zugangs* zum Diskurs und der Organisation der *Diskursgesellschaft*. In diesem Fall handelt es sich um die Beschreibung der wissenschaftlichen Gemeinschaft der Wissenschaftlerinnen oder der akademischen feministischen (Frauen-)Öffentlichkeit. Im 3. Kapitel stand mit dem feministischen „Subjekt mit Geschlecht“, dem damit verbundenen „System des Auftauchens“ (Foucault 1997a: S. 115) seines Gegenstands „Geschlecht“ und den sich darüber platzierenden Begriffen wie z.B. „Geschlechterdifferenz“, „Geschlechterherrschaft“, „Geschlechterdemokratie“ und „Geschlechtergerechtigkeit“ die *Erfahrung des feministischen Diskurses als Entstehung einer (Geschlechter- bzw. kritischen Gesellschafts-)Theorie* im Vordergrund. Der Diskurs differenzierte sich in der Disziplinenorientierung seiner theoretischen Wahl in den Neunzigerjahren aus und wurde damit ein immer mehr akademisch geordnetes Denken und Erkennen, die wissenschaftliche Gemeinschaft der Feministinnen an der Universität immer mehr eine Spezialistinnengemeinschaft und ihr Wissen ein Spezialgebiet. Seine strategische Situation hielt ihn - trotz der ihn verändernden Erfahrung im Universitätsbetrieb - im Grunde konstant zusammen, strukturiert über die Gründungserzählung als Loyalitätskonflikt zwischen Frauenbewegung und Wissenschaft.

Als begrenztes Aussagengebiet hatte ich ihn allerdings nicht „entdeckt“, seine Grenzen hatte ich mit der Anlage meines Projektes vorgezeichnet. Denn ich hatte ja mit meiner Materialzusammenstellung bereits das Gebiet der Aussagen, das ich abschreiten wollte, vorab festgelegt und mich dabei – wie mir aber erst im Laufe dieses Forschungsprojektes deutlich geworden ist - an der Gründungserzählung der Frauenforschung orientiert, die auch meine Wahrnehmung vom Diskurs zutiefst geprägt hat. Vor Auge hatte ich bei Beginn dieser Untersuchung das Gebiet einer akademischen Öffentlichkeit von Frauen gehabt, die sich der Frauenbewegung zugehörig fühlten und daran auch noch im Prozess der Akademisierung oder

Normalisierung<sup>49</sup> der Frauenforschung in den Neunzigerjahren festhielten. Ich hatte sie als kritische weibliche Intellektuelle wahrgenommen, die - als sowohl politisches wie auch erkenntnistheoretisches Motiv und Idee - der Frauenbewegung den Weg in die Universität hatten bahnen wollen. Ich bin davon ausgegangen, dass ihre Motivation sowohl ihrem Studiungsverlauf und der damit verbundenen eigenen Karriereplanung (vgl. Vogel 2006) entsprungen war als auch eine kollektive Anstrengung darstellte, über die Gründung von feministischen Netzwerken in wissenschaftlichen Vereinigungen und ihrem Umfeld eine akademische feministische Öffentlichkeit herzustellen. Ich hatte auf dem Boden der Gründungserzählung die Motivation der Vernetzung als eine politische und, orientiert an der Kultur der neuen Frauenbewegung, als eine kollektive Praxis, ja fast als eine Bewegungspraxis feministischer Wissenschaftlerinnen eingeschätzt und die Herausbildung einer spezifischen feministischen Wissenschaftskultur erwartet. Dabei habe ich die feministische Netzwerkpraxis in der Wissenschaft allerdings, wie die Beschreibung der Erfahrung im Entstehungsprozess bis hierher schon zeigt, politisch *überbewertet*. Denn schon von der Motivation her betrachtet muss ich eben ernüchert feststellen, dass die Vernetzung in und die Zugehörigkeit zu wissenschaftlichen Vereinigungen *auch* notwendig zur Karriereplanung in den Fachwissenschaften oder, allgemein gesagt, in der *normalen Wissenschaft*, wie Thomas S. Kuhn sie definiert, dazugehört. Denn die auf der Grundlage von Paradigmen, wie Kuhn familienähnliche Wissensgebiete nennt, entstehenden wissenschaftlichen Gemeinschaften kontrollieren „ihr“ Wissen, indem sie kontrollieren, „wer“ dazu gehört und was „als zulässiges Problem oder als legitime Problemlösung gelten sollte“ (Kuhn 1976: S: 21). Dies hatte ja auch feministische Wissenschaftskritik eingewandt und zum Gegenstand der feministischen Selbstreflexion gemacht. Die Frage, inwieweit die feministische Wissenschaft „andere“ Wissenschaft geworden ist, inwieweit sie an Denkbewegungen und –traditionen der Moderne anschließt oder inwieweit sie sich im Akademisierungsprozess konservativ wendet, ist selbstkritisch motiviert. Feministische Wissenschaft wollte seit Ende der Achtzigerjahre erklärtermaßen die Anerkennung des wissenschaftlichen Betriebs, aber sie wollte sich nicht normalisieren, d.h. in ihrem Sinne, sie wollte *feministisch*, Teil der Frauenbewegung bleiben. Die Vernetzungen feministischer Wissenschaftle-

---

<sup>49</sup> Aufgrund der bereits angesprochenen Vieldeutigkeit des Begriffs der Normalisierung bzw. seiner unterschiedlichen Verwendung möchte ich weiterhin vorsichtig mit ihm umgehen und erst beim Abschluss meiner Analyse festlegen, als was ich diese Geschichte von der Entwicklung der Frauenforschung zur Geschlechterforschung deuten will. Der Begriff der Akademisierung dagegen bezeichnet in der Regel und auch bei mir grundsätzlich die Integration in den Wissenschaftsbetrieb und seine Methodik des Erkennens. Am Ende meiner Untersuchung werde ich konkret beschreiben können, wie diese Integration verlief. Insofern allerdings verwende ich den Begriff beschreibend und nicht, wie er im feministischen Diskurs geläufig ist, wertend. Im feministischen Diskurs wird „Akademisierung“ gewöhnlich gleichgesetzt mit „Entpolitisierung“ und „Anpassung“, das klang ja auch schon in der Krise Ende der Achtzigerjahre an, vgl. Großmaß/Schmerl 1989.

rinnen und die damit verbundene Strategie in die als solche wahrgenommenen „Männernetzwerke“ der wissenschaftlichen Vereinigungen der DGS und der DVPW zu gehen und über diesen Weg der *widersprechenden und kritischen Integration* deren Kontrolle über die Definition von wissenschaftlichen Problemen und Problemlösungen aufzubrechen, allerdings beides: sie entspricht den Strategien der Herstellung feministischer Öffentlichkeit und folgt doch gleichzeitig dem normalwissenschaftlichen Professionalisierungsmuster der „Abgrenzung einer wissenschaftlichen Gruppe“ (Kuhn 1976: S. 34), wie Kuhn das nennt. D.h., um ein Beispiel zu erinnern, die theoriepolitische Strategie der geschlechtskritischen feministischen Politikwissenschaft, sowohl scharfe Kritik zu üben als auch gezielt in den main- oder malestream hinein vorzustoßen und sich dabei als eine eigenständige Perspektive der Politikwissenschaft zu präsentieren, wäre ebenso frauenbewegt wie auch eine typische Form normalwissenschaftlicher Professionalisierung – mit allerdings zwei Unterschieden: erstens dringen hier Frauen in einen Männerbund ein, zweitens spricht mit ihnen eben die Frauenbewegung an der Universität. Die Strategie der Professionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung ist abgesehen davon ausgesprochen entschieden und Teil universitärer Kultur: sie wird bewusst verfolgt und passiert nicht einfach. Sie stößt im Betrieb allein schon aus Konkurrenzgründen auf Widerstand und sie bleibt, weil sie die Akteurinnen verändert und Einfluss auf deren Urteile hat, auch im eigenen Feld nicht unwidersprochen. Wenn ich also mein Material aufgrund dieser theoriepolitischen und wissenschaftspolitischen Bestrebungen feministischer Wissenschaftlerinnen hin ausgesucht habe, werde ich entsprechend der Struktur des Loyalitätskonflikts eben dies finden: spannungsreiche, ambivalente Prozesse der Integration in die vorgefundene wissenschaftliche Gemeinschaft sowie eine ebenso spannungsreiche, ambivalente Aufnahme feministischer Perspektiven in der Wissenschaft.

Die prinzipiell widerstrebende Aufnahme einer „neuen“ Wissenschaft durch die normale Wissenschaft hätte wenig überraschen müssen. Thomas S. Kuhn hatte es prägnant beschrieben: „Die normale Wissenschaft unterdrückt zum Beispiel oft fundamentale Neuerungen, weil diese notwendigerweise ihre Grundpositionen erschüttern.“ (Kuhn 1976: S. 20) Mit meiner Auswahl des Materials werden diese Prozesse gewissermaßen überdeutlich. Was allerdings auch überdeutlich wird, ist der für das Reflexivitätskonzept feministischer Wissenschaft begründende Loyalitätskonflikt als erkenntnistheoretische Spannung des gesamten Projekts feministischer Wissenschaft und die daraus entstehende Tradition eines Unbehagens des Diskurses mit den Effekten der Institutionalisierung, dem doch recht merkwürdigen Erfolg. Der

feministische Diskurs kämpft dauerhaft mit sich, macht sich die Anerkennung zum Problem, während er ihren Anforderungen folgt und sich in ihren Strukturen ausarbeitet.

#### **4.1 Das Ritual: „Die Autorin“ und der Zugang zum Diskurs**

Foucault hat bekanntermaßen keinen Begriff von Anerkennung, sondern einen Begriff von (Disziplinar-)Macht, und deswegen werde ich erst später wieder auf das Problem der Anerkennung zurückkommen, wenn es um die Frage nach der Beurteilung (auch Selbsteinschätzung) des Diskurses gehen wird. Bis hierher stand die Beschreibung des feministischen Wissensgebietes im Vordergrund und zwar in erster Linie auf der Ebene der theoretischen Wahl. Dies habe ich vor allen Dingen im Hinblick auf die regulierte Praxis der begrifflichen Beziehungen, symbolischen Zugehörigkeiten, theoretischen Verwandtschaften, der Erzeugung von Wahrheitseffekten hin nachvollzogen. Das Subjekt kam auf eine bestimmte Weise ins Spiel und zwar in dem System des Auftauchens des Gegenstands bzw. genauer gesagt in dem System des Auftauchens von „Geschlecht“ als ein *besonderer* Gegenstand: das weibliche Subjekt der Erkenntnis hat dem Gegenstand „Geschlecht“ einen neuen Kontext, neue Formen gegeben und neue Begriffsfamilien geschaffen. „Geschlecht“ als zugleich Subjekt *und* Objekt verändert sich, so der Ausgangspunkt feministischer Erkenntnistheorie, gegenüber „Geschlecht“ als z.B. Gegenstand der Soziologie<sup>50</sup>. Anders gesagt: im Subjekt-Objekt-Verhältnis vom weiblichen Subjekt „Frau“ und Objekt „Geschlecht“ werden in der Erfahrung der feministischen Wissenschaft als einer *spezifischen Praxis dieses Subjekt-Objekt-Verhältnisses* beide – Subjekt und Gegenstand „Geschlecht“ – neu ausgearbeitet.

Nun soll das *Subjekt der Aussage* genauer betrachtet werden. Foucault hat in der „Archäologie des Wissens“ das Subjekt der Aussage erstens von dem „wirklichen Individuum“ (Foucault 1997a: S. 134) unterschieden; sie sind nicht identisch. Auch ist das Subjekt der Aussage nicht mit dem „Autoren“ des Diskurses identisch. Der „Autor“ des Diskurses ist ein Kausalitätsprinzip, „eine produktive Instanz“, das, was eine Folge von Zeichen existieren lässt. (vgl. Foucault 1997a: S. 134) Das „Produktionsverhältnis, das er (der Autor, RN) mit der Formulierung unterhält, ist nicht deckungsgleich mit dem Verhältnis, das das äußernde Subjekt und

---

<sup>50</sup> Annette Treibel hat in ihrer „Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart“ nachgezeichnet, wie z.B. durch die Aufnahme ethnomethodologischer Untersuchungen durch die Frauenforscherinnen Carol Hagemann-White und Regine Gildemeister das Verständnis von der sozialen Konstruktion von Geschlechtlichkeit bedeutend erweitert und vertieft worden ist. (vgl. Treibel 2000: S. 133)

das, was es äußert, verbindet“ (Foucault 1997a: S. 134). Foucault beschreibt es als Verhältnis eines Schriftstellers zu seinem Text: der, der gelesen wird, ist ein anderer, als der, der geschrieben hat, d.h. der Autor wird im Lesen ebenso immer wieder neu erschaffen wie auch das wirkliche Individuum, das den Text geschrieben hat, im Verhältnis zum Text sich stets neu erschafft und der Text ihn. Vielleicht kann man das einfach so illustrieren: beim Schreiben gibt es Momente (die gemeinhin „Kreativität“ genannt werden), wo der Text sich durch einen hindurch schreibt, und beim Lesen eigener Texte gibt es Momente, wo einem das Geschriebene – von einem selbst Geschriebene – absolut fremd (geworden) ist. Dies ist eine Erfahrung von „Autorschaft“, die eben nicht „vorgängig“ ist, sondern die ein Ereignis ist und eine – um sozialkonstruktivistisch zu sprechen – (Selbst-)Konstruktion. Die Autorschaft wird *getan*, immer wieder neu hergestellt, sie hat eine diskursive Funktion, die diskursiven Erfordernissen und Möglichkeiten unterworfen ist.

Soweit Foucault in der „Archäologie des Wissens“. In „Die Ordnung des Diskurses“ zählt Foucault das Prinzip des Autors zu einer bestimmten Gruppe von Prozeduren, die die Funktion haben, den Diskurs zu kontrollieren und einzuschränken. (Foucault 1998: S. 25) Sie haben die Funktion, den Zugang von Sprechenden oder eben „wirklichen“ Individuen zum Diskurs nach bestimmten Regeln zu organisieren „und so zu verhindern, dass jedermann Zugang zu den Diskursen hat: es handelt sich um die „Verknappung diesmal der Sprechenden Subjekte“ (Foucault 1998: S. 26), d.h. es ist ein Prinzip der Selektionen.

Foucault unterscheidet auch in „Die Ordnung des Diskurses“ zwischen der „Existenz des Schreibenden und Erfindenden Individuums“ (Foucault 1998: S. 21) und der „Autor-Position“ (Foucault 1998: S. 22) oder „Autor-Funktion“ (Foucault 1998: S. 21). Dann arbeitet er das Autor-Prinzip des Diskurses weiter aus. *Der Autor* ist ein „Prinzip der Gruppierung von Diskursen, (...) Einheit und Ursprung ihrer Bedeutungen, (...) Mittelpunkt ihres Zusammenhalts“ (Foucault 1998: S. 20).

„Der Autor ist dasjenige, was der beunruhigenden Sprache der Fiktion ihre Einheiten, ihren Zusammenhang, ihre Einfügung in das Wirkliche gibt. (...) Es wäre sicherlich absurd, die Existenz des Schreibenden und Erfindenden Individuums zu leugnen. Aber ich denke, dass – zumindest seit einer bestimmten Epoche – das Individuum, das sich daranmacht, einen Text zu schreiben, aus dem vielleicht ein Werk wird, die Funktion des Autors in Anspruch nimmt. Was es schreibt und was es nicht schreibt, was es entwirft, und sei es nur als flüchtige Skizze, was es an banalen Äußerungen fallen lässt – dieses ganz differenzierte Spiel ist von der Autor-Funktion vorgeschrieben, die es von seiner Epoche übernimmt oder die es seinerseits modifiziert.“ (Foucault 1998: S. 21)

Im *Ritual* der Öffentlichkeit in der europäischen Moderne wird der Autor zu einer besonderen Art der Gruppierung. Öffentlichkeit wäre laut Foucault ein „komplexes System der Einschränkung“ (vgl. Foucault 1998: S. 27), in dem der Autor eine positive Figur ist; er steht für

Redefreiheit und die „universale Kommunikation der Erkenntnis“ (Foucault 1998: S. 26). Das Ritual der Öffentlichkeit legt gleichwohl fest, wer was wie zu sagen hat. Es legt fest, wer qualifiziert ist, welche Gesten, Verhaltensweisen, welche Umstände, welche Zeichen den Diskurs begleiten müssen und ihn quasi wie ein Kodex ausmachen. Es legt die Wirkung der Aussagen fest und damit in gewisser Weise auch das Publikum. Das Ritual ist ein *Beitrittsritual*, es regelt den Beitritt in eine „Diskursgesellschaft“. Um es mit einem mir geläufigen religiösen Ritual zu vergleichen: das christliche Ritual des Abendmahls legt fest, wer es zelebriert, welcher Gesten es bedarf, wer die Gemeinde der Gläubigen ist.

Der feministische Diskurs hat auch eine Organisation von Autorschaft. Wenn man an die Männerfrage denkt, ist es ja gerade die *Autorin* des feministischen Diskurses, die erstens von der Frauenforschung eingesetzt worden ist und die zweitens beständig umstritten ist. *Die Männerfrage des feministischen Diskurses (vgl. 2.1.) ist – wenn es um den Zugang zum Diskurs geht - der Streit um die Autorschaft des feministischen Diskurses.*

Wie bzw. worüber ist die Qualifikation und Vertrauenswürdigkeit – d.i. beides zusammengekommen die Zusammengehörigkeit des Diskurses - geregelt? Die Autorschaft regelt sich im Feminismus-Projekt in der Wissenschaft über die Fachkompetenz (Qualifikation), über Geschlechtsidentität (Gesten) und schließlich über eine Art gespaltenes Publikum: über Frauenbewegung und Wissenschaft (Wirksamkeit). „Autor“ ist eine *Autorin*. Erst mit dem Anspruch der Dekonstruktion auf die Zukunft des feministischen Projektes in der Wissenschaft taucht Mitte der Neunzigerjahre *der* Frauenforscher und mit ihm das inklusive „I“ auf. (vgl. Fischer et.al. 1996) Als *Prinzip der Gruppierung* hat der feministische Diskurs in seiner Gründungserzählung als Diskurs die *Autorin* entworfen. Die *Autorin* steht bis heute in ihrer Überlieferung im Widerspruch zur Transformation des Diskurses im Spiralgang. Und sie ist mittlerweile im Grunde eine Praxis geworden, die nicht mehr offiziell verteidigt wird.

Die *Autorin* als ein Prinzip der Gruppierung im feministischen Diskurs bezeichnet nicht die „wirklichen“ Wissenschaftlerinnen, die sich einen Namen gemacht haben, die eine Persönlichkeit sind und ein Werk hinterlassen. Es geht vielmehr um die Regulierung des Zugangs zum Diskurs, um das, wie und wodurch er sich Ausdruck verleiht, und es geht um die Selektion unter den sprechenden Individuen, die damit verbunden ist. Die „Verteilung der sprechenden Subjekte“ (Foucault 1998: S. 30) hat das Muster einer gewissen Verknappung. Dieses Muster folgt erstens dem Prinzip der feministischen wissenschaftlichen Netzwerke, dass die Organisatorinnen von Zusammenkünften wie Tagungen sowie die auf befristete Zeit

gewählten Repräsentantinnen der Netzwerke oder (seit Mitte der Neunzigerjahre) Graduiertenkollegs die Bücher herausgeben. Die Autorin des feministischen Diskurses in diesem netzwerkpolitischen System ist also erstens die Repräsentantin der vernetzten feministischen Wissenschaftlerinnen. Daneben tauchen zweitens bestimmte Wissenschaftlerinnen vermehrt als Herausgeberinnen auf: so ist für die feministische Sozialwissenschaft und feministische Theorie Gudrun-Axeli Knapp und für die feministische Politikwissenschaft Birgit Sauer besonders aktiv und präsent. Nicht jede veröffentlicht also in der Frauen- und Geschlechterforschung, nicht jede will es, und nicht jede kann es, und *können* bezieht sich hier nicht auf das persönliche Vermögen einzelner „wirklicher“ Wissenschaftlerinnen, sondern auf die Diskursbedingungen, auf das oben genannte Ritual. Wen setzt das Ritual der Frauenforschung und feministischen Wissenschaft ein als Autorin und „Herausgeberin“ des Diskurses?

Wie gestaltet sich das Ritual des „was kann ernst genommen werden? Das heißt: wer hat das Recht zu sprechen – unter der Annahme, dass, was er/sie sagt, wahr ist?“ (Dreyfuss/Rabinow 1987: S. 93/94) Dreyfuss/Rabinow führen in diesem Zusammenhang den Begriff des „seriösen Sprechakts“ ein. „Seriösität“ meint Glaubwürdigkeit, gesetzliche Zulässigkeit und eine bestimmte Form von Anständigkeit und, bezogen auf den seriösen Sprechakt, die Seriösität von Aussagen, Aussagenformationen oder Sprechakten, „die zu einer bestimmten Zeit ernst genommen werden können“ (Dreyfuss/Rabinow 1987: S. 96). Mit dem *Prinzip der Autorin* stellt der Diskurs *Seriösität* her, d.i. ein Raum des Vertrauens und der Glaubwürdigkeit– in gewisser Weise auch „gesetzlich“ legitimierte Räume, konkret die kritische Öffentlichkeit von Frauen und Feminismus in ihren vielfältigen Erscheinungsformen als Frauenforschung, feministische Theorie und Geschlechtertheorie z.B. Diese Räume sind Aussagefelder, in denen Aussagen ihren spezifischen, um nicht zu vergessen *geregelten* Sinn ergeben. Insofern lassen sich über die *Autorin* der Raum der Glaubwürdigkeit und der Vertrauenswürdigkeit der Frauenforschung und feministischen Theorie abschreiten ebenso wie seine Transformationen im Verständnis von „Seriösität“ verfolgen. Der „Resonanzraum“, als den Sabine Hark den „akademisch gewordenen Feminismus“ bezeichnet (vgl. Hark 2005: S. 95), ist solchermaßen ein geregeltes (kontrolliertes, diszipliniertes) Aussagefeld und Raum der ebenso geregelten, kontrollierten und disziplinierten Glaubwürdigkeit.

### *Wir, die Autorinnen*

Wer wollen die Autorinnen sein? Die Autorin/nen ist/sind in meinem Material in den *Achtzigerjahren* eher beiläufig anzutreffen. Die Autorinnen des Feminismus als „Inspektion der

Herrenkultur“ (Pusch 1983) sind „in der Mehrzahl feministisch engagierte Wissenschaftlerinnen“ (Pusch 1983: S. 14), sie sind Frauen der Wissensrevolte und Ausführende des Diskurses; *Autorin* ist die Frau, sind Frauen, d.h. das „wir“ des Textes sind „Frauen“, „Feministinnen“, „Mitglieder der Frauenbewegung“ (Pusch 1983: S. 11), die der „Sache des Feminismus“ unterstellt sind. (vgl. Pusch 1983: S. 14) Das kann man eigentlich als für die Autorin der Achtzigerjahre als konstant beschreiben, sie ist eine „Autorin“ der Wissensrevolte und Expertin zugleich:

„Tagungsteilnehmerinnen“, „Mitarbeiterinnen des Instituts für Politikwissenschaft der TUB (...) in Verbindung mit der Arbeitsstelle Frauenforschung an der TUB veranstaltet (...)“ (Kulke 1985: S. 7);  
„Wissenschaftsfrauen“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 10), „Wissenschaftsmänner“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 12), „Kolleginnen“ und „Kollegen“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 13);  
„Frauenforscherinnen“, „Autorinnen“ (: S. 2), „Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF)“ (: S. 3), „Frauenforscherinnen bzw. Wissenschaftlerinnen, die sich mit Kritischer Theorie und Marxismus auseinandersetzen“ (: S. 4);  
„feministische() Frauen“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 4), „Gerade in den Arbeitszusammenhängen und Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit müssen sich Frauen mit Männern *als* Männern auseinandersetzen, gerade hier haben wir oft gar keine Wahl.““ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 7);  
„eine junge Frau“ (Schlaeger 1988: S. 9), „Frauen von damals“ (Schlaeger 1988: S. 11);  
„hat die autonome Frauenbewegung nicht alles erreicht, was sie sich vorgenommen hat“ (Anders 1988: S. 8).

D.h. das Ritual des feministischen Diskurses legt fest: als Qualifikation den *Beruf* „*Wissenschaftlerin*“ (Tagungsteilnahme, Mitarbeit, KollegInnen, Forschungsgruppe, Arbeitszusammenhänge); als *Geste* Weiblichkeit/weibliche Identität und als *Wirksamkeit Feminismus/Frauenbewegung* (feministische Frauen, Frauen von damals, autonome Frauenbewegung). In den Achtzigerjahren entsteht so die *Frauenforschung* als eigenständiger Arbeitszusammenhang von feministischen Wissenschaftlerinnen. Vertrauens- und glaubwürdig ist die *feministische Wissenschaftlerin*. Die „akzeptable Weise des Sprechens (Beschreibens, Diskutierens, Fragens, Verkündens)“ (Dreyfuss/Rabinow 1987: S. 91) orientiert sich an der Erfahrung/Praxis als Wissenschaftlerin sowie an der Kultur und politischen Praxis der Frauenbewegung. Die Regeln, die im feministischen Diskurs der Achtzigerjahre „das ernsthaft Sagbare ‚steuern‘“ (Dreyfuss/Rabinow 1987: S. 91), die den wissenschaftlichen Diskurs, die scientific community der Frauenforschung und feministischen Theorie erzeugen, sind also Regeln der Zugehörigkeit zur Frauenbewegung und zur Wissenschaft, wobei die Frauenbewegung das Feld der Normativität und damit der Vertrauenswürdigkeit herstellt. Die Autorin des feministischen Diskurses ist *Feministin mit wissenschaftlicher Erfahrung/Praxis*.

Im Spiralgang bis 1992 wird die Autorin *feministische Akademikerin*, und es kommt als Autor der *Mann, der sich wissenschaftlich mit Problemen des weiblichen Lebenszusammenhangs oder der Geschlechterbeziehungen befasst*, hinzu. Bis zu diesem Zeitpunkt war er ausschließ-

lich der mitdiskutierende, streitende und kommentierende Kollege, das andere Publikum der Frauenforschung und feministischen Theorie. Die in „Bewegung befindlichen Frauen“ bleiben; die Gruppierung des feministischen Diskurses wird komplexer und größer:

„Frauen und Männer, die sich wissenschaftlich mit Problemen des weiblichen Lebenszusammenhangs oder der Geschlechterbeziehungen befassen“ (List 1989: S. 8); „Feministinnen“ (List 1989: S. 9); „Texte feministischer Autorinnen“ (List 1989: S. 12); „Seit es Frauen gelingt, mit mehr öffentlicher Resonanz ihr Selbstbewusstsein zu artikulieren, haben sie begonnen...“, „Wir meinen...“ (List 1989: S. 13), „Gerade weil Frauen als Subjekte und Objekte der Wissenschaft die *Ausnahme* und nicht die Regel sind...“ (List 1989: S. 15, Hervorhebung i.O., RN), „Feministische Theoretikerinnen...“ (List 1989: S. 18); „Frauen auf eigenen Wegen“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 7), „Feministinnen“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 8), „innerhalb der in Bewegung befindlichen Frauen“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 9), „viele Frauen, viele feministische Theoretikerinnen“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 11), „unglückliche Allianz (zwischen enttäuschten, resignierten oder auch nur betriebsblinden Feministinnen und überzeugten Interessenvertretern des neuen Stromlinien-Patriarchats)“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 10); „Vielen Menschen innerhalb und außerhalb der Wissenschaft“, „Frauen“, „jede Frau“, „Das, was sie als Wissenschaftskritikerin aufzuzeigen versucht“ (Krüll 1990: S. V), „viele Wissenschaftlerinnen“, „feministische Wissenschaftskritikerinnen“, „Arbeitsgemeinschaft Frauenforschung der Universität Bonn“ (Krüll 1990: S. VI); „Kreis der Frauenbewegung und Frauenforschung“, „die Parole der liberalen, auch der radikal bürgerlichen Frauenbewegung“, „auch für Frauen“ (Gerhard et.al. 1990: S. 7), „Ausschluss der Frauen“, „wir Frauen“ (Gerhard et.al. 1990: S. 8), „die hiesige Frauenbewegung kennt und diskutiert“ (Gerhard et.al. 1990: S. 9), „aus der Sicht der Frau“, „Die feministische Forschung hat inzwischen gezeigt...“ (Gerhard et.al. 1990: S. 10); „Beispiel einer gelungenen Kooperation zwischen Frauen aus der autonomen Frauenbewegung, insbesondere um den Frankfurter Buchladen, und institutionalisierter Frauenforschung und Frauenbildungsarbeit“ (Gerhard et.al. 1990: S. 11); „all jene, die sich die Bekämpfung der vielfältigen Diskriminierung der Frau in allen Lebensbereichen zur Aufgabe gemacht haben“, „die Frau“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 8), „das aber die Frauen generell ausschloss“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 13), „die Geschichte der Philosophinnen“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 14), „konzentrierte sich die Frauenbewegung damals“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 16), „dass die Frauen, die sich in der achtundsechziger Bewegung engagierten“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 17), „dass Frauen, die sich in der etablierten Sprache artikulieren, phallischen Charakter annehmen“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 19), „Die Arbeiten der französischen Autorinnen...“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 20), „Kreis der Psychoanalytikerinnen“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 27), „im Interesse der Frauen“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 30), „Gilligan löste mit ihrer Analyse...“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 35)

Feminismus und Frauenbewegung differenzieren sich zu zwei verschiedenen „Kreisen“ aus, die gut kooperieren. Neu sind auch die „Wissenschaftskritikerinnen“, die „Theoretikerinnen“, die „Psychoanalytikerinnen“, die „Philosophinnen“. Spezialisierungen und Expertinnenwissen werden immer bedeutender und machen einen Unterschied. Die feministische Akademikerin wird zur Spezialistin, und der „*Beruf feministische Wissenschaftlerin*“ wird für die Feministische Philosophie zweigeschlechtlich (vgl. List 1989), auch Männer können „sich wissenschaftlich mit Problemen des weiblichen Lebenszusammenhangs oder der Geschlechterbeziehungen befassen“ (List 1989: S. 8). Wird dies das Prinzip der Autorin nachhaltig verändern? Über die feministische Philosophie bahnt sich etwas an. Aber selbst der dekonstruktive Feminismus ist – wie bereits zu sehen gewesen war - diesbezüglich 1992 noch schweigsam. Die Auseinandersetzung mit Männerforschung Mitte der Neunzigerjahre ist kritisch (vgl. Armbruster et.al. 1995), das inklusive „I“ (vgl. Fischer et.al. 1996) für die Neunzigerjahre eine große Ausnahme, und doch wird der Zugang zum Diskurs für das männliche Geschlecht

und andere Formen sexueller und geschlechtlicher Subjektivitäten in der Geschlechterforschung geöffnet (vgl. Stephan/Braun 2000). Allerdings wirkt die Vision der Geschlechterforschung eher noch wie ein Postulat und eine Hoffnung auf Integration. (vgl. Stephan/Braun 2000) Der „Autor“, eine der „Spielregeln von Ausschließung und Verbreitung“ (Foucault 1998: S. 28), verweist auf eine bestimmte Regelung einer spezifischen Diskursgesellschaft sich zu schließen und auch sich zu öffnen. Nun wird der Zugang zum feministischen Diskurs offiziell für Männer geöffnet, die zum selben Gegenstandsbereich forschen – (wie) verändert das die feministische akademische Diskursgesellschaft?

Nach dem Spiralgang schreitet die Institutionalisierung der Frauenforschung und damit die Professionalisierung ihrer Akteurinnen voran; Frauenforschung und Frauenbewegung differenzieren sich zu zwei getrennten, wenn auch aufeinander bezogenen Aussagefeldern und „Resonanzräumen“ (Hark) aus. Die feministische Soziologie erscheint, die Frauenforschung erlangt den Status als ein kritischer Ansatz in den Sozialwissenschaften (vgl. Knapp/Wetterer 1992: S. 9). Die „Wissenschaftlerinnen“ machen sich unabhängig, gleichwohl „getragen von einer wachsenden Frauenbewegung“ (Ostner 1992: S. 7), und begründen die Frauenforschung als junge kritische Tradition. Diese wird im selben Moment vom dekonstruktivistischen Feminismus bereits zum Scheitern erklärt. Sie sei quasi zur traditionellen Wissenschaft geworden:

„Frauenforschung kann in der herrschenden Ordnung der Dinge nicht von allgemeinem Interesse sein, weil es in ihr per definitionem um das Erforschen von Partikulärem geht. (...) Frauenforschung erforscht, was die Frau ‚als Frau‘ anders macht, während sie als Mensch Mann ist (...). Deswegen sprechen über den Menschen bekanntlich nur Männer. Die Politik des Feminismus gewinnt durch die Dekonstruktion einen Ansatz, Instrumente der Analyse, Fähigkeit zum anderen Lesen; das heißt vor allen Dingen die Möglichkeit, die herrschende Ordnung der Dinge, statt sie zu naturalisieren, zu unterminieren.“ (Vinken 1992: S. 23)

Anstelle der Autorin tritt mit der Dekonstruktion die feministische Lektüre – „Tod der Autorin“ in der feministischen Postmoderne? (vgl. Benhabib et.al. 1993)

### *Tod der Autorin?*

Ein „Tod der Autorin“ steht für die feministische Politikwissenschaft, die sich ja im Spiralgang des Diskurses begründet, nicht an. Im Gegenteil. Auch sind Frauenforschung und Frauenbewegung keine getrennten Räume, „Frauenbewegung bzw. die feministische Forschung“ (Biester 1994: S. 9) heißt es da noch bis Mitte der Neunzigerjahre. Diese enge Verbindung wird nur noch übertroffen von den Bänden, die sich einem politischen Subjekt „Frauenbewegung“ und „Frauen“ zuordnen (vgl. Hügel et. al. 1993, Eichborn/Grimm 1994, Kaiser 1994).

Für diese sind „Frauen“ die *Autorin*, d.h. die gemeinsame politische Praxis macht die Vertrauens- und Glaubwürdigkeit aus, sie stellt das Publikum und wird als solches angesprochen: „Wir hoffen, dass dieses Buch ermutigt, Koalitionen aufzubauen, um politisch handlungsfähig zu werden.“ (Hügel et.al. 1993: S. 13) Hier spricht wieder das politische und erkennende Subjekt der Wissensrevolte, es will „den Beschränkungen feministischer Theorie und Praxis etwas entgegenzusetzen“ (Eichborn/Grimm 1994: S. 9) und kritisiert den etablierten Feminismus und institutionalisierte Frauenpolitik, also eine Praxis der Etablierung. Die feministische Politikwissenschaft teilt diese Kritik in Form des bereits deutlich gewordenen grundsätzlichen Unbehagens feministischer Wissenschaft und setzt gleichzeitig die Etablierung in Kraft, indem sie unterschiedliche Aufgaben für feministische Forschung und feministische Politik formuliert:

„Die Verbindung von Theorie und Praxis, einst Kern feministischen Politikverständnisses, verflüchtigte sich zur Unkenntlichkeit; der feministische Diskurs wurde von frauenpolitischer Praxis zunehmend entbunden. (S. 10) (...) Feministische Forschung muss und kann in diesem Kontext die Aufgabe übernehmen, Theorie und Praxis emanzipativer Politik wieder miteinander zu verbinden und einen reflexiven Theorie- und Praxiszusammenhang zu konstituieren. (...) Gerade die Paradoxie von Gleichstellungspolitik soll in den Blick genommen werden und als das Ergebnis patriarchaler Vergesellschaftung von Frauen analysiert werden. (...) Das Ziel des vorliegenden Bandes ist es, dieses Forschungsdefizit zu beseitigen. (S. 11)“ (Sauer 1994: S. 10-11)

Für die feministische Theorie, feministischen Sozialwissenschaften und Sozialphilosophie ist diese Trennung bereits vollzogen (Lindemann/Wobbe 1994, Pühl 1994, Diezinger et.al. 1994). Die Frauenforschung und feministische Theorie ist sich einerseits selbst *Autorin* genug, sich andererseits der Frauenbewegung als Publikum gewiss und kämpft mit der Wissenschaft als möglichem Publikum, das sich nicht weiterhin verschließen soll.

#### *Neu im Spiel: der Mit-Autor*

Mit der Männerforschung erscheint der *Autor* auf der Diskursoberfläche. Die Frauenforschung registriert und beteiligt „Studien über Männer und Männlichkeiten im Kontext feministischer Sozialwissenschaft“ (Armbruster/Müller/Stein-Hilbers 1995: S. 8). Vielleicht aber muss man den Status männlicher Sozialwissenschaftler, die über Männer und Männlichkeiten forschen, im feministischen Diskurs doch als eingeschränkt betrachten und als den eines *Mit-Autorens* einordnen, auch wenn sich mit ihm die Neudefinition von feministischer Sozialwissenschaft verbindet:

„Grundlage wie Vision der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung ist eine ‚geschlechtssensibilisierte‘ Sozialwissenschaft, die ‚Geschlecht als grundlegendes Strukturmoment von Gesellschaft begreift.“ (Armbruster/Müller/Stein-Hilbers 1995: S. 7)

Die „Männer der Wissenschaft“ erweisen sich vertrauens- und glaubwürdig, weil sie über Geschlecht forschen, *indem* sie (ihre) Geschlechtlichkeit und die Geschlechtlichkeit von Wissen reflektieren. D.h. der gemeinsame Gegenstandsbereich reicht, wie 1989 bei Elisabeth List, nicht mehr aus; die Reflexivität der feministischen Wissenschaft wird zum Maßstab für Zugehörigkeit, und es deutet sich an, dass *Reflexivität als Geste* die *Geschlechtsidentität als Geste* im Ritual/bei der Kontrolle des Zugangs zum Diskurs ablösen könnte. Und doch strukturiert Geschlechtsidentität über die Zugehörigkeit zur Frauenbewegung und feministischen Diskurs in der Wissenschaft hier das Verhältnis von Autorin und Mit-Autor. Die Mit-Autoren werden an feministischen Maßstäben von einem „wir“ gemessen, das als eines der Frauenforschung und damit der Frauenbewegung verstanden werden kann (vgl. Armbruster et.al. 1995: S. 10). Wenn Männlichkeiten „im Kontext feministischer Sozialwissenschaften“ von Männern untersucht werden, müssen sie sich am Maßstab der Reflexivität messen lassen. Der Verdacht auf eine „Erotik der Ungleichheit (Müller 1990)“ (Armbruster et.al. 1995: S. 11) ist trotz aller geäußerten Intentionen ihrer Protagonisten noch nicht aus der Welt, ja, er erweise sich mitunter als begründet. Reflexion der Geschlechtsidentität und ihrer Folgen für die Forschung und Theoriebildung bleibt ein zentrales Prinzip der Vertrauenswürdigkeit (Gruppierung).

Die Reflexivität des feministischen Diskurses wird in der zweiten Hälfte der Neunzigerjahre intensiv bearbeitet. Die Geschlechterdifferenz als fundierender Unterschied wird abgelöst durch eine Auseinandersetzung über die Differenzen zwischen Frauen, was ja die Frage nach dem Zugang zum feministischen Diskurs vor allem selbstkritisch und ein Stück weit auch selbstbezüglich wendet. So hat der Generationenkonflikt der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung (vgl. Fischer et.al. 1996) und feministischen Theorie (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000) auch eine selbstbezügliche Komponente. Verbunden ist damit allerdings die über die Selbstbezüglichkeit hinausgehende Frage, wer was zu sagen hat (Zugang zur und Präsenz der kritischen feministischen Öffentlichkeit an der Universität), welche Erfahrungen welcher Frauen, welche Normen die Wahrnehmungssituation des Diskurses, welche und wessen Interessen die strategische Wahl bestimmen. Darüber wird ein selbst bestimmter Platz für den Mit-Autoren frei. An dem grundlegenden Ritual, d.h. der Einsetzung, wer was zu sagen hat, ändert sich die Geste und professionalisiert sich die Qualifikation akademisch. Der Lebenslauf der Autorin und des Mit-Autoren wird zum Berufsverlauf. In der Gewohnheit der Gruppierung bleiben die FrauenforscherInnen doch weiblich, sie differenzieren sich zu Studentinnen, Nachwuchswissenschaftlerinnen und Professorinnen aus, die in einer Art politischer Be-

troffenheit ihre Zugehörigkeit zur Frauenbewegung in Form einer erhöhten Selbstreflexivität von Zugangsbedingungen unter Beweis stellen.

So beginnen zu sprechen: die „Kollegiatinnen“ (Fischer et.al. 1996: S. 8) als angehende Expertinnen und zukünftige Besitzerinnen des Diskurses; es sprechen die „Soziologinnen, Kulturanthropologinnen, Politikwissenschaftlerinnen und Sozialpsychologinnen“ (Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 7). Die Politikwissenschaftler werden zu „Kollegen des OSI“ (Kreisky/Sauer 1995: S. 10), damit verbunden erhält das Wissen der feministischen Wissenschaft den Status eines „mittlerweile“ „Standartrepertoire(s)“ (Penrose/Ruppert 1996: S. 8) und die Politik der Frauenbewegung den Status einer „Professionalisierung“ (Penrose/Rudolph 1996: S. 7). Die feministische Politikwissenschaft dringt vor in den male-stream und beansprucht „Erweiterung der Policy-Forschung um die Geschlechterperspektive“ (Kulawik/Sauer 1996: S. 28), immer getreu der Erinnerung an die „Pionierinnen der alten Frauenbewegung“ (Kerchner/Wilde 1997: S. 11), und führt in den Forschungsstand der feministischen Wissenschaft zum „Staat als Forschungsobjekt“ (vgl. Kerchner/Wilde 1997: S. 13) ein. Das Dach gemeinsamer Forschungsleistungen bildet „feministische Kritikarbeit an der Politikwissenschaft als Disziplin“ (Kreisky/Sauer 1997: S. 8), die alsbald zu einem „Forschungszweig“ avanciert, „der in geschlechterkritischer Auseinandersetzung mit Ansätzen und Ergebnissen politikwissenschaftlichen Arbeitens steht“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 9), so will es die geschlechtskritische feministische Politikwissenschaft sehen. „Staatliche Frauenpolitik“, wird resümiert, „kann zumindest erreichen, dass die institutionalisierte Männlichkeit sich ihrer selbst bewusst wird. Das ist die Vorbedingung für den Prozesswandel.“ (Sifft/Abels 1999: S. 16) Ist sie gelungen, die Wissensrevolte, hat sie die Definition der Probleme und der Problemlösungen der normalwissenschaftlichen, sprich im feministischen Sinne männlichen Politikwissenschaft transformiert, hat sie eine quasi kulturelle Revolution der Politikwissenschaft erreicht, so dass die politikwissenschaftliche Männlichkeit *sich ihrer selbst bewusst* wird? Die Reflexivität der feministischen Politikwissenschaft, die ja mit dem Ziel der Frauenbewegung des Selbstbewusstseins der Frauen (vgl. Kaiser 1994) korrespondierte, zum Selbstbewusstsein institutionalisierter Männlichkeit wenden können? Öffnet sich damit der Zugang zur feministischen Politikwissenschaft für die männlichen „Kollegen“, der Zugang der Politikwissenschaft für die weiblichen, insbesondere die feministischen Kolleginnen? Transformiert sich die AutorInnenschaft auf beiden Seiten? Wollen die Kollegen Feministen werden?

*Qualifikation* ist offensichtlich das Hauptschlachtfeld der feministischen Politikwissenschaft, der Politikwissenschaft mithin. Denn offensichtlich scheinen besonders die feministischen Politologinnen ihr (Gender-)Expertinnen-tum beweisen zu müssen, müssen sie die Autorinnenschaft ihres Diskurses – die sie anders als die sozialwissenschaftliche Frauenforschung nicht öffentlich zur Disposition stellen - besonders unter das Diktum der akademischen Professionalität ordnen. Aber das, was vielleicht – um in der Wortschöpfungssprache der geschlechtskritischen feministischen Politikwissenschaft zu sprechen - wie eine Art *gender-Bezogenheit* und damit perspektivischen *gender-Verengung* (Überdramatisierung von Geschlecht) der feministischen Politikwissenschaft auf manche wirken mag, ist auf der anderen Seite sehr wahrscheinlich ein Indiz für die ungeheuren Anstrengungen, die es kostet, in der Politikwissenschaft einen feministischen Diskurs zu wagen. Die feministische Sozialwissenschaft und Theorie hat dies zum selben Zeitpunkt offensichtlich (noch) nicht nötig – „nötig“ im tatsächlichen Sinn des Wortes, „nötig“ auch im Sinn von Diskursmöglichkeiten. Deren ganze Haltung ist, wie beschrieben, entspannter und selbstverständlicher, hier betreiben auch und ausdrücklich immer noch „Frauen“ feministische Theorie, sie sind „Feministinnen“ (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 7), „Kritikerinnen“ (Lenz/Nickel/Riegraf 2000: S. 10). Sie sind – wie die feministischen Theoretikerinnen und Feministischen Philosophinnen (vgl. Nagl-Docekal 2000, Projekt Feministische Theorie im Nordverbund 2000) - Herausgeberinnen, Referentinnen, Kommentatorinnen, Autorinnen (vgl. Hark 2001, Hornung et.al. 2001, Knapp/Wetterer 2001). Sie wollen „Überzeugungsarbeit feministischer Theorie“ (Scheich 1996: S. 33) leisten. Sicherlich appellieren auch sie an ihre Disziplin, aber sie argumentieren mit dem gesellschaftlichen Wandel, dem sich auch die Wissenschaft zu stellen hätte und ersparen sich eine aufreibende Beteuerung ihrer Qualifikation:

„Vermeintlich gesicherte Positionen aufzugeben ist nicht leicht. Gerade die Soziologie ist jedoch als Gesellschaftswissenschaft aufgerufen, die sozialen Veränderungen, die in den letzten drei Jahrzehnten durch die Frauenbewegung in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens hervorgerufen wurden, zu erfassen und zu erklären. Dass sie sich dabei auch als Wissenschaft verändert, ist unvermeidlich und für alle Beteiligten unbedeutend.“(Brück et.al. 1992/97: S. 12/13, auch nicht in der Herausgabe von 1997, RN)

Die feministische Theorie beruft sich als eine Perspektive kritischer Sozialwissenschaft auf ihre Zugehörigkeit zu eben dieser und fordert dieselbe auf, ihre Kritikpositionen hinsichtlich „Fragen des Geschlechterverhältnisses“ (Knapp 1998: S. 8/9) nachzuarbeiten. Sie nimmt sich von ihrer Kritik nicht aus und wendet sie als Selbstkritik. „*Hier wie dort* sind Kurskorrekturen gefordert.“ (Knapp 1998: S. 9, Hervorhebung RN)

Das Ritual, der Zugang zur feministischen Wissenschaft in Soziologie, Sozialwissenschaften, Politikwissenschaft und Philosophie, stellt eine Autorinnenschaft des feministischen Diskurses her, der in den Neunzigerjahren sich über das Konzept der Reflexivität als *AutorInnen-schaft* neu auszugestalten und den Zugang zu öffnen beginnt. In seinen Grundlagen bleibt er insofern konstant, als er die von der Wissensrevolte überlieferte Triade „Beruf als Qualifikation- Geschlechtsidentität und Zugehörigkeit zur Frauenbewegung – Frauenbewegung und Wissenschaft als Publikum“ erhält, auch wenn sich bei der Vertrauenswürdigkeit das Gewicht zunehmend auf die Qualifikation verlagert. Die Verschiebungen in der Autorinnenschaft wären also als *Prozess der Professionalisierung* zu deuten und in der Folge des neuen Zugangs-Prinzips als *Prozess der (noch nicht absehbaren) Überarbeitung des politischen Anspruchs* der Frauenbewegung und seiner Bedeutung für den akademischen feministischen Diskurs.

*Fazit: Das Ritual, die Autorin, der Mit-Autor und die Reflexivität*

Das Ritual legt also die *Eigenschaften* für die, die was zu sagen haben, fest.

Konkret heißt das:

Im feministischen Diskurs sind vertrauens- und glaubwürdig die *Frauen, Wissenschaftlerinnen*, die über eine wissenschaftliche Erfahrung und Praxis (Achtzigerjahre) und auch über eine bestimmte wissenschaftliche Position (Neunzigerjahre) verfügen. Sie sind *Feministinnen* und engagieren sich in der Frauenbewegung. Nach 1989 sind sie *feministische Expertinnen*: als Frauenforscherinnen/Frauen- und Geschlechterforscherinnen/Geschlechterforscherinnen und in ihren jeweiligen Disziplinen mit ihren jeweiligen Forschungs-, Studiums- und Promotionsschwerpunkten. Die *Autorin* des feministischen Diskurses in der Wissenschaft wird vorrangig zur *feministischen Akademikerin*, die die Frauenbewegung und feministische Politikerin berät. Sie spricht vom Ort des Wissens und der Erkenntnis aus und wird zur Ratgeberin, sie stellt Prognosen, sie vertieft die politischen Inhalte theoretisch, sie gibt den Visionen Worte, neue Begriffe, ihre Unabhängigkeit ist ihr neues Wissen, das sie innerhalb der Wissenschaft als wissenschaftliche Gruppe von anderen wissenschaftlichen Gruppen unterscheidet und das sie innerhalb der Frauenbewegung von anderen Gruppen der Frauenbewegung – der Gegenkultur, der Frauenpolitik, dem Gender Mainstreaming – unterscheidet und in gewissem Sinn auch zu ihrem verbindlichen Gegenüber macht. Sie wird zu der, die Wissen produziert und weitergibt, sie wird zu einer kritischen und gleichrangigen Stimme im wissenschaftlichen Kontext, die sich gegen wissenschaftliche Ignoranzen behaupten muss und sie herausfordert. Sie will *dazugehören* und zwar zur Wissenschaft, aber auch zur Frauenbewegung und dies bringt sie in eine wechselseitige Verlegenheit: sie beansprucht, zur Wissenschaft zu gehören

gegenüber der Frauenbewegung und gegenüber der Wissenschaft, und sie beansprucht gegenüber der Wissenschaft, zur Frauenbewegung zu gehören.

Dem später – Mitte der Neunzigerjahre - hinzukommenden *Mit-Autoren* wird ein Zugang zum wissenschaftlichen feministischen Diskurs eingeräumt, der aber gleichfalls kontrolliert und kritisch beobachtet bleibt. *Reflexivität* wird zur Regel, den Zugang zu bestimmen: Der Mit-Autor erhält gleichwohl einen Sonderstatus, und die Eigenschaften *Wissenschaftler*, *Anerkennung des Feminismus* und *Gender-Experte* müssen erfüllt sein, um sprechen zu dürfen.

Bei der *Autorin* als Prinzip der Gruppierung deutet sich der Loyalitätskonflikt als ein Zwiespalt an, der die Gefahr in sich birgt, eben diese Gruppe zu zerreißen: das Feminismus-Projekt in der Wissenschaft will sich offensichtlich für Männer öffnen, gerade weil ein Wissenschaftsverständnis mit ihnen, den „anderen“ Subjekten mit Geschlecht, geteilt wird.<sup>51</sup> Feministische Wissenschaft erkennt das Verständnis von Wissenschaft als vernünftigem Gespräch Ende der Achtzigerjahre ausdrücklich an und beginnt darin sich von der Frauenbewegung zu unterscheiden. Das Prinzip der Autorschaft wird zwar transformiert, aber da die strategische Situation des Diskurses vom Loyalitätskonflikt und den widersprüchlichen Anerkennungsverhältnissen im Geschlechterverhältnis an der Wissenschaft strukturiert bleibt, ändert es sich (noch) nicht grundlegend. Die *Autorin* bleibt strategisch und normativ an die Frauenbewegung gebunden. Sie ist damit ein politisches Prinzip der Gruppierung von kritischer Frauenöffentlichkeit und Trägerin (Funktion) von Frauen(bildungs)geschichte. Sie repräsentiert konflikthafte und hierarchische Geschlechtergeschichte an der Universität. Sie symbolisiert die Kritik an der Geschlechterordnung der Moderne und stellt in ihrer frauenpolitischen und wissenschaftspolitischen Praxis der Vernetzung die global denkende Wächterin der Frauenrechte als Menschenrecht dar. Die Wissensrevolte hat ihr in ihrer Gründungserzählung den Raum dafür bereitet. Die „Bräute der Revolution“ (Alice Schwarzer) sind der Studentenrevolution stiften gegangen und selbstbewusste Akademikerinnen (Subjekte der Aussagen) geworden, die etwas zu sagen haben (wollen).

---

<sup>51</sup> vgl. List 1989: Auch wenn feministische Theorie keine Theorie wie jede andere sei, sie sich doch „im vernünftigen Gespräch bewähren muss“ (List 1989: S. 12).

## 4.2 Äußerungsmodalitäten: Kompetenz/Status, institutionelle Plätze, Wahrnehmungssituation

Mit dem Ritual und dem Prinzip der Autorin ist nun beschrieben, wie der Zugang zum feministischen Diskurs geregelt ist, wie sich die Zugangsbedingungen verändern, wie das Profil der *feministischen Wissenschaftlerin* sich in der AutorInnenschaft ihre Handlungsmöglichkeiten bereitet. Dadurch hat sich die Frage nach dem Subjekt der Aussage schon um Einiges geklärt, genauer gesagt haben sich die Konturen des Subjekts der Aussage als einer Position geklärt. Das Subjekt der Aussage, so Foucault, „ist ein determinierter und leerer Platz, der wirklich von verschiedenen Individuen ausgefüllt werden kann“ (Foucault 1997a: S. 139), und mit den Angaben „Qualifikation-Geschlechtsidentität/Reflexion-Frauenbewegung und Wissenschaft“ sind seine äußeren Grenzen angegeben. Damit ist aber noch nicht beantwortet, warum diese und keine anderen Äußerungen gemacht worden sind, warum diese und keine anderen „wirklichen Individuen“ (Foucault) den Platz der Autorin einnehmen konnten, warum und wie diese Zusammenhänge entstanden sind. „Man müsste das Gesetz dieser verschiedenen Äußerungen und den Ort, von dem sie kommen, finden.“ (Foucault 1997a: S. 75) Dafür – für die „Formation der Äußerungsmodalitäten“ (vgl. Foucault 1997a: S. 75-82) - sind drei Kriterien heranzuziehen: *a) wer spricht? (Status):* „Wer in der Menge aller sprechenden Individuen verfügt begründet über diese Art von Sprache?“ (Foucault 1997a: 75) Foucault illustriert dies mit dem Beispiel der Geschichte des Arztberufes. Wie stellt sich „der Arzt“ als ein Status her? Es müssen erfüllt sein: Kompetenz bzw. Kompetenzkriterien, Institutionen, ein System der Beziehungen mit anderen Gruppen, die über einen Status verfügen, gesetzliche Bedingungen, besondere Merkmale (Reichtum, Qualifikationen, Positionen, Traditionen, kulturelle Bedingungen/Handlungsmöglichkeiten), die Geschichte eines Statuts an sich;

*b) von wo wird gesprochen (institutionelle Plätze):* der Arzt, den Foucault (der in einer Ärztfamilie aufgewachsen ist, vgl. Dosse 1999) als Beispiel wählt, spricht von solchen Plätzen aus wie dem Krankenhaus, der Privatpraxis, dem Laboratorium, der Bibliothek, der Verwaltung (vgl. Foucault 1997a: S. 77);

*c) welche Positionen nimmt das Subjekt ein:* kritisiert es, befragt es, bejaht es? Ist es ein horchendes, ein gehorchendes Subjekt, ein distanzierendes, um Dialog, Klärung, Absprache bemühtes? Ist es aggressiv, greift es an? Wendet es sich ab, wendet es sich zu? Ist es rational, sinnlich, wie lässt es sich ansprechen? Ist es vernetzt, in den Institutionen seines Status eingebunden, führt es Florgespräche oder ist es aktiv im Kaffeeklatsch der Stellenabsprachen? Hat es ein Vorzimmer, eine Ansprechdame, einen Sekretär? In welches Wahrnehmungsnetz ist es

eingebunden, welche Wahrnehmungstechniken (Qualifikation) hat es gelernt, welche wendet es an? Was nimmt es dann wahr?

Diese Formation der Äußerungsmodalitäten sind Arten und Weisen der Äußerungen, im Grunde genommen Arten und Weisen der Durchführung des Diskurses, der Durchführung seiner Zugangsbedingungen, dessen, was dort als zu erfüllende Prinzipien festgelegt ist.

Welches Verhältnis des feministischen Diskurses an der Universität zu seinen „sprechenden Subjekten“, welche Diskursgesellschaft, welche Definition von Zusammengehörigkeit sind zu beobachten? (vgl. Foucault 1998: S. 28) Ich gehe von den Zugangsbedingungen aus: Wie wird „Qualität“ gefüllt, wie gestalten sich die Gesten aus – Geschlechtsidentität, Reflexion-, wie zeigt sich die Wirksamkeit (gemessen am Publikum)? Wie stellt sich die feministische Wissenschaftlerin als ein Status her, von welchen Orten geht sie aus, welche Positionen nimmt ihr Subjekt ein?

#### *Die Feministin an der Universität*

Ich beginne mit dem ersten Text in meinem Material, dem Text des „Feminismus als Inspektion der Herrenkultur“<sup>52</sup> Der Status ist hier noch vorrangig der einer Feministin, die wissenschaftliches Arbeiten gelernt hat. Sie ist im kritischen Denken geschult, sie ist eine feministisch engagierte Wissenschaftlerin, die den weiblichen Standpunkt zum Ausdruck bringt, diejenige, die Gegenwürfe zum Bestehenden entwickelt, die, die sich dem „patriarchalen Gehalt aller kulturellen Hervorbringungen des Mannes“ (Pusch 1983: S. 14) entgegenstellt.

„Feministische Wissenschafts- und Kulturkritik ist jedoch nur der erste Teil unserer Aufgabe. In einem zweiten Schritt sind Gegenentwürfe zum Bestehenden zu entwickeln, in denen der weibliche Standpunkt autonom und gleichberechtigt zum Ausdruck kommt.“ (S. 14)

Wissenschafts- und Kulturkritik ist politischer Gegenentwurf. Die Entwicklung einer feministischen Theorie, die den weiblichen Standpunkt autonom und gleichberechtigt vertritt, ist eine „ungeheuer anstrengende, aufwendige, langwierige und komplexe Aufgabe“ (Pusch 1983: S. 14), die die Frauenbewegung nun zu tun hat; sie ist „diejenige Art von Arbeit, die historisch ‚fällig‘ war“ (Pusch 1983: S. 13). „Feminismus ist die Theorie der Frauenbewe-

---

<sup>52</sup> Geschrieben hat die Einleitung, wie bereits deutlich geworden ist, Luise F. Pusch. Sie war mit Senta Trömel-Plötz die bekannteste feministische Sprachwissenschaftlerin in den Achtzigerjahren. Ihr wissenschaftlicher Status bei der Buchherausgabe 1983 – in der Einleitung unerwähnt: Sie war Anfang der 1980er Jahre Heisenberg-Stipendiatin für feministisch-linguistische Forschung und Vertretungsprofessorin für germanistische (C3) und anglistische (C4) Professuren an den Universitäten Hannover und Duisburg<sup>52</sup>.

gung“ (Pusch 1983: S. 13): der Ort der Theorie ist die Frauenbewegung, die Position des Subjekts ist eine Abkehr und Abgrenzung von Männern und ihren Kulturleistungen, einschließlich der Wissenschaft. Die wissenschaftliche Qualifikation ist die Aneignung einer Arbeitsweise, weniger die Aneignung einer eigenständigen weiblichen Intellektualität. In der Abgrenzung liegt eine Hinwendung, die in der Formulierung des weiblichen Standpunkts, der anderen Hälfte der menschlichen Geschichte, etwas von Authentizität, von Echtheit im Sinne von Mit-Sich-als-Frau-Übereinstimmen hat. Man kann vielleicht sagen: es formiert sich so, vom Ort der Frauenbewegung aus, *die Feministin*, die für sich und alle Frauen über ihre Arbeit als Wissenschaftlerin, mit ihren Kenntnissen, die sie akademisch erworben hat, die Welt-Geschichte neu aneignet. Dieses kann sie an der Universität machen, sie kann es aber auch lassen. Die Universität ist kein besserer Ort für Erkenntnisprozesse als jeder andere. Die Zukunft des Feminismus liegt in den Kulturleistungen der Frau/en, wahrgenommen werden die vergangenen und möglichen Kulturleistungen der Frauen, wahrgenommen und als Gewalt bewertet die Kulturleistungen von Männern. Die Wahrnehmungssituation ist strukturiert von einer Geschlechterdifferenz, in der das Geschlechterverhältnis ein Gewaltverhältnis ist. Die Universität ist die „zentrale männliche Kulturleistung namens Wissenschaft“ (Pusch 1983: S. 14). Diese Feministin ist autonomes weibliches Subjekt, ihre Autonomie bedeutet ihr „Herrschaft über uns selbst, Autonomie, Selbstbestimmung“ (Pusch 1983: S. 11) entgegen aller „Männerherrschaft“ (S. 11). Ihr Ort ist die Frauenbewegung, ist die Welt.

#### *Die Frauenforscherin und die (ideologie)kritische Wissenschaftlerin*

Zur *Feministin* (auch an der Universität) gesellt sich die *Frauenforscherin*, die die Universität als Ort für ihre Erkenntnisprozesse gewählt hat.

Sie ordnet sich den „gut funktionierenden Netzwerke(n) der Frauenöffentlichkeit – und besonders der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ (Beyer/Lamott/Meyer 1983: S. 8) zu. Die Frauenforschung ist Teil der Frauenbewegung und wird zugleich zum eigenständigen, in der Art der Herstellung einer wissenschaftlichen Gemeinschaft von kritischen Frauen an der Universität *institutionellen Platz* innerhalb der Universität. So wird sie zur „Arbeitsstelle Frauenforschung der TU Berlin“ (Kulke 1985: S. 7). Damit sind der Frauenforscherin die Frauenbewegung und Universität zugleich Ort, wobei in ihrer Bedeutung die Frauenbewegung vorrangig ist. Sie ist bestimmender für die Seriösität als die Universität. Von der Frauenbewegung wahrgenommen zu werden ist ungleich wichtiger als von der Wissenschaft anerkannt zu werden. Die Wahrnehmung der Frauenforscherin ist weiterhin geprägt von der Geschlechterdifferenz, aber diese nicht mehr nur von Gewalt ge-

zeichnet. „Frauen“ und „Männer“ differenzieren sich aus; es gibt nicht mehr „den Mann“, der die Welt beherrscht und unter dem die Welt – die Frau – zu leiden hat. Die Frauenforscherin wendet sich nicht mehr von der Universität ab, sondern ihr neu und anders zu; sie geht Beziehungen über die Frauennetzwerke hinaus ein; sie sucht das Gespräch, den Austausch und den Dialog. Die Erfahrung von z.B. „Nicht-Diskussion im Klima der Höflichkeit“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 9) nimmt ihr nicht das „Vergnügen“ an ihrem „Gedankenspiel“ (vgl. Hausen/Nowotny 1986: S. 9). Sie will die „Spuren der Männlichkeit in der Wissenschaft“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 12) nachzeichnen und dies als „Wissenschaftsfrauen“ mit „Wissenschaftsmännern“ (vgl. Hausen/Nowotny 1986: S. 12) in einer „gemeinsamen Arbeit“ (S. 13). Ihr Status changiert von dem einer Frauenforscherin und dem einer Wissenschaftlerin, die kritisch über „Institutionen, Methoden und Inhalte der vorgefundenen Wissenschaft“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 9) nachdenkt und die eine „auf Geschlecht ausgerichtete Ideologiekritik der Wissenschaften“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 9) entwickeln will. Die Frauenforscherin bezieht sich mehr auf die Frauenöffentlichkeit, während die in Bezug auf Geschlecht (ideologie)kritische Wissenschaftlerin sich mehr auf die wissenschaftliche Öffentlichkeit einlässt. Beide bewegen sich in und als Frauenbewegung und in der Universität souverän, verbindlich und gleichwohl nach beiden Seiten klar abgegrenzt. Die Wortführung des gemeinsamen Dialogs und auch die Ressource der Veröffentlichung im Tagungsband (ohne die workshop-Beiträge der Männer) beanspruchen die Frauen für sich und sind darin Frauenbewegung; gleichzeitig halten sie den Kreis gegenüber der interessierten Frauenöffentlichkeit geschlossen. (vgl. Hausen/Nowotny 1986: S. 13) Das erkennende Subjekt ist eines mit Geschlecht; die beiden Geschlechter unterscheiden sich hinsichtlich ihrer „Menschen-, Sachen-, Raum- und Zeiterfahrung“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 11), d.h. die Geschlechterdifferenz strukturiert die Erfahrung auch von WissenschaftlerInnen und kann gleichzeitig über Reflexion, Forschung, Wissen, Austausch und dem Aufbrechen der „geschlechtspezifischen Arbeits- und Denkteilung in der Gesellschaft schlechthin“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 10) überwunden werden, ja zum Impuls und Motiv neuer Denkbewegungen werden.

Die Qualifikation der Frauenforscherin und der (ideologie)kritischen Wissenschaftlerin arbeitet sich in den Achtzigerjahren aus. Ihre Fachkompetenz wird präsent, in ihrer Zugehörigkeit zur Frauenbewegung wird sie dieser gegenüber selbständig, greift politische Diskussionen auf und setzt sie in Denk- und Kritikbewegungen um. Es ist die nationale und internationale Frauenöffentlichkeit/Öffentlichkeit der weltweiten Frauenbewegung/en, auf die sie reagiert und an deren Diskursen sie teilhat, aber es ist der institutionelle Ort der Universität, an

dem sie sich bewegt, den sie sich erobert, den sie konkret verändern will. Das Kollektiv der Frauenbewegung bestimmt nicht mehr die Sprechposition, die Autorinnen zeichnen nun auch persönlich, mit ihrem Namen, gegen und treten so aus dem Kollektiv heraus. Die Qualifikation veröffentlicht und profiliert die „wirkliche“ Sprecherin. Sie ist Tagungsteilnehmerin, Professorin (Kulke), Institutsmitarbeiterin (Kulke), Kollegiatin (Nowotny), ehemalige Sprecherin und Sektionsrätin der Sektion Frauenforschung in der DGS (Beer, Rerrich, Hagemann-White), feministische Theoretikerin (Großmaß/Schmerl), Wissenschaftskritikerin (Krüll), sie macht große internationale Frauenkongresse (Gerhard et.al. 1990), sie philosophiert (Nagl-Docekal 1990/94). Sie ist schlicht Wissenschaftlerin (Knapp/Wetterer, Ostner), die ihrem Beruf nachgeht und selbstbewusst mit neuen Inhalten füllt, sich ihre Kolleginnen und Mitarbeiterinnen wählt und hierfür eigenständige Zugangskriterien aufstellt. Sie veranstaltet Jahrestagungen der Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften (Knapp/Wetterer). Sie bildet einen „Kreis der Frauenbewegung und Frauenforschung“ (Gerhard et.al. 1990: S. 7), der die breite Öffentlichkeit erreicht. Dieser Kreis bereitet sich seinen eigenen Ort, seine eigene Diskursgesellschaft, seine eigene Autorin, seine eigenen Korridore und Flurgespräche.

„Rückblickend würde ich sagen, dass es das Frauennetzwerk mit seinen persönlichen Kontakten, Tagungen und wissenschaftspolitischen Institutionen war, aus denen sich allmählich der Kreis der Autorinnen herauskristallisierte, die in diesem Band vertreten sind.“ (Beer 1987/89: S. 1)

Die Wahrnehmung ist immer noch geprägt von der Geschlechterdifferenz, die, zum Forschungsgegenstand geworden, nun allerdings auch aus der theoretischen Distanz betrachtet, in den Gedankenspielen verarbeitet wird und der mit der Autonomie der feministischen Diskursgesellschaft begegnet wird. Die feministische Diskursgesellschaft in der Universität entwirft sich einen Raum für sich allein, den sie selbstverständlich in der Nachbarschaft anderer kritischer Räume bewohnt. Sie trifft sich hier und dort an der Universität mit ihren gewogenen und bündnisbereiten/-fähigen Kollegen, sie macht frühzeitig gemeinsame Politik mit ihnen in Kommissionen, insbesondere auch im Prozess der Institutionalisierung der Frauenforschung. Ohne eine gute Bündnispolitik an der Universität wäre die Institutionalisierung der Frauenforschung wohl immer ein Traum geblieben. Es ist gerade der „Erfolg“ der Frauenforschung, der die Bündnisfähigkeit auch der kritischen Kollegen an der Universität beweist. Insgesamt aber sieht sich die Frauenforscherin in einer Position des „Gegenüber“, „gegenüber dem etablierten Wissenschaftsbetrieb“ (Beer 1987/89: S. 2), von diesem in aller Schärfe in Frage gestellt, aber fähig, diesem Stand zu halten. (Welche Rolle hier den Bündnispartnern zukommt, verschweigt sie.) Im Prozess der Institutionalisierung behauptet sie sich und differenziert sich dabei gleichzeitig intern aus. Die Profilierung nach Außen bringt eine Profilierung nach Innen

mit sich. Im Verlauf „einer intensiveren Selbstverständigung unter Frauenforscherinnen“ werden „trotz großer Gemeinsamkeiten, auch Unvereinbarkeiten“ (Beer 1987/89: S. 2) deutlich und erwartungsgemäß nach „einer präziseren Abgrenzung untereinander im Hinblick auf die jeweils vertretenen Positionen“ (Beer 1987/89: S. 2) auch unhintergebar. Diejenigen, die sich in diesem Institutionalisierungsprozess bewegen, scheinen die Differenzen unter den Positionen und unter den Wissenschaftlerinnen fast zu begrüßen. Sie sind ihnen jedenfalls öffentlich kein Problem. (vgl. Rerrich/Hagemann-White 1988; Beer 1987/89; List 1989; Gerhard et.al. 1990) Frauenforschung bzw. feministische Wissenschaft sind ein eigenständiger Raum nicht nur gegenüber der Wissenschaft, sondern auch gegenüber der Frauenbewegung. Ende der Achtzigerjahre wird die Trennung zwischen Frauenforschung und Frauenbewegung recht unspektakulär vollzogen – die Linie „Ort“ und „Qualifikation“ markiert die Grenze.

Die Wahrnehmung dieses Prozesses der internen Ausdifferenzierung in der feministischen Öffentlichkeit zwischen der Frauenforschung und der, ganz allgemein betrachtet, Frauenbewegung durch die Politiken der Institutionalisierung und Professionalisierung fällt dagegen von Seiten der „Frauenbewegung“, d.i. in diesem Zusammenhang die *Kritikposition* einer Frauenöffentlichkeit, die sich ausschließlich der Frauenbewegung und ihrer Bewegungsgeschichte zuordnet, wie bereits erwähnt, äußerst kritisch aus.<sup>53</sup> Es heißt ja in der *Krise*: sie, die feministische Wissenschaft(lerin) oder Theoretikerin, werde konservativ und/oder abgehoben elitär. (vgl. Großmaß/Schmerl 1989, später Eichborn/Grimm 1994) Genauer gesagt: Es „treten viele Frauen, viele feministische Theoretikerinnen den Rückweg an, oft ohne es zu merken“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 10). Oder: „’Feminismus’ bewegt sich heute zwischen solchen akademischen Debatten, die zuweilen auch ins Feuilleton vordringen, und grundgesetzgläubiger Frauenpolitik.“ (Eichborn/Grimm 1994: S. 8) Ein anderer Umgang Ende der Achtzigerjahre von dieser Seite aus ist einfach, die Ausdifferenzierungen mehr oder weniger zu ignorieren, so in den Bänden zum 20-jährigen Jubiläum der Frauenbewegung (vgl. Anders 1988, Schlaeger 1988). Die Differenzen löschen sich in der Frauenbewegung aus, in der Frauenbewegung ist jede einfach „Frau“, sind „wir“ „Frauen“.

Im Prozess der Institutionalisierung, der einhergeht – wie wäre es anders zu erwarten angesichts der Normen der etablierten Wissenschaft, die erfüllt sein müssen – mit einem Prozess der Professionalisierung der Frauenforschung, wird der Ort der Universität zentral und sicht-

---

<sup>53</sup> Ich betone hier die Kritikposition, weil die Kritikerinnen selbst wie Christine Schmerl, Ruth Großmaß oder Sabine Grimm z.B. selbst Wissenschaftlerinnen bzw. Nachwuchswissenschaftlerinnen sind.

bar, z.B. die Bielefelder Fakultät für Soziologie, in der in verschiedenen AGs (AG „Curriculum Frauenforschung“, „AG „Rahmenplan“) für die Einrichtung einer Professur für Frauenforschung gestritten wird. (vgl. Beer 1987/89: S. 1f.) D.h. zwischen westdeutscher sozialwissenschaftlicher Frauenforschung und „ihrer“ Universität *entsteht im Streit Gemeinsamkeit*. Die Öffentlichkeit der Frauenforschung professionalisiert sich: sie publiziert, gründet Buchreihen, z.B. das „Forum Frauenforschung“, sie knüpft an die Tradition großer Frauenkongresse der historischen Frauenbewegung an (vgl. Gerhard et.al. 1990), sie übernimmt Formen der Vernetzung von der „etablierten Wissenschaft“ und veranstaltet fachspezifische Jahrestagungen, wie die Jahrestagungen der Sektion Frauenforschung, wobei diese sozialwissenschaftlich und in Bezug auf Theoriebildung interdisziplinär orientiert und offen bleibt. Offen für Frauen, aber die Enge des Zugangs ist schon frühzeitig, wie zu sehen war, umstritten und wird als Thema „Männlichkeit“ Gegenstand heftiger politischer und wissenschaftlicher Auseinandersetzungen. Der Streit um den Zugang zur feministischen Diskursgesellschaft ist, wie sich bereits oben schon angedeutet hat, immer verbunden auch mit einer Auseinandersetzung über Wissenschaft. Die Frage der Qualifikation vertieft sich zur Frage: Warum, wozu, mit wem betreiben wir feministische Wissenschaft? Im „Männer-Streit“ der Sektion Frauenforschung wird Wissenschaft – mit Habermas - als handlungsentlasteter Raum, Ort der Gedankenfreiheit (des, wie es Karin Hausen und Helga Nowotny genannt hatten „Gedankenspiels“) und des Dialogs entworfen. In einem solchen Raum, so das Argument, können sich die Geschlechter begegnen. Und zunächst die Frauen, die sich über den Zugang zum Raum vorher verständigen wollen und müssen. Das Buch, das aus diesem Streit als eine professionelle Form der Verarbeitung des Konfliktes in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung hervorgehen soll, ist als „dialogischen Buch“ geplant – ein Vorhaben, das sich als unpraktisch, als nicht durchführbar erweist und als solches hingenommen werden muss. (vgl. Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 3). An Universität als einem Raum der freien Auseinandersetzung wird gleichwohl festgehalten, auch wenn sich neue Formen der Konfliktbearbeitung auch im Buch nicht verwirklichen lassen.

Diese Frauenforscherin (eine „Sektionsfrau“, vgl. Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 1) ist beides: sie ist auf die Frauenöffentlichkeit bezogen und (ideologie)kritische Wissenschaftlerin, für die sich die „Grundannahme der Geschlechterverschiedenheit“ als eine soziale Konstruktion erweist. (vgl. Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 6/7) Ihre Wahrnehmungssituation ist also schon kurz vor der Krise Ende der Achtzigerjahre nicht mehr vorrangig von der Geschlechterdifferenz geprägt. In diesem Moment des Diskurses werden Männerbilder themati-

siert und gleichzeitig Konfliktbereitschaft und Dialogfähigkeit der Sektionsfrauen gefordert: „Wir hätten uns sogar noch mehr Kontroverse gewünscht!“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 4)

Die untergründigen Konfliktlinien zwischen den Wissenschaftlerinnen deuten sich an. Die frühzeitig proklamierte Pluralität der Stimmen (vgl. Beyer/Lamott/Meyer 1983) bekommt Konturen, Kristallisationspunkt ist ihnen das Verhältnis zu „linken Theorien“. „Die feministischen Entwürfe satteln sich häufig auf vorhandene linke Theorien auf, anstatt einfach damit anzufangen, was wir haben.“ (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 9) Es könnten zwei Theoriepositionen entstehen und mit ihnen zwei sich unterscheidende (Frauen-/Wissenschaftlerinnen-)Gruppen in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung. 1987 findet sich die Gruppe von „Frauenforscherinnen bzw. Wissenschaftlerinnen, die sich mit Kritischer Theorie und Marxismus auseinandersetzen“, die feststellen, dass „tatsächlich gemeinsam geteilte Grundpositionen existieren, die über die schlichte Feststellung hinausgehen, es bestehe eine Interdependenz zwischen Geschlechter- und Klassenlagen“ (Beer 1987/89: S. 4). Über diese zweite Gruppe wird „Geschlecht als Strukturkategorie“ eingeführt (vgl. Beer 1987/89: S. 16), die sich also von der theoretischen Wahl her von dem „Geschlecht als soziale Konstruktion“ (vgl. Rerrich/Hagemann-White 1988) unterscheidet – ohne sich allerdings von ihm deutlich und offensiv abzugrenzen. Diese theoretischen Bewegungen in der feministischen Diskursgesellschaft sind nicht konfrontativ, sondern jeweils auf sich bezogen, das kann auch bedeuten, dass sie sich voneinander im Grunde überzeugen lassen wollen. Unterschiedliche feministische „Paradigmen“, wenn frau familienähnliche Aussagengruppen so bezeichnen möchte, arbeiten sich jedenfalls im feministischen Diskurs weniger offen in der Abgrenzung voneinander ab als z.B. die verschiedenen Positionen im weltberühmten Positivismus-Streit in der Soziologie. Es wird immer noch nach Übereinstimmung gesucht oder versucht, die Übereinstimmung zu halten, wie auch immer. Das war ja schon mal – gerade im Zusammenhang mit dem Pluralitätspostulat der feministischen Politikwissenschaft – angesprochen worden: nach Außen gibt sich der feministische Diskurs *in der Regel* geschlossener als er es „tatsächlich“ ist, nach innen werden die Unterschiede unschärfer gehalten als sie es inhaltlich „theoretisch“ sind. *Pluralität* hält die Widersprüche zusammen. Die theoretischen Differenzen sind schwerer zu fassen – außer im Streit um Geschlechterdifferenz und Dekonstruktion. Aber auch hier neigt die diskursive Verarbeitung der theoretischen und politischen Differenzen dazu, sie zu verwischen. Wer, z.B., outet sich heute noch als Differenz-

oder Gleichheitsfeministin?<sup>54</sup> Gibt es sie tatsächlich nicht mehr, diese Unterschiede? Der feministische Diskurs ist außerdem vergesslich. Erst mit den Bilanzen und Einführungen werden diese unterschiedlichen Kategorien von Geschlecht den Namen von Ursula Beer (vgl. Hark 1999) und Carol Hagemann-White (vgl. Treibel 2000) zugeordnet.

Die Wahrnehmungssituation Ende der Achtzigerjahre ist geprägt von einem Ringen um Kritik und Dialog. Ist die Frauenforscherin ein Kritiksujet? Ist sie eine sozusagen „Frei-Denkende“? Was macht ihre Arbeit als (ideologie)kritische Wissenschaftlerin, die Geschlecht und Geschlechtlichkeit von Wissenschaft thematisiert, aus? Wie stehen sie da innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft? Wie hängen Position, Perspektive, Theoriebildung und Forschung zusammen?

Allen diesen verschiedenen Entwürfen von dem Beruf und der Arbeit der feministischen Wissenschaftlerin an der Universität ist ein Verständnis von Reflexivität gemeinsam, das sich durch die Praxis und Erfahrung in der Wissenschaft mit den Jahren ausarbeitet. *Die Thematisierung von Geschlecht bedeutet immer ein Doppelpes: sie ist niemals nur die Entwicklung eines Gegenstandsbereiches und einer Kritikposition, sondern immer auch die Reflexion der Situation des Sprechens.* Das Verhältnis zur „etablierten Wissenschaft“ ist ja angespannt, von schweren Verhandlungen und Schwierigkeiten miteinander (Abwehr und Notwehr) und vor allem von der einen *großen grundlegenden Erfahrung der Sprachlosigkeit, des Nicht-Verstehens* geprägt von Seiten der Frauenforschung und feministischen Wissenschaft aus. Diese Sprachlosigkeit der etablierten Wissenschaft gegenüber der Frauenforschung und feministischen Wissenschaft organisiert, so die Wahrnehmung der Frauenforschung, den Ausschluss der Frauen (und anderer ‚Minderheiten‘) an der Universität ganz wesentlich im Universitätsalltag. Karin Hausen und Helga Nowotny haben Mitte der Achtzigerjahre eine *Schlüsselsituation* geschildert, die die Wahrnehmungssituation und mithin auch die strategische Situation feministischer Wissenschaftlerinnen an der Universität im Prinzip bis heute strukturiert:

„Helga Nowotny hatte im April 1982 als Fellow des Berliner Wissenschaftskollegs einen Vortrag gehalten über die Frage ‚Wie männlich ist die Wissenschaft?‘. Die anschließende Nicht-Diskussion im Klima der Höflichkeit gab Rätsel auf und machte ratlos. Karin Hausen schlug deshalb vor, nicht nur eine, sondern viele Wissenschaftsfrauen aufzufordern, Überlegungen zu dieser Frage aufzuschreiben und diese dann intensiv mit Frauen und Männern aus der Wissenschaft zu diskutieren.“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 9)

---

<sup>54</sup> Mir fällt spontan nur Barbara Holland-Cunz 1996 ein.

Dieses Schlüsselerlebnis ist sozusagen paradigmatisch für das Verständnis von Reflexion in der feministischen Wissenschaft und zwar in zweierlei Hinsicht: zum einen wird über die Frage „wie männlich ist die Wissenschaft?“ in der deutschlandweit berühmten Expertenrunde des Berliner Wissenschaftskollegs nicht diskutiert, wenn auch die Haltung/Begegnung „höflich“, also vordergründig zumindest nicht ablehnend ist. Frau kann also feststellen: ihre Qualifikation wird wahrgenommen, sie erhält eine exponierte Stimme, die jedoch nicht gehört wird und möglicherweise nicht gehört werden *kann*. Zum anderen nun reagiert sie darauf konstruktiv: sie versucht einen gemeinsamen Raum des Wissens und des Verstehens herzustellen. Denn, so sieht sie es und teilt damit die Normen der etablierten Wissenschaftlichkeit: Wissenschaft bedeutet auch, einander zu verstehen und verstehen zu wollen.

Keine Entdeckung, kann mit der feministischen Wissenschaftshistorikerin eingefügt werden, wäre ohne diese intellektuelle und grundsätzliche Neugier auf das Unverstandene zustande gekommen. „Verstehen“ ist außerdem nicht nur Motivation für jede Form wissenschaftlichen Arbeitens<sup>55</sup>, sondern auch das Prinzip der Gruppenbildung wissenschaftlicher Gemeinschaften. So „verstehen“ Männer in (nicht nur) wissenschaftlichen Männerbünden einander und finden darüber zusammen. „Familienähnlichkeit“ als Kennzeichen für Paradigmen organisiert ja auch einen geteilten Verstehenshorizont - und wenn es sich um das problematische Prinzip der Identifikation, des „Sich-Selbst-Im-Anderen-Sehens“, handelt, das ja den Anderen in seinem Anderssein tendenziell auslöscht. Trotzdem: die diskursive Gruppe oder „Diskursgesellschaft“ „verstehen“ sich bis hin zur Unterwerfung. Foucault führt für diese moderne, „aufgeklärte“ Form exklusiven „Verstehens“ den Begriff der „Doktrin“ ein. Die Doktrin organisiert und bindet sowohl die Aussagenformation als auch die „wirklichen“ sprechenden Subjekte. Sie ist eine Regel der Anerkennung derselben Wahrheit und der „Akzeptierung einer - mehr oder weniger strengen – Regel der Übereinstimmung mit den für gültig erklärten Diskursen“ (Foucault 1998: S: 29). Diese Regel unterwirft die sprechenden Individuen durch „Zeichen, Manifestation und Instrument einer vorgängigen Zugehörigkeit (...) – einer Klassenzugehörigkeit, eines gesellschaftlichen oder rassischen Status, einer Nationalität oder Interessengemeinschaft, einer Zusammengehörigkeit in Kampf, Aufstand, Widerstand oder Beifall“ (Foucault 1998: S. 29).

---

<sup>55</sup> So ist das Ideal der Wissenschaft, das muss man natürlich einschränkend sagen und an Kuhn denken, für den in der Normalwissenschaft das „Verstehen“ vom „Rätsel lösen“ abgelöst wird – Rätsel, die sich die Normalwissenschaft selbst stellt und genauestens kontrolliert, vgl. Kuhn 1976.

„Die Doktrin führt eine zweifache Unterwerfung herbei: die Unterwerfung der sprechenden Subjekte unter die Diskurse und die Unterwerfung der Diskurse unter die sprechenden Individuen.“ (Foucault 1998: S. 29)

„Einander zu Verstehen“, auch im Sinne eines gegenseitigen Verständnisses, ist solchermassen ein Unterwerfungsakt und Herrschaftsgeste und wurde von der feministischen Wissenschaftlerin, der eine Position des Außens zugewiesen war, die sie aber auch als Dissidentin (Knapp/Wetterer) bewusst hatte einnehmen wollen, als solches wahrgenommen: jedoch zunächst nur bei die Kritik an den „anderen“, den „Männern“. Das feministische Konzept der Reflexion hatte dann allerdings zur Wahrnehmung der Verschiedenheit unter Frauen geführt und schließlich auch zur Wahrnehmung der Verschiedenheit unter Männern. Bereits Mitte der Achtzigerjahre wurde daraufhin die Reflexion zur permanenten und dialogisch angelegten feministischen und geschlechtertheoretischen Analyse der Sprechsituation. Karin Hausen und Helga Nowotny entwerfen ihr Konzept des workshops metalogisch und beziehen sich dabei auf Gregory Bateson:

„Definition: Ein Metalog ist ein Gespräch über ein problematisches Thema. In diesem Gespräch sollten die Teilnehmer nicht nur das Problem diskutieren, sondern die Struktur des Gesprächs als Ganzes sollte auf für eben dieses Thema relevant sein...“ (Gregory Bateson, zitiert nach Hausen/Nowotny 1986: S. 13)

*Das Prinzip der Reflexion bekommt also nicht nur die Dimension des „door openers“ der feministischen Diskursgesellschaft, sondern es wird als metalogisches Prinzip auch zur (professionellen) Grundlage der Wahrnehmungssituation.* Reflexion wird dadurch auch zu einer Form der Aneignung des wissenschaftlichen Diskurses. Die androzentrische „Wissenschaft“, sei sie traditionell oder kritisch, wird zum vom feministischen Diskurs anerkannten *Feld der Präsenz*. Die Wissenschaft, die von der Feministin an der Universität 1983 noch als „männliche Kulturleistung“ zurückgewiesen worden war, wird nun angenommen – auch in der Zurückweisung, die, wie schon zu sehen gewesen war, auch eine Form der Beziehung ist, ganz deutlich geworden in den begrifflichen Relationen und den verschiedenen Formen der theoretischen Wahl.

Es sind diejenigen „woanders formulierten Aussagen (...), die in einem Diskurs als anerkannte Wahrheit, als exakte Beschreibung, als begründete Überlegung oder notwendige Annahme wieder aufgenommen werden; man muss auch die darunter verstehen, die kritisiert, diskutiert und beurteilt werden, wie die, die zurückgewiesen oder ausgeschlossen werden“ (Foucault 1997a: S. 85).

Mit der zunehmenden Institutionalisierung der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und feministischen Wissenschaft in den einzelnen Fachdisziplinen vergrößert sich das wissenschaftliche Feld der Präsenz, breitet es sich quasi im Diskurs aus und nimmt sich mehr und mehr Raum auch in der Ausarbeitung der feministischen Visionen: eine „andere“ Wissenschaft ist etwas anderes als das Vorhaben einer „geschlechtstranszendierenden Wissenschaft“

(Hausen/Nowotny 1986: S. 10), das ein Vorhaben nach allen Regeln der Kunst ist – und stolz darauf.

Gleichzeitig vollzieht sich über Qualifikation und Professionalität die Trennung von Frauenbewegung und Frauenforschung und deuten sich zusätzliche Trennungen innerhalb der Frauenforschung an: es erscheint eine „kritische Frauenforschung“: „Ebenso wie sich der Feminismus als politisches Programm durchaus innerhalb des Rahmens politischer Legitimität bewegt, entspricht die kritische Frauenforschung in vielem den geltenden Regeln des theoretischen Diskurses.“ (List 1989: S. 11)

### *Die kritische Frauenforscherin*

Was macht das „Kritische“ der „kritischen Frauenforschung“ aus? Unterscheidet sie sich von der geschlechtstranszendierenden Wissenschaft, wenn ja, worin? Die kritische Frauenforschung knüpft an das Verständnis von feministischer Politik als transformativer Politik an, und so könnte man vielleicht sagen, ihr Konzept ist das einer transformativen Wissenschaft, die nicht nur neue Themen, neue Reflexionsweisen, neue Personen ins Spiel bringt, sondern die die Wissenschaft im Verhältnis zu sich selbst grundlegend, weit über das Geschlecht ihres Wissens hinaus, verändern will:

„Zur Diskussion steht also nicht bloß die ‚traditionelle Theorie‘, sondern das ganze Ensemble traditioneller ‚Denkverhältnisse‘, das durch die heute zwar ausdrücklich dementierte, aber im theoretischen Unbewussten noch tief verankerte Verknüpfung von Wissenschaft und Männlichkeit gekennzeichnet ist. (...) So gesehen ist feministische Theorie nur auf dem ersten Blick eine Theorie wie jede andere, auch wenn sie sich, wie jede Theorie, im vernünftigen Gespräch bewähren muss.“ (List 1989: S. 12)

Insofern ist Wissenschaft das Feld der Präsenz dieser kritischen Frauenforschung als transformativer Wissenschaft, und sie ist es nicht. Das erkennende Subjekt bleibt ein politisches Subjekt der Frauenbewegung, seine Wahrnehmungssituation entsprechend ambivalent strukturiert: es entwickelt in den Achtzigerjahren „mit wachsendem Interesse“ eine „Kritik der etablierten Wissenschaften“ (List 1989: S. 14) und bleibt „zugleich“ an den „aktuellen Problemen der Frauenbewegung außerhalb der Universitäten“ (List 1989: S. 14) und an der Universität orientiert. Wissenschaftskritik ist Herrschaftskritik und Kulturkritik, sie ist nicht immanent, in dem Sinne auch nicht paradigmatisch, sondern sie ist politische Kritik – nicht im Dienste der Frauenbewegung, sondern letztlich doch immer als Frauenbewegung, als kritische Frauenöffentlichkeit. Ihre grundlegende Übereinstimmung („Doktrin“ würde sie also Foucault nennen) ist „*Parteilichkeit mit Frauen*“. Ihre „Parteilichkeit für eine Gruppe von Menschen, die schwerwiegenden Formen von Diskriminierung unterworfen war und ist“ (List 1989: S.

11), mündet in eine Kritik, „die nicht gewillt ist, auf Freiheit und Gleichberechtigung als politische Prinzipien zu verzichten“ (List 1989: S. 18).

„Ihre Rechtfertigung liegt damit in der Respektierung politischer Normen und ethischer Prinzipien, die ihrerseits als allgemeingültig anerkannt werden. Insofern ist der Vorwurf des Separatismus oder Partikularismus ihr gegenüber nicht gerechtfertigt.“ (List 1989: S. 11)

„Verstehen“ lernen müssen das die „Anderen“ des feministischen Diskurses, hier die „Männer der Wissenschaft“.

Für die kritische Frauenforschung ist vorrangig von Interesse, „inwieweit der Feminismus nicht nur eine transformative Politik, sondern auch ein transformatives Theorieverständnis zu inaugurieren vermag, speziell im Bereich der Sozialwissenschaften und der Philosophie“ (List 1989: S. 14).

„*Kritische Frauenforschung*“ ist also eine transformative Wissenschaft mit dem „charakteristischen Element“ der „Kritik an und Abweichung von ‚normalwissenschaftlicher‘ Theorie und Methode (...)“ (List 1989: S. 15), der Kritik an und Abweichung von normalwissenschaftlichem Habitus und Forschungspraxis, der Kritik an und Abweichung von „den androzentrischen Prämissen des traditionellen Vernunftverständnisses und der modernen Kultur der Rationalität“ (List 1989: S. 15). Die *kritische Frauenforscherin* ist sowohl Feministin an der Universität als auch erfahrene Philosophin und Wissenschaftlerin. Sie ist autonomes kritisches erkennendes Subjekt, das politisch handelt und dessen Wahrnehmung herrschaftskritisch strukturiert ist. Zugehörigkeit und Übereinstimmung stellen sich normativ vorrangig über die Frauenbewegung her, auch wenn die Wissenschaft das Feld der Präsenz ist und das Äußerungsfeld als solches akademisch konfiguriert. (vgl. Foucault 1997a: S. 85) Das „Abhängigkeitssystem zwischen dem, was man gelernt hat, was man gesehen hat, was man ableitet, was man als wahrscheinlich annimmt, was man fordert“ (Foucault 1997a: S. 84), ist ambivalent, es ist wissenschaftlich und politisch zugleich. Die Wahrnehmungssituation ist nicht unwesentlich von der Erfahrung von Antifeminismus und Frauenfeindlichkeit strukturiert. Das Schlüsselerlebnis von Karin Hausen und Helga Nowotny ist hier ungleich zugespitzter.

„Feministinnen sind, seit es sie gibt, mit der Definitionsmacht nicht gerade wohl gesonnener Meinungsautoritäten konfrontiert. Das Recht auf intellektuelle Selbstbestimmung ist für Frauen auch heute noch keine Selbstverständlichkeit. Und es sollte gerade dann gewährleistet sein, wenn es darum geht, über die politischen Ziele des Feminismus als soziale Bewegung zu entscheiden. Denn eine angemessene Bestimmung dessen, was Feminismus sein soll, kann nur aus der Frauenbewegung selbst gewonnen werden. Das ist freilich schwierig genug. Der Frauenbewegung als historischem und sozialem Phänomen fehlt die Einheitlichkeit und erst recht die hierarchische Struktur, die mit Bestimmtheit den Standpunkt der Perspektive erkennen ließe, aus der eine solche Definition ableitbar wäre. Es müsste jedenfalls eine Definition sein, die den Bezug feministischen Denkens und Han-

delns auf Frauen *als Gruppe* reflektiert und keine Mehrheit oder Minderheit von Frauen ausschließt.“ (List 1989: S. 9, Hervorhebung i.O.).“ (List 1989: S. 9)

Die feministische Diskursgesellschaft sieht sich folglich in einem Gegenüber zu einer unfreundlichen Meinungsautorität, in der strategischen Situation einer abweisenden Konfrontation und als eine politische Besonderheit: die Frauenbewegung ist unhierarchisch, uneinheitlich, inklusiv – das ist das Zugangsmodell für kritische Frauenforschung als transformative Wissenschaft: keine Mehrheit oder Minderheit von Frauen auszuschließen.

Gleichzeitig bleibt das *Emanzipationskonzept der Moderne Maßstab zur Bewertung des Politischen*, ja es wird hegemonial. Als „feministisch“ gelten alle Positionen im Spektrum feministischer Theorie und Politik, die kritisch an das Emanzipationskonzept der Moderne anschließen. Der kulturelle Feminismus hat sich dagegen als „Geschlechtermetaphysik mit umgekehrten Vorzeichen“ (List 1989: S. 17) davon entfernt. Ansonsten bedeutet – entsprechend des Pluralitätspostulats - die Verschiedenartigkeit der Positionen im Feminismus nicht ihre Unvereinbarkeit. „Vielmehr handelt es sich um einander ergänzende, wenn auch spannungsreiche Elemente feministischen Denkens.“ (List 1989: S. 17) Orientiert am modernen Konzept der Emanzipation ist das politische Subjekt mit Geschlecht ein „Mensch“, und auf ihn bezogen hat feministische Wissenschaft als *transformative Wissenschaft* insbesondere zu klären:

„Eine der wichtigsten Aufgaben feministischer Theorie besteht in der Klärung der moralischen Prinzipien und Normen, durch die sich die Ansprüche feministischer Politik rechtfertigen lassen.“ (List 1989: S. 17)

Auch wenn sich die kritische Frauenforschung zwischen Frauenbewegung und „philosophischem Establishment“ (List 1989: S. 24) bewegt, weiß sie sich auf einer guten Seite. Die Wissenschaft, die sie fordert, und zwar nicht nur sie allein (vgl. List 1989: S. 26), ist eine „Wissenschaft nach menschlichem Maß“, und diese „bliebe ohne eine reale Veränderung der privaten Lebensverhältnisse, insbesondere der von Frauen, bloße Utopie“ (List 1989: S. 26).

„Akut wird die Auseinandersetzung um konfligierende Standpunkte der Wissenschaftskritik besonders dann, wenn es um die Frage geht, wie weit und in welcher Form feministische Forschung im Rahmen akademischer Institutionen überhaupt betrieben werden kann und soll. Die reale Situation ‚marginaler Institutionalisierung‘, in der sich die Frauenforschung befindet, scheint eine zweifache methodische und theoretische Ausrichtung zugleich zu erfordern und zu ermöglichen: Auf der einen Seite teilt die Mehrheit der wissenschaftliche tätigen Feministinnen die Überzeugung, dass die wissenschaftlichen Institutionen und das von ihnen produzierte Wissen wirksame Faktoren im gesellschaftlichen Leben sind und schon deshalb kritische Aufmerksamkeit verdienen. Andererseits wächst besonders bei jenen, die in konkreter Projektarbeit engagiert sind, ein Bewusstsein von der Notwendigkeit neuer, vom universitären Wissen unabhängiger Denkweisen und Reflexionsformen, die dem Alltagsleben und den Erfahrungen von Frauen besser entsprechen.“ (List 1989: S. 26)

Dieses erkennende Subjekt mit Geschlecht ist ein Subjekt der Wissensrevolte, es sieht in den wissenschaftlichen Institutionen und ihrer Wissensproduktion das Problem; es geht aus ihnen

hervor, ist ihre Konsequenz und wendet sich doch ab. Die Wissensrevolte wollte „Mehr wissen!“, und sie wollte besser „verstehen“. Sie vermutete, dass überlieferte Denktraditionen, Vergemeinschaftungsformen an der Universität, die ganze normale Wissenschaft mit ihrem androzentrismen männerbündischen Beiwerk dem Wissen, das dem „Alltagsleben und den Erfahrungen von Frauen“ entspricht, entgegensteht, dass „vom universitären Wissen unabhängige() Denkweisen und Reflexionsformen“ zu entwickeln seien. Ihr Ort ist eher der Ort des „Kein Ort. Nirgends“ (Christa Wolf), des „Noch-Nicht“, aber auch des „Sofort“. Das, was zu tun ist, ist jetzt zu tun, ganz entsprechend der Haltung der Wissensrevolte. Es ist eine Grenzverletzung und zwar eine nötige Grenzverletzung.

„Die Entwicklung des feministischen Denkens in der jüngeren Geschichte der Frauenbewegung kann als eine Abfolge immer radikalerer Überschreitungen der Grenzen des herrschenden Diskurses beschrieben werden. Offenbar sind Überschreitungen notwendig, um das Selbstverständnis der patriarchalen Tradition zu erschüttern und die kollektive Verdrängung bewusst zu machen, der all jene Momente menschlicher Erfahrung unterlagen, die gemeinhin als ‚weiblich‘ gelten.“ (List 1989: S. 27)

„*Going too far*“ (Robin Morgan) - „Zu weit gehen“, Grenzen verletzen, Grenzen neu ziehen: „Die Bewegung des ‚Zu-Weit-Gehens‘ scheint für den Ausbruch aus einer Situation existentieller Marginalität, die lange weibliches Schicksal war, zugleich unverzichtbar und unvermeidlich zu sein.“ (List 1989: S. 28)

„*Nur im Streit wird Wahrheit geboren...*“ (Großmaß/Schmerl 1989)

In gleichzeitigen, widerstrebenden Bewegungen arbeiten sich bis zum Beginn der Neunzigerjahre mehrere Statuten feministischer Wissenschaft aus, die zum Teil auch ineinander greifen: die sozialwissenschaftliche Frauenforscherin mit der Verschiedenheit ihrer Positionen (Geschlecht als soziale Konstruktion; Strukturkategorie Geschlecht), die (ideologie)kritische Wissenschaftlerin (Geschlecht als Ideologie), die kritische Frauenforscherin (Geschlechterverhältnis als Herrschaftsverhältnis). In der Gleichzeitigkeit ihrer Entwicklung sind sie zwar Effekte von unterschiedlicher theoretischer (in Bezug auf die Aneignung von Theoriepositionen) und strategischer (in Bezug auf das sich ausarbeitende Wissenschaftsverständnis) Wahl innerhalb des feministischen Diskurses, aber sie treten weniger als Abgrenzungen auf. Mit zunehmender Institutionalisierung und Professionalisierung wird der Zugang zum Diskurs immer mehr zum Problem – wobei man dazu festhalten muss, dass das Problem des Zugangs für Frauen zur androzentrismen Wissenschaft ein Anlass der Formierung des feministischen Diskurses als Kritik der Wissenschaften durch Frauen, insbesondere Feministinnen, gewesen ist. Das Paradoxe des feministischen Diskurses ist ja, so schreibt sich die Struktur der Gründungserzählung fort, dass die androzentrismen Wissenschaft als Feld strategischer Möglich-

keiten einerseits ebenso die Wissenschaft/lichkeit von Frauen erzeugte wie auch ausschloss. Dieses Motiv bzw. dieses Beziehungsmuster strategischer Möglichkeiten oder allgemeiner gesagt von Diskursmöglichkeiten strukturiert die feministische Diskursgesellschaft dauerhaft: als Problem des Zugangs zu ihr sowie als Problem des Zugangs von Frauen und feministischen Wissenschaftlerinnen zur „etablierten Wissenschaft“ – zum Mainstream oder malestream, zur scientific community oder wie auch immer sie in den Neunzigerjahren genannt worden ist. Je nach Wahrnehmungssituation (nicht nur) des feministischen Diskurses, d.h. auch je nach Position des Subjekts, wird der Zugang von Frauen und feministischen Wissenschaftlerinnen zum Betrieb unterschiedlich eingeschätzt. Man kann auch so sagen: die Frauenforscherin *sieht* die Angelegenheit anders als z.B. die kritische Frauenforscherin. Wo die eine auf den Dialog setzt, beobachtet die andere die Marginalisierung. Auch *versteht* die Frauenforscherin „Geschlecht“ anders als die kritische Frauenforscherin: sei es nun die Strukturkategorie „Geschlecht“ oder „Geschlecht als Herrschaftsverhältnis“. Die eine sieht die soziale Konstruktion, die Herstellung von Geschlechtlichkeit, und sie betont die (eigenen) Möglichkeiten, ihr zu begegnen. Die andere, die Herrschaftskritikerin, sieht die Herrschaft, die Gewalt und Unterdrückung im Geschlechterverhältnis, die Unterdrückung in überlieferten Weiblichkeitsklischées auch in feministischen Fehldeutungen, wie sie es auffasst, der Geschlechterdifferenz in differenzfeministischen Entwürfen z.B. von „weiblicher Freiheit“ als neuer politischer Praxis (von Frauen) (vgl. Libreria delle donne di Milano (Hg.) (1991).

„'Feminismus oder Weiblichkeit' – vor diese problematische Alternative scheinen uns nicht nur die Verteidiger des alten ‚Arrangements der Geschlechter‘, sondern auch manche Entwicklungen der Frauenszene selbst zu stellen.“ (List 1989: S. 29)

Einig sind sich *Frauenforscherin* und *kritische Frauenforscherin* im deutschsprachigen feministischen Diskurs an der Universität offensichtlich in ihrer Kritik feministischer Konzeptionen von Geschlechterdifferenz Ende der Achtzigerjahre. Sie stimmen auch überein in ihrer grundsätzlichen Einschätzung der ungebrochen tendenziellen Verschllossenheit des universitären Betriebs gegenüber Frauen. Sie finden zusammen in der Dauerthematisierung von *Grenzen*. Das kann als eine weitere Dimension der Reflexivität des Feminismus verstanden werden. „Die Kritik der Grenzen und die Grenzen der Kritik“ (List 1989: S. 25) – das wäre das Bild zu dieser Dimension der Reflexion, die sich Ende der Achtzigerjahre mit der Frage nach dem „genuin politische(m) Element feministischen Denkens“ stellt. Dieses genuin politische Element des Feminismus sei es, das sich als stark genug erweise, „um der Gefahr der konservativen Vereinnahmung zu entgehen“ (List 1989: S. 29).

Der Status der Frauenforscherin, der kritischen Frauenforscherin und der (ideologie)kritischen Wissenschaftlerin hat eine Geschichte oder übernimmt eine Geschichte. Er folgt der Orientierung an dem Emanzipationskonzept der Moderne, der Geschichte der historischen Frauenbewegung, der Frauenbildungsgeschichte und der Geschlechtergeschichte der bürgerlichen Moderne („Weiblichkeit“). Daran schließt die Selbstwahrnehmung die „reziproke Position von Einzelbeobachtungen und allgemeinen Prinzipien“ (Foucault 1997a: S. 84) an. Sowohl die Frauenrechtlerinnen, frau erinnert sich, als auch die Blaustrümpfe galten der bürgerlichen Moderne als zutiefst unweiblich. Das vergisst der feministische Diskurs nicht, er lagert die Frauenbildungsgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft ab. Die Frauenforscherin, kritische Frauenforscherin und (ideologie)kritische Wissenschaftlerin hat als Feministin und Frau an der Universität diese (bildungs-)bürgerliche Geschichte, die durch die Zeit hindurch immer wieder zum Vorschein kommt, z.B. bei den ersten Anstrengungen der Frauenforschung und der Erinnerungsarbeit der „in Bewegung befindlichen Frauen“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 7). So entsteht ein diskursives „*Erinnerungsgebiet*“, bei dem es sich

„um Aussagen (handelt), die nicht mehr zugelassen und nicht diskutiert werden, die infolgedessen kein Korpus von Wahrheiten oder ein Gültigkeitsgebiet definieren, sondern in Hinblick auf die sich Beziehungen der Ableitung, der Genese, der Transformation, der historischen Kontinuität und Diskontinuität herstellen“ (Foucault 1997a: S. 86).

Als ein solches Erinnerungsgebiet könnte das spannungsreiche und ambivalente Verhältnis von Wissenschaft und Frauen, Wissenschaft und Feminismus gelten, das möglicherweise beide sogar teilen, das sie verbindet und eben immer wieder dieses abweisende oder fremdelnde Gegenüber – auf beiden Seiten - herstellt. Im Konflikt über den jeweiligen Zugang zur jeweiligen Diskursgesellschaft wird diese Erinnerung vielleicht immer wieder (unbewusst) reaktiviert? Das Thema „Zugang“ und „Grenzen“ ist jedenfalls zeitloser Dauerbrenner des feministischen Diskurses – und weist ihn damit als einen Diskurs der Moderne aus?

*Pluralität* als Prinzip schließlich bestimmt die Wahrnehmungssituation des Diskurses im Verhältnis zu sich selbst. Sie gilt als politische und wissenschaftliche Aufgabe, die den Unterschied macht zur „etablierten Wissenschaft“. Einheit soll nicht erzwungen, nicht künstlich hergestellt werden. Die *Heterogenität* des Diskurses soll die *Quelle seiner Reflexivität* sein.

„Das Bild der Heterogenität, das die Durchsicht der wichtigsten Fragestellungen und Etappen feministischen Denkens bietet, ist also nicht das eines friedlichen Nach- und Nebeneinanders von Positionen und Problemen. Es lässt vielmehr klare Konturen erkennen, Brüche, Divergenzen, in denen sich historisch konkrete Prozesse der Auseinandersetzung, ja der Parteilung und Spaltung in der Realität feministischer Aktion und Politik spiegeln. Das Bewusstsein um seine Widersprüche und die Fähigkeit, sie produktiv als Quelle fortgesetzter Reflexion zu nutzen, sollten Kennzeichen eines feministischen Denkens sein, das Ernst macht mit seiner Kritik an den alten Projekten absoluter Kontingenzbewältigung durch die ‚Große Theorie‘.“ (List 1989: S. 29)

Bedeutet *Pluralität* Streit? Es ist kein friedliches Nebeneinander der Theoriepositionen, hatte Elisabeth List betont. Aber ist ein *Miteinander des Streits* zu beobachten? Was ist „Streit“? Welchen „Streit“ beobachten die Herausgeberinnen Christine Schmerl und Ruth Großmaß Ende der Achtzigerjahre? Sie thematisieren einen Konflikt und zwar den Konflikt um die Vereinnahmung und das Konservativ-Werden feministischen Denkens und feministischer Politik. Im Grunde wird die Frage gestellt, was *Feminismus* „im Kern“ ausmacht: ist es feministisch, Weiblichkeit und die Geschlechterdifferenz zu betonen oder ist es das gerade *nicht*? Wann wird feministische Theorie von patriarchaler Theorie ‚gewendet‘?, wird angesichts wahrgenommener Anpassungs- und Vereinnahmungstendenzen gefragt. Die Wahrnehmungssituation Ende der Achtzigerjahre im feministischen Diskurs ist also angespannt, obwohl oder vielleicht gerade *weil* die Frauenforscherin Erfolg hat, einen bescheidenen Erfolg zwar, aber er ist nicht von der Hand zu weisen. (vgl. Großmaß/Schmerl 1989: S. 8) Die Anerkennung von Feministinnen durch die „progressiveren der Humanwissenschaften (z.B. Soziologie, Pädagogik, Literaturwissenschaften“ wie auch von einer frauenpolitisch interessierten Öffentlichkeit“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 8) wird – und das macht den Erfolg bzw. die Anerkennung und die „Kenntnisnahme“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 8) prekär, gefährdet – von einem Backlash durch aggressiv frauenfeindliche „Gegner der Frauenbefreiung“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 8) flankiert: „der die Frauen an ‚ihrem‘ Platz halten will und ihnen das aufrechte Gehen auf eigenen Wegen, das Sammeln eigener Erkenntnisse und das Erreichen selbstbestimmter Ziele verwehren will“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 9). Diese Gegenbewegung korrespondiert mit der „Umkehr einiger Feministinnen“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 10) und führt zu einer „unglücklichen Allianz (zwischen enttäuschten, resignierten oder auch nur betriebsblinden Feministinnen und überzeugten Interessenvertretern des neuen Stromlinien-Patriarchats)“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 10). Die Wahrnehmungssituation der Feministin in der Wissenschaft und der (kritischen) Frauenforscherin ist von dieser Gespaltenheit und vor allem von den Veränderungen in der Frauenbewegung und Frauenforschung geprägt. Steht das „Wahre“ des Feminismus auf dem Spiel? – das war schon einmal die Frage. Denn das verbirgt sich ja hinter der nervösen Überlegung, inwiefern der Feminismus konservativ wird, sich vereinnahmen lässt und sein „ursprüngliches Ziel“ aus den Augen verliert. Die Grenzen der Gemeinschaft (von Frauen, genauer gesagt Feministinnen, an der Universität) sind gefährdet, die Veränderungen sind irritierend, vielleicht sogar bedrohlich, die „Unterschiede *zwischen* den Frauen, die zunächst vor allem gleich waren, weil sie sich vom *selben* Ausgangsort entfernten“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 9, Hervorhebung i.O., RN), stellen den ge-

meinsamen Ort in Frage. D.h. die Gemeinsamkeit dieses „Ortes“ (welcher Ort ist gemeint?) hatte sich über die Gleichheit von Frauen hergestellt, und es ist nicht deutlich, inwiefern diese Gleichheit auch Gleichsein bedeutete. Inmitten der Unterschiede zwischen den Frauen und zwar zwischen den *Feministinnen*, d.s. die „in Bewegung befindlichen Frauen“ (Großmaß/Schmerl 1989: S. 9), beginnt nicht nur ihr „Wahres“ sich aufzulösen, sondern auch der *Status der feministischen Wissenschaftlerin* – sie verliert ihr Feministisches, und das ist offensichtlich nicht nur die Zugehörigkeit zur Frauenbewegung, sondern mit ihr eben auch die Anerkennung einer Wahrheit und die Zugehörigkeit zu dem gesellschaftlichen Status, den Frau-Sein bedeutet (hat/hätte) und der nun durch die Anerkennung und „Vereinnahmung“ sich wie zu zerstreuen oder zu spalten beginnt. Die Anerkennung und „Vereinnahmung“ sowie der aggressive Backlash erzeugen Unterschiede zwischen den Feministinnen, und das droht die Zusammengehörigkeit der feministischen Gemeinschaft/Öffentlichkeit zu zersplittern.

*Feminismus wird zur modernen Emanzipationsgeschichte.*

Vielleicht ist die Gleichheit-/Differenz-Debatte im Verlauf ihres Prozesses Ende der Achtzigerjahre zu einer *Form der Bewältigung und dem Versuch der Neubestimmung von Zusammengehörigkeit des feministischen Diskurses*, das war die „Wahrheit“ des Feminismus bis dahin und die Zugehörigkeit zum gesellschaftlichen Status des Frau-Seins, geworden. Über die Verhandlung der Bedeutung der Geschlechterdifferenz wird der Status des Frau-Seins als Prinzip der Zugehörigkeit zur Frauenbewegung und insbesondere feministischen Wissenschaft umkämpft und in vieler Hinsicht fragwürdig: als Unmöglichkeit eines Gleich-Seins, Unmöglichkeit der endgültigen Übereinstimmung, als Fragwürdigkeit der „Wahrheit“ des Körpers, als Einseitigkeit der Wahrnehmung des Geschlechterkampfes. Gleichzeitig wird eine Geschichte der Frauenbewegung über sie hergestellt, die das normative Feld des Feminismus strukturiert und damit sowohl die Landkarte der Macht des Feminismus als auch die Ordnung der „Spielregeln von Ausschließung und Verbreitung“ (Foucault 1998: S. 28) des feministischen Diskurses an der Universität aufstellt. Feminismus wird zur modernen Emanzipationsgeschichte.

„Ganz gleich, um welche Problemstellung es ging, um die Geschichte der Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft, die zugleich die Geschichte ihrer Ausschließung ist, um verschiedene Emanzipationskonzepte der Alten und der Neuen Frauenbewegung, um Geschlechterrollen und das Bild der Frau oder um den Begriff des Privaten als des Politischen, die Diskussion lief immer wieder auf das Spannungsverhältnis von Gleichheit und/oder Differenz hinaus.“ (Gerhard et.al. 1990: S. 7)

Die „Geschlechter-Dialektik der Aufklärung“ (Gerhard et.al. 1990: S. 10) strukturiert damit auch die „Sicht der Frau“ (vgl. Gerhard et.al. 1990: S. 10) der Frauenforscherin und femi-

nistischen Wissenschaftlerin. Der Feminismus als Emanzipationsgeschichte wird humanistisch, diese theoretische Wahl fügt sich wie zwangsläufig und äußert sich darin, dass auf der Diskursoberfläche dieses Frauenkongresses nur der humanistische Feminismus positiv präsent wird (vgl. Gerhard et.al. 1990: S.7ff.) und mit ihm das Konzept der (Geschlechter-)Differenz endgültig und auf eine bestimmte Weise als fragwürdig erklärt. Zu den Grundfragen feministischer Theorie und Politik wird aus der Perspektive der Frauenrechte als Menschenrechte erklärt

„- ob Gleichheit oder Differenz, also die Verschiedenheit der Frauen und die Verschiedenheit der Geschlechter, der Bezugspunkt eines anderen, auch die weibliche Lebensweise umfassenden Rechts sein sollte;  
- ob es, wie die Aufklärung versprach, universale Kriterien für Gerechtigkeit gibt, oder ob wir Frauen eine andere Moral, eine neue Ethik vertreten können und sollen.  
Und wir sind uns nicht einig, welche Bilder von ‚Weiblichkeit‘ wir jenseits polarisierter Geschlechterrollen haben, welchen Begriff von Vernunft und Natur und welches Konzept von Emanzipation. Aber auch das Motto der neuen Frauenbewegung, ‚das Private ist politisch‘, macht nur Sinn, wenn wir verhindern können, dass es konservativ missbraucht wird und das Private den Frauen wiederum in traditioneller Weise als Aufgabe angeordnet wird.“ (Gerhard et.al. 1990: S. 8).

Diesem Feminismus in der Tradition der französischen Revolution ist „Weiblichkeit“ ein Problem und sind die Differenzen zwischen Frauen ein Problem. Es ist die Debatte über die „Bedeutung der sich überschneidenden Unterschiede zwischen Frauen“ (Myra Marx Ferree nach Gerhard et.al. 1990: S. 9), die zum ersten Mal im westdeutschen feministischen Diskurs eine strengere Kontextualisierung in den Vorgang der wie zur Selbstverständlichkeit gewordenen Reflexion einführt: die „Begrenztheit innerhalb der bundesrepublikanischen Diskussion“ (Gerhard et.al. 1990: S. 9) wird benannt und die feministische Position als eine sehr spezifische Verortung immer konkreter:

„die hiesige Frauenbewegung kennt und diskutiert zwar seit langem einzelne Asylantinnen- und Ausländerinnenprobleme, hat aber dennoch keine theoretische oder politisch dominante Debatte um das Verhältnis von Rasse, Klasse und Geschlecht geführt, wie dies etwa in den USA der Fall war“ (Gerhard et.al. 1990: S. 9).

Der westdeutsche Feminismus sieht sich bundesrepublikanisch, „hiesig“. Er fängt an, sich in seiner politischen Geschichte und Gegenwart genauer wahrzunehmen – allerdings noch sehr unscharf und bemüht.

Die Pluralität unter Feministinnen, die nun auch zu einer Pluralität unter Frauen geworden ist und nicht nur Meinungsverschiedenheiten, unterschiedliche Sichtweisen und theoretische Positionen meint, ist konflikthaft; die Diskussion darüber wird auf dem Frauenkongress „stürmisch“ (Gerhard et.al. 1990: S. 9) geführt. Gleichzeitig gefährdet sie die feministische Öffentlichkeit aber nicht. Es wird berichtet von der „gelungenen Kooperation zwischen Frauen aus der autonomen Frauenbewegung, insbesondere um den Frankfurter Frauenbuchladen, und

institutionalisierter Frauenforschung und Frauenbildungsarbeit“ (Gerhard et.al. 1990: S. 11). Diese Frauenöffentlichkeit hat die 200-Jahres-Feier der Französischen Revolution begangen, geleitet von dem Bedürfnis nach einer grundlegenden Reflexion, grundlegend für die eigene Diskursgesellschaft, aber auch grundlegend für die öffentliche Wahrnehmung eines staatsstiftenden historischen Ereignisses und für die Ausrichtung der Weltpolitik.

„Die 200-Jahrfeier der Französischen Revolution schien uns ein sinnvoller Anlass zu einer kritischen Reflexion über die Bedeutung der Aufklärung und der Menschenrechte aus der Sicht der Frau.“ (Gerhard et.al. 1999: S: 10)

Wenn Frauenbewegungsgeschichte zur Emanzipationsgeschichte wird, wird feministische Öffentlichkeit und feministisches Denken zur Aufklärung. Damit tritt feministisches Denken unter den theoretischen Horizont der Aufklärung zurück. Die feministische Wissensrevolte hatte sich in der Überlieferung von der Universität abgewandt, nun geht die Bewegung zurück von einer mehr gegenkulturell orientierten zu einer aufklärerischen. Im Widerspruch zu sein heißt nicht unverbindlich und ausschließlich dagegen zu sein, so kann das Motto dieses Kongresses „Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht“ entziffert werden. Im Widerspruch zu sein wäre dann weniger als Negation des Bestehenden, sondern als Erweiterung und Öffnung des Bestehenden zu verstehen.

Im selben Zeitraum, in den drei Jahren vor 1990, werden Symposien der Arbeitsgemeinschaft Frauenforschung der Universität Bonn u.a. zum Thema „Wege aus der männlichen Wissenschaft – Perspektiven feministischer Erkenntnistheorie“ veranstaltet und erscheint das daraus hervorgehende gleichnamige Buch 1990. Zum Status der Frauenforscherin und feministischen Wissenschaftlerin, der sich darüber ausarbeitet, brauche ich eigentlich nicht mehr viel zu sagen als das, was ja nun unübersehbar ist: der Status ist ein akademischer, mit Formen der akademischen Arbeits- und Vergemeinschaftungsweisen, der Universität als institutionellem Ort, der akademischen Kompetenz, verbunden mit überlieferten Gesten der Frauenbefreiung in der Wissensrevolte, die eine neue Symbolik erhalten. Die Rhetorik der Einleitung erinnert an die Selbsterfahrungsschreibweise der Siebzigerjahre; die „wirkliche“ Autorin „befreit“ sich durch die Entdeckung und Aufdeckung der Unterdrückungs- und Diskriminierungsverhältnisse an der Universität. Anders aber als in den Siebzigerjahren ist es nicht die Selbstbewusstwerdung durch das Subjekt des „Wir Frauen“, sondern es ist *Gender*.

„Inzwischen stelle ich mir diese Fragen (nach der Männlichkeit der Wissenschaft, RN) und beantworte sie damit, dass ich ‚Gender‘, d.h. die soziale Geschlechtszugehörigkeit, als wesentliche Strukturkategorie unserer Gesellschaft in allen ihren Bereichen, gerade auch in der Wissenschaft, betrachte.“ (Krüll 1990: S. V)

Die „Wahrheit“ eines Diskurses, so Foucault, ist das „Verhältnis, (...) (das) der Diskurs, das Wissen, zu sich selbst unterhält“ (Foucault 1997b: S. 47). Verändert sich mit dem Auftauchen von „Gender“ die Wahrheit des feministischen Diskurses? Eine merkwürdige Mischung tatsächlich ist diese Verbindung von „Gender“ als wissenschaftlicher Kategorie und den überlieferten Gesten der Frauenbefreiung der Wissensrevolte, dem großen Anspruch, die Welt zu verändern, indem frau die Wissenschaft verändert. So wird der Anspruch der feministischen „Wissenschaftskritikerin“ (Krüll 1990: S. V) formuliert, „eine neue, eine andere Wissenschaft zu fordern, die Gender als Kategorie der Wissenschaftlichkeit mit einbezieht“ (Krüll 1990: S. VI). Diese Wissenschaftskritikerin will alte Denkgewohnheiten überwinden und denkt zugleich in dem Muster der Geschlechterdifferenz, dem Muster der zwei Hälften des Wissens, Denkens, Forschens, der Kulturgeschichte:

„Wir wollen selbst über unsere Welt und uns als Frauen forschen, weil die Forschung und das Denken von Männern über uns zu unserem Schaden ist. Mehr noch: Diese Wissenschaft, die nahezu ausschließlich von Männern betrieben wird, ist nicht nur für uns Frauen von Schaden, sondern für uns alle. Eine Wissenschaft, die nur ein halbes Mensch-Sein als Forschenden – eben den ‚rationalen‘, ‚neutralen‘, ‚objektiven‘ Mann – gelten lässt, wird in einem erschreckendem Maße unmenschlich (...)“ (Krüll 1990: S. VI).

Dieser große Gestus der Frauenbefreiung setzt eine große Hoffnung in die Veränderung der Wissenschaft, ganz anders als der nüchterne Entwurf von Hausen/Nowotny 1986, Wissenschaft als Arbeit zu definieren und feministische Wissenschaft als eine Suche von WissenschaftlerInnen nach einem „gemeinsame(n) Nenner für eine auf Geschlecht ausgerichtete Ideologiekritik der Wissenschaften“, (Hausen/Nowotny 1986: S. 9). Der „gemeinsame Nenner“ ist, wie gesagt, die Reflexion der Strukturen der Sprechsituation und mit ihr die Reflexion von Erfahrungen (Subjektivität) als Dimension der der Objektivität. Die Kritik der Männlichkeit der Wissenschaft meinte dort ein erweitertes Verständnis von Objektivität.

„Die Spuren von Männlichkeit in der Wissenschaft nachzuzeichnen ist ein subtiles Unternehmen. Denn Wissenschaft sieht sich nicht gern gesellschaftlichen Einflüssen verpflichtet, schon gar nicht jenen, die in ihr selbst nisten. Subtil aber auch, da wir als Wissenschaftsfrauen dazu ausgebildet wurden, schreibend, forschend, lehrend eben diese von Männern geprägten Inhalte und Methoden unserer Disziplin zu vermitteln. Herauszulösen, was daran männliche Sichtweisen sind, bedarf der ständigen kritischen Wendung mit unserer Sicht und Erfahrung und letzten Endes wohl auch einer Rückübersetzung in die Sprache einer geschlechtstranszendierenden Wissenschaft.“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 10)

Wissenschaft ist hier vollständig entzaubert, eine Berufsarbeit, die bis zur Frauenbewegung allein von Männern betrieben worden war, die „Patronatssysteme von Männern für Männer“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 10) ausgebildet haben, mit denen sie Frauen nachhaltig abschließen konnten und bei denen Frauen gleichzeitig unsichtbare Hilfe geleistet haben. (vgl. Hausen/Nowotny 1986: S. 11) Die *geschlechtstranszendierende Wissenschaft* überwindet das Geschlecht der männlichen Wissenschaft durch die materiale Kritik der Wissenschaftspro-

duktion, die Kritik ihrer disziplinen-spezifischen, zeitlichen, gemeinschaftlichen und räumlichen Formierung. Die „Männer-Dominanz“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 11) ist ein Organisationsprinzip, das sich durchschauen und bewältigen lässt, hinter dem sich möglicherweise die Angst der Männer verberge, mit Frauen in Konkurrenz zu treten. „Wissenschaft findet in einer Gesellschaft von Männern statt; eine Männer-Gesellschaft entscheidet über die Bewegungsgesetze der ‚objektiven‘ Wissenschaft.“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 12) Die Wahrnehmungssituation dieser geschlechtstranszendierenden Wissenschaft ist: eine andere, von Frauen und Männern gemeinsam betriebene Wissenschaft ist möglich: wenn Wissenschaft als Arbeit anders organisiert wird, wenn Objektivität über den (feministischen) Begriff der Erfahrung neu bestimmt, wenn Geschlechterverhältnisse reflektiert und wenn dafür eine gemeinsame Sprache, ein gemeinsames Verstehen gefunden werden würde.

#### *Die an gender orientierte feministische Wissenschaftskritikerin*

Die Wahrnehmungssituation der an Gender orientierten feministischen Wissenschaftskritikerin um 1990 herum ist dagegen pessimistischer; die „feministische Wissenschaftskritikerin“, die Gender thematisiert hat und mit ihm das Geschlecht der Wissenschaft, hat schlechte Erfahrungen gemacht: sie ist darüber ausgegrenzt und sozusagen zurück ins (in ihr) Geschlecht und in die Geschlechtlichkeit verwiesen worden.

„Für mich war dieser Schritt (von Gender auszugehen, RN) von sehr weitreichender Konsequenz, denn mein Weg verlief danach nicht mehr in den gewohnten Bahnen. Es hieß, vieles Altvertraute und Liebgewonnene über Bord zu werfen, es hieß, Unsicherheit zu ertragen, Angriffe, auch persönlicher Art, auszuhalten und nicht zu verzagen. Denn das erfährt jede Frau sofort, wenn sie die Wissenschaft nicht als eine abgehobene, über allem schwebende ‚objektive‘ und daher Macht beanspruchende Institution betrachtet, sondern Wissenschaft als Produkt von Männern zur Erhaltung einer patriarchalischen Gesellschaft ansieht, dann wird ihr der Status einer beachtenswerten Wissenschaftlerin sehr schnell entzogen, ihre Sichtweise wird für ‚nicht-wissenschaftlich‘, weil ‚subjektiv‘ und ‚politisch‘, also für nicht-‚wertneutral‘ deklariert. Das, was sie als Wissenschaftskritikerin aufzuzeigen versucht, dass nämlich Wissenschaft nie wertneutral, sondern immer politisch, immer subjektiv ist, dass die herkömmliche Wissenschaft eben deshalb eine männliche Sicht widerspiegelt, weil sie von wertenden, politisch handelnden, subjektiven Männern betrieben wird – das wird gegen sie selbst gewendet, um sie aus ‚der‘ (männlichen!) Wissenschaft auszustoßen.“ (Krüll 1990: S. V/VI)

Die Thematisierung von Gender birgt also die Gefahr (und Erfahrung), deswegen aus der (männlich dominierten) wissenschaftlichen Gemeinschaft „ausgestoßen“ zu werden. Entwertung und Kampf kennzeichnen die Situation: die Geschlechtstranszendierung der männlichen Wissenschaft scheint weit entfernt. Die weibliche Hälfte denkt sich sozusagen ihren Teil selbst.

Im Grunde schwanken der feministische Diskurs und sein erkennendes Subjekt hin und her: der Anerkennung steht die Missachtung, dem Verstehen die Sprachlosigkeit, dem Erfolg der

Backlash stets entgegen. Dazwischen liegen die Versuche von Dialog und Verstehen, die aber immer wieder an ihre Grenzen kommen, sei es nun die Grenze, dass es keine gemeinsame Sprache gibt, die Feindschaft zu groß ist oder der feministische Diskurs in sich selbst zu zerbrechlich, oder sei es, weil die Anerkennung das Ende der Unschuld bedeutete. Denn die *feministische Kritik an der Männlichkeit der Wissenschaft* in den Achtzigerjahren war in gewisser Weise von einer Position des Außen formuliert gewesen, und die war eben auch eine Position der Unschuld gegenüber der „männlichen Kulturleistung Wissenschaft“. Das beginnt sich Ende der Achtzigerjahre zu verändern. Die Forderung nach der genauesten und politischen (korrekten) Kontextualisierung der Positionierung muss zwar nicht unbedingt als eine Beschuldigung im Sinne von Mittäterschaft verstanden werden, aber ganz sicher ist *Mit-Verantwortung* gemeint. „*Nur im Streit wird Wahrheit geboren ...*“ – in diesem Streit um die Differenzen zwischen Frauen und das *Konservativ-Werden der Frauenbewegung* ging es um Verantwortung bei der Teilhabe an Herrschaft: der Herrschaft des Wissens, der Herrschaft des Regierens und zwar in dieser Unterschiedlichkeit, wobei das männliche Subjekt in der feministischen Wahrnehmung dafür steht, dass derjenige, der regiert, auch derjenige ist, der „weiß“/der das Wissen besitzt (und umgekehrt).

*Kurzes Zwischenfazit zum Status um 1990:*

Zusammenfassend kann über den Status der feministischen Wissenschaftlerin an der Universität zunächst ganz einfach gesagt werden: es gibt nicht „die“ Frauenforscherin“, der Status kann sich nicht einheitlich halten, er arbeitet sich unterschiedlich aus. Da ist die Feministin an der Universität zu nennen, die Frauenforscherin, die (ideologie)kritische Wissenschaftlerin und da ist die feministische Wissenschaftlerin, die gender-orientierte Forschung betreibt. Sie alle bewegen sich im normativen Feld des Feminismus und vollziehen die politischen Konflikte innerhalb der Frauenbewegung nach. Von den verschiedensten Disziplinen aus – allerdings noch nicht disziplinär orientiert – entwickeln sie ein eigenes Wissensgebiet und zwar eins, je nach theoretischer Wahl, über Geschlechterherrschaft, geschlechtliche Konstruktionen, Geschlechterbeziehungen. Ihre erkenntnistheoretischen Grundlagen und damit ihr Wissenschaftsverständnis sind im Prozess, sie sind – im Verlauf der Akademisierung und Professionalisierung des feministischen Diskurses an der Universität – die Erfahrung, die der Diskurs macht und in der großen Kontroverse über Gleichheit und Differenz verarbeitet. Er macht die Erfahrung mit den „Anderen“ seines Diskurses, mit Männern und der Verschiedenheit der Frauen, und er reflektiert diese Erfahrung als Konflikt über die Geschlechterdifferenz und die vielfältigen Herrschaftsverhältnisse, ihre Verschränkungen und Überlagerungen. Er

fügt sich am Ende der Achtzigerjahre in den theoretischen und politischen Horizont der Aufklärung, und der humanistische Feminismus als Geisteshaltung wird hegemonial. Der feministische Diskurs an der Universität wird – als Effekt seiner Modernitätskritik - modern. In der Auseinandersetzung mit der Wissenschaft, in der er über die Institutionalisierung ankommt und sich also für sie als institutionellen Ort, von dem aus er sich bewegen will, entscheidet, war er mit einer Abkehrbewegung gestartet. Das weibliche erkennende Subjekt hatte die männliche Wissenschaft angegriffen, abgelehnt und aufgegeben, bis es begann, sich ihm zuzuwenden und nach Möglichkeiten des Anschlusses, des Dialogs oder gar des Miteinanders zu suchen. Ihre Erwartungen an die Veränderung der Wissenschaft reichten von dem handlungsentlasteten Denken, der soliden wissenschaftlichen Arbeit bis hin zur Frauenbefreiung und gewissermaßen auch Rettung der Welt. Das Spektrum war groß. In der Gleichzeitigkeit der Diskursbewegungen entwickelte sich der Status niemals linear, sondern brachte auch merkwürdige Mischungen hervor wie die „hochaktuell gender-orientierte feministische Wissenschaftskritikerin“, die in ihren Gesten ganz dem Habitus aus den Anfängen der Wissensrevolte verfallen war. Die Frauenforschung begann im Verlauf der Achtzigerjahre sich von der Frauenbewegung unabhängig zu sehen, ohne sich von ihr jedoch trennen zu wollen. Sie begann, den Unterschied zwischen Forschung und Bewegung zu betonen, aber sie sah beide im Gesamt einer kritischen Frauenöffentlichkeit oder feministischen Öffentlichkeit. Am Ort der Universität machte sie widersprüchliche Erfahrungen, die sie ebenso widersprüchlich bewertete. Hatte sie nun eher Erfolg oder hatte sie im Gegenteil sich im Anerkennungsspiel von Herr und Magd unterworfen? Stieß sie auf vornehmlich Ignoranz oder konnte sie sich auf ihre Verbündeten verlassen? Blieb sie allein im Frauenraum und marginalisiert, oder wurde sie zum Teil des Establishments? *Einen Status zu erwerben bedeutet, anerkannt zu werden/werden zu müssen.* Diese Erwartung des Anerkannt-Werdens setzt ihrerseits die Geste des Anerkennens voraus, die in einem hierarchisch organisierten Umfeld wie der Wissenschaft auch Gesten der Ergebenheit verlangt. Wer anerkannt werden will, muss im Spiel der Mächte (die Macht) anerkennen. In der Debatte über den möglichen Konservatismus feministischer Theorie und Politik (der sich zwar speziell gegen differenzfeministische Entwürfe richtete, aber auch insgesamt die die institutionalisierte und professionalisierte Frauenforschung der Unterwerfung verdächtigte), wurde ein äußerst zwiespältiges Verhältnis zur wissenschaftlichen und auch zur allgemeinen gesellschaftlichen Anerkennung deutlich. *Der Feminismus der Achtzigerjahre hatte es schwer und machte es sich schwer mit der Anerkennung.* Allerdings war „Anerkennung“ damals im feministischen Diskurs an der Universität nicht der eigentliche Begriff zur Beschreibung des Erfolgs und der Integration des Feminismus, obwohl

(wie aus den Zitaten schon hervorging) das Wort „Anerkennung“ als solches hier und da auftauchte. Aber es wurde in dem alltäglichen Sinne wechselseitiger Wahrnehmung und Achtung gebraucht; „Anerkennung“ war in der deutschen kritischen Sozialforschung noch nicht zum zentralen Moralbegriff avanciert, der z.B. eine politisch-philosophische Kontroverse zwischen der Feministin Nancy Fraser und dem kritischen Sozialphilosophen Axel Honneth anzustiften vermochte. (vgl. Fraser/Honneth 2003) Ich werde den Begriff der „Anerkennung“ auch tatsächlich nicht anerkennungstheoretisch gebrauchen, sondern ihn als einen Erfahrungsbegriff verwenden, wie es die Praxis des feministischen Diskurses bis Mitte der Neunzigerjahre tat. Mit ihm wird dann die Erfahrung sozialer Anerkennung oder Ablehnung beschrieben und ihre spezifische Strukturiertheit im universitären Umfeld. Im Alltagsverständnis drückt sich in ihr das menschliche Bedürfnis nach Wertschätzung aus. Anerkennung ist wechselseitig angelegt. Nimmt man den Wissenschaftskritiker Thomas S. Kuhn, wäre Anerkennung an der Universität die Voraussetzung für wissenschaftliche Karriere, und sie wiederum würde voraussetzen, dass die Normen der jeweiligen Fachgemeinschaften befolgt werden. Jedes Paradigma, so Kuhn, lege die Norm dafür fest, „die eine wirkliche wissenschaftliche Lösung von einer bloßen metaphysischen Spekulation, einem Wortspiel oder mathematischen Spielerei unterscheidet“ (Kuhn 1976: S: 116). Die feministische Wissenschaftskritikerin hatte frühzeitig notiert, dass die Anerkennung im Wissenschaftsbetrieb außerdem ganz wesentlich von der Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht abhänge. Das wären nur zwei Hinweise darauf, dass Anerkennung (nicht nur in der androzentrischen Wissenschaft) an Normen gebunden ist, die befolgt werden müssen. Wenn aber nun, wie bei der feministischen Wissenschaft und insbesondere Wissensrevolte, ebengerade grundlegende Normen der androzentrischen Wissenschaftlichkeit wie „Objektivität“ infrage gestellt werden – wie kann sie dann von eben dieser noch Anerkennung erwarten? NormbrecherInnen haben es in keiner Gemeinschaft leicht. Die „Feministin an der Universität“ jedenfalls, die eine Normbrecherin sein wollte, war sich darin sicher, dass die androzentrische Wissenschaft sich ändern müsse und sie forderte trotzdem freimütig deren Anerkennung. Die Uneinigkeiten unter den feministischen Wissenschaftlerinnen entstanden ganz offensichtlich über die Frage, wie diese Änderung zustande gebracht werden könnten und welchem Wert der Anerkennung des androzentrischen Wissenschaftsbetriebs (auch der Verbündeten) beizumessen wäre. Am Ende der Achtzigerjahre zeichneten sich zwei Wege des feministischen Diskurses in die Wissenschaft ab, auch wenn sie sich noch nicht so klar voneinander unterschieden: die *geschlechtstranszendierende Wissenschaft* bewegte sich ins Zentrum der Macht/der Wissenskraft hinein, während die andere, z.B. die kritische Frauenforschung mit ihrem Konzept der *transformativen Wissenschaft* und trotz

ihres grundsätzlichen Anspruchs eher am Rand siedeln wollte oder sich eher am Rand wieder fand – in der Wahrnehmungssituation ist das nicht ganz deutlich, ob sie ausgegrenzt wird oder sich selbst eher am Rand der kritischen Stimmen verortete (was ja auch ein Ort ist, den die Universität bereithält).

In diesen Auseinandersetzungen über *die feministischen Wege in die Wissenschaft* arbeitete sich das Konzept der Reflexivität immer weiter aus. Geschlecht wurde frühzeitig in den Achtzigerjahren – insbesondere in der geschlechtstransformierenden Wissenschaft – als eine reflexive Kategorie aufgefasst, mit der immer ein Doppeltes – Erkenntnis und wissenschaftliche Praxis/Institution/Kultur – in den Blick zu nehmen war. Man kann es auch subjekttheoretisch formulieren: das Subjekt, das sich voraussetzte, stand in der Konsequenz der Reflexion auch immer zur Disposition. Wenn frau von einer Grundlegung feministischer Methodologie reden wollte, dann ist es meinem Material nach dieses Prinzip der Reflexivität.

#### *Die Feministische Philosophin in der Krise*

Mit der Positionierung der Feministischen Philosophie beginnt zunehmend die Disziplinenorientierung den feministischen Diskurs zu strukturieren – das war unter 3. bei der Beschreibung des Diskursverlaufes in den Neunzigerjahren sehr deutlich geworden. Wie verträgt sich die stärkere Normierung durch die Fachgemeinschaften, die ja ihre Anerkennung verlangt, mit dem Prinzip der Reflexivität?

In der *Feministischen Philosophie* stiftet der humanistische Feminismus und mit ihm der theoretische Horizont der Aufklärung die Grundzüge ihres politischen und philosophischen Profils. Immanuel Kant begründet die Begriffsfamilie der Feministischen Philosophie. Feministische Philosophie zählt sich zum Kern des Faches dazu. Darin wird die *doppelte Bewegung der Anerkennung* deutlich: denn nicht nur stellt sich die Feministische Philosophie in den Mittelpunkt ihrer Disziplin<sup>56</sup>, sondern sie setzt nun – was die Organisation ihrer Arbeits-

---

<sup>56</sup> Ist die Philosophie eine Disziplin, wird hier vielleicht jemand fragen? Die Philosophie ist keine Wissenschaft, betonte die Philosophin Cornelia Klinger 2005 auf einer Tagung des GendA-Netzwerks in Marburg. Philosophie kann allerdings doch als eine Disziplin angesehen werden. Jedenfalls zählt Nagl-Docekal bei ihrer Beschreibung der Philosophie verschiedene Merkmale einer universitären Disziplin mit der dazugehörigen Fachgemeinschaft auf: Sie plädiert zwar für einen „weiteren Philosophiebegriff, wie es die Tradition der Aufklärung kennzeichnet“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 11), aber sie spricht auch von der Philosophie als des „gesamten Faches“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 10), der philosophischen Forschung (vgl. Nagl-Docekal 1990/94: S. 10), von der Philosophiegeschichte (vgl. Nagl-Docekal 1990/94: S. 14), von „Diskriminierung durch Verschweigen“ (vgl. Nagl-Docekal 1990/94: S. 14), von der philosophischen Tradition (vgl. Nagl-Docekal 1990/94: S. 15), und sie setzt Philosophie und wissenschaftliche Rationalität in eins (Nagl-Docekal 1990/94: S. 15). Das Philosophische Wörterbuch von 1978 kennt „Disziplin (lat. ‚Unterricht, Zucht‘)“ als „Unterrichtsfach, Zweig einer Wissenschaft

weise und die Entscheidung für ihre Herangehensweise betrifft - vorrangig die Normen der Fachlichkeit der Disziplin für sich voraus.

„Hier ist beispielsweise zu bedenken, dass für Kant die Philosophie insgesamt ihre Berechtigung nur daraus beziehen kann, dass sie der Institutionalisierung von Freiheit ‚beförderlich‘ ist. Impliziert dies nicht, dass die Feministische Philosophie der zentralen Zielsetzung des gesamten Faches auf direktere Weise entspricht als manche ausschließlich philologisch orientierte Forschung?“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 10)

Im Verhältnis des feministischen Diskurses verliert die Frauenbewegung ihre normierende Bedeutung; als Teil der Aufklärung macht sie die Aufklärung für sich zum Maßstab – sowohl politisch als auch im Hinblick auf das Wissenschaftsverständnis. Sie übernimmt ihre Arbeitsweise, ihre Standards wissenschaftlicher Aufklärung. Welcher Lösungsweg gewählt wird, ist von nun an von der Disziplin vorgezeichnet; gegenkulturelle Konzepte von Erkenntnisprozessen und feministischer Philosophie<sup>57</sup> spielen überhaupt keine Rolle mehr – vielleicht nur noch indirekt in der Abgrenzung des Gebiets des „Wahren“.

„Es muss gleichwohl unterschieden werden zwischen dem politischen Kontext, dem das Forschungsinteresse entspringt bzw. für den die Forschungsergebnisse Relevanz gewinnen sollen, einerseits und der wissenschaftlichen Arbeit andererseits. Um dies an einem Beispiel zu erläutern: Die Rekonstruktion der verschiedenen philosophischen Theorien des Geschlechterverhältnisses hat nur dann den beanspruchten Aufklärungswert, wenn sie sich textkritischen Methoden der philosophiegeschichtlichen Forschung bedient.“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 9)

---

oder der Wissenschaften; auch Mittel und Methode einer strengen Erziehung“ (Philosophisches Wörterbuch 1978: S. 133). Das Lexikon zur Soziologie von 1973/95 definiert „Disziplin“ als „(1) (...) sowohl das folgsame äußerliche Verhalten als auch die innerliche Einstellung von Individuen in Organisationen, die auf dem Prinzip von Befehl und Gehorsam beruhen, sowie in Massensituationen. Die freiwillige Zustimmung zur Unterordnung ist als sog. Sekundärtugend Charaktermerkmal der autoritären Persönlichkeit“ und „(2) swv. Einzelwissenschaft“ (Lexikon zur Soziologie 1973/95: S. 149). Der Duden 1996 setzt bei „Disziplin“ „Wissenschaft“ und „schulische Zucht“ nebeneinander (vgl. Duden 1996: S. 352) und stimmt ansonsten mit den genannten Lexika überein (vgl. Duden 1996: S. 352). Diese Definitionen zwischen den universitären Fächern als Disziplinen und demgegenüber freiwilligen Unterwerfungs- und Unterordnungspraxen von Individuen resp. BürgerInnen. Foucault hat eine allgemeinere Definition. „Die Disziplin ist ein Kontrollprinzip der Produktion des Diskurses.“ (Foucault 1998: S. 25) Das, was es ausschließt, ist zugleich notwendiger Bestandteil des Funktionierens des Diskurses. Irrtümer sind nicht „Residuen oder Fremdkörper“, sondern haben „positive Funktionen“, sind „historisch wirksam“ und „spielen eine Rolle (...), die von der Wahrheit oft nicht zu trennen ist“ (Foucault 1998: S. 23).

<sup>57</sup> Als Beispiel hierfür möchte ich auf Mary Daly hinweisen. Sie hat sich sowohl von der Theologie als auch von der Philosophie abgewandt, weil sie sich nicht abhängig machen wollte von „männlicher Anerkennung“ (Daly 1980: S. 13). Anschließend wählte sie für sich die Beschreibung „spinnende Reisende“ (Daly 1980: S. 13), die intensive „spielerische Geistesarbeit“ (Daly 1980: S. 14) betreibt. In ihren Erinnerungen wertet sie diese Geistesarbeit gleichwohl als „philosophische Theorie“ (Daly 1994: S. 26). In den Achtzigerjahren wurde sie viel von Theologinnen und Ökofeministinnen (vgl. dazu auch Holland-Cunz 1994a) gelesen. Ihr differenztheoretisches Fundament wurde in dem Band von Großmaß/Schmerl (Hg.) (1989) heftig kritisiert, ihr rassistischer Blick ebenso heftig in der Frauenöffentlichkeit diskutiert. (Auf einen diesbezüglichen offenen Brief von Audre Lorde hat sie meines Wissens nie reagiert.) Trotzdem müsste sie zur feministischen Philosophiegeschichte dazugezählt werden, aber da sie sich nicht in den Horizont des Humanismus fügt, dürfte sie dem humanistischen Feminismus möglicherweise verloren gehen. Der von Herta Nagl-Docekal herausgegebene Band zur Feministischen Philosophie jedenfalls bewegt sich ausschließlich im aufklärerischen Kontext. (vgl. Nagl-Docekal (Hg.) 1990/94)

Wie eng das „Wahre“ mit Herrschaft und rechtlicher Anerkennung zusammenhängt – zumindest in der Wahrnehmung der Feministischen Philosophin – wird im formulierten Anspruch auf Legitimität deutlich:

„Das Buch möchte (...) dazu beitragen, das Projekt der Feministischen Philosophie sowohl hinsichtlich seiner Legitimität als auch seiner thematischen Binnendifferenzierung zu klären.“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 8)

Die Normen der Fachgemeinschaft bei Thomas S. Kuhn lassen sich vielleicht in die Nähe von Foucaults Verständnis der Zugehörigkeit zum Wahren stellen. Ein Wissen, wenn es „Wahrheit“ werden will, muss ganz bestimmten Regeln entsprechen. Seit der Aufklärung zählen die authentische Erfahrung und Subjektivität nicht unbedingt zu dem Bereich des „Wahren“ des Mainstreams, auch wenn kritische Theoretiker wie Adorno immer wieder darum gerungen haben. (vgl. Adorno 1984) Die „organisierte Wissenschaft und Theorie“ (Adorno 1984: S. 14), wie Adorno sie nennt, hat auch ihre Wahrheit organisiert, die Wahrheitsorganisation der normalen Wissenschaft ist ja der Gegenstand von Kuhns berühmten Buch über die Bedeutung wissenschaftlicher Revolutionen. In einer Hinwendung der Anerkennung nun bezieht sich die Feministische Philosophin auf die Regeln ihrer Disziplin, unterstellt sich dort dem entscheidenden theoretischen Horizont, bezieht sich auf dessen Vorgaben, „was für die Konstruktion neuer Aussagen erforderlich ist“ (Foucault 1998: S. 22), und eignet sich sein Objektivitätskonzept über die Bewegung der Kritik neu an:

„Es zeigt sich also, dass der Begriff der wissenschaftlichen Objektivität nicht schlicht gestrichen werden kann, sondern unter Bezugnahme auf nicht-positivistische Legitimationskriterien neu bestimmt werden muss (...)“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 10).

Vorher mag sich die feministische Wissenschaft in vieler Hinsicht (Visionen, Stil, wissenschaftliche Versuche anderer Erkenntnispraxen) irgendwo im „Raum eines wilden Außen“ (Foucault 1998: S. 25) der Wissenschaft gehaust haben, jetzt aber tritt sie mit der Feministischen Philosophie in die heiligen Hallen ein. Sie ist geweiht, eine „Eingeweihte“, so könnte man mit einer spirituellen Symbolik diesen Akt der Anerkennung beschreiben, diesen Akt der Anerkennung, den Foucault in seiner Beschreibung aufgesplittert hat in „Rituale des Sprechens, die Diskursgesellschaften, die Doktringruppen und die gesellschaftlichen Aneignungen“ (Foucault 1998: S. 30). „Es handelt sich hier, mit einem Wort, um die Prozeduren der Unterwerfung des Diskurses.“ (Foucault 1998: S. 30) Es handelt sich um Macht: in der Normalisierungsgesellschaft bildet sie bestimmte Funktionsweisen, und man/frau entkommt ihnen nicht. Doch es bleibt immer die Frage, wie man funktioniert, und jede diskursive Praxis bildet doch ihre eigenen konkreten Regeln und Diskursmöglichkeiten heraus und darin auch

ihre eigenen Möglichkeiten, die Grenzen zu verschieben, die Landkarte der Macht des Diskurses neu zu zeichnen.

Das scheint die Feministische Philosophie zu wollen: die Landkarte der Macht der Philosophie neu zu sortieren, ihr neue Grundzüge, neue Gebiete, neue Normen, neue Regeln zu geben. Das ist der Weg der geschlechtstranszendierenden Wissenschaft ins Zentrum der Wissensmacht hinein; mit dem Rand begnügt sie sich nicht. Aber das Verhältnis der Feministischen Philosophie zur Philosophie ist nicht so eindeutig, wie ich es bis hierher gezeichnet habe. Zwar beansprucht sie, im Kern eine aufklärerische Philosophie mit dem Willen zu Freiheit, Gleichheit und Solidarität zu sein und dieses ohne Wenn und Aber. Und doch ist ihre Anerkennung ambivalent. So wird als feministisches Interesse formuliert:

„Es geht darum, ein Denken zu entwickeln, das Handeln für eine Gesellschaft ohne Diskriminierung der Frau fundieren kann.“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 15)

Damit könne aber nicht das Ziel sein, eine alternative Philosophie zu formulieren, sondern die Feministische Philosophie müsste – auch wenn sie ja nun zur Philosophie sich erklärt hat – eine Alternative zur Philosophie als einem phallokratischen Unternehmen entwickeln.

„Wenn die Philosophie bzw. die wissenschaftliche Rationalität in jedem Falle ein phallokratisches Unternehmen ist, dann kann die Zielsetzung nicht in einer wie immer gearteten alternativen Philosophie, sondern nur in einer Alternative zur Philosophie liegen.“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 15)

Zugespitzt hieße das: Philosophie muss Feministische Philosophie werden, wenn sie ihren eigenen Ansprüchen auf Aufklärung genügen wollte.

Was sich bis hierher wie ein sicherer und seiner selbst gewisser Status einer Feministischen Philosophin zu fügen scheint, ist es nicht. Denn die Feministische Philosophin, die sich über die philosophische Frauenforschung hinaus entwickelt hat (haben will), ist tatsächlich in einer Krise, *mitten* in einer Krise, der Krise der Geschlechterdifferenz, der *Krise des „Wahren“ des Feminismus*. Sie ist das vielleicht sogar früher als alle anderen, als die kritische Frauenforscherin, die gender-orientierte feministische Wissenschaftskritikerin, die feministische Theoretikerin. Und das ist sie vielleicht deswegen, weil sie (die Feministische Philosophin und auch übrigens die philosophische Frauenforscherin der Achtzigerjahre, vgl. Klinger 1986) sich sozusagen zum Ort einer Krise der Philosophie, einer ebenso entscheidenden wie gefährlichen Situation, selbst machen will oder machen muss: sie will eine Wende, sie will beunruhigen, sie will eine „Revision und Dekonstruktion der philosophischen Tradition“ (Klinger 1986: S. 75). Die Philosophin Cornelia Klinger, die sich Mitte der Achtzigerjahre mit der

Herausforderung und den Möglichkeiten der Dekonstruktion für die philosophische Frauenforschung zu beschäftigen begonnen hatte, fasste 1986 als Ziel der philosophischen Frauenforschung zusammen:

„Das Problem besteht darin, zur Sprache zu bringen, was verschwiegen wird; d.h., es geht darum, die Leerstellen, die Auslassungen und Verdrängungen als solche erkennbar werden zu lassen und den verschlüsselten Code zu dechiffrieren. Es muss ein Diskurs, der sich ausdrücklich und nachhaltig dagegen sperrt, gegen den Strich gelesen werden, und es fragt sich, auf welche Weise ein solches Unternehmen zu beginnen und anhand welcher Kriterien die Gültigkeit seiner Ergebnisse feststellbar ist.“ (Klinger 1986: S. 72)

Die Revision und Dekonstruktion ihrer Denktraditionen blüht alsbald ihr selbst, muss die Feministische Philosophie 1990<sup>58</sup> feststellen. Wieder ist die Gleichheits-/Differenz-Debatte Kristallisationspunkt krisenhafter Entwicklungen im Feminismus, und wieder hängt die Krise der Theorie(entwicklung) (auch) mit der Akademisierung des Status der feministischen Wissenschaftlerin zusammen – diesmal sogar wird es ausgesprochen:

„Das dramatische Anwachsen der Bedrohung durch Aufrüstung und Umweltbelastung ließ die Frage dringlich erscheinen: Bedeutet ein Einrücken in vormals männliche Positionen nicht, dass sich die Frau zur Komplizin der Vernichtung macht?“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 17)

Die Frau als „Komplizin der Vernichtung“ – macht sie sich unweigerlich zu Komplizin, vor allem dann sogar, wenn sie ihre „Andersheit“ zum „Veränderungspotenzial“ erklärt? (vgl. Nagl-Docekal 1990/94: S. 18) Zeitgleich nämlich mit den Problemen der Gegenwart, dem dramatischen Anwachsen der Bedrohung und dem „Einrücken der Frauen in vormals männliche Positionen“, wie Nagl-Docekal mit einer militärischen Symbolik die Prozesse der Institutionalisierung von Frauenforschung und Frauenpolitik wie oben beschreibt, spitzen sich innerfeministische Konfliktkonstellationen aus Schärfe zu. Ihre Vorgeschichte, so Nagl-Docekal, reicht in die Zeit der Anfänge der Neuen Frauenbewegung, genauer gesagt in das Jahr 1968 der Studentenrevolution, zurück. Die

„1968 gegründete Gruppe ‚politique et psychoanalyse‘ (...) verwarnte sich dagegen, der feministischen Bewegung subsumiert zu werden, und warf denjenigen, die sich Feministinnen nannten, vor, die patriarchale Macht nicht zerstören, sondern nur an ihr partizipieren zu wollen“ (vgl. Nagl-Docekal 1990/94: S. 18).

Die Konfliktkonstellation habe aus den zwei Fronten „Denken der Differenz“ oder feministisches Egalitätskonzept bestanden, und diese zwei Fronten bauten sich schon frühzeitig auf als Fronten zwischen dem Andersheitkonzept und Feminismus. Beide Konzepte trennen nun einmal die Bewertung von Unterschieden, insbesondere des Geschlechterunterschiedes. In der Gleichheit-/Differenz-Debatte, zwischen Philosophinnen wie Cornelia Klinger, Adriana

---

<sup>58</sup> In der Einleitung zur ersten Auflage des Bandes „Feministische Philosophie“ beschreibt Nagl-Docekal bereits die Krise des Feminismus im Kontext der „Probleme der Gegenwart“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 17).

Cavarero, Elisabeth List, Rosi Braidotti u.a., werden der Blick auf die „Frau“ und die Bedeutung der Geschlechterdifferenz für eine „wahrhaft feministische Philosophie“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 23) verhandelt. Was dieses „wahrhaft Feministische“ ist, weiß die Feministische Philosophin nach der Abwägung der Argumente und Positionen: für sie ist es der humanistische Feminismus. Das Denken des „Menschen“ wird feministisch dem „Denken der Differenz“ entgegengestellt. Das Denken der Differenz fixiere Weiblichkeit wie ehemals in Gefühl und Natur.

„Wird das Gefühlshafte bzw. Naturische als das genuin Weibliche gesehen, so heißt das, dass die Frau nicht als Mensch gedacht wird.“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 25)

Die Frau nicht als Mensch zu denken, komme ihrer Selbstaussgrenzung gleich. (vgl. Nagl-Docekal 1990/94: S. 31) Das sollte aber nicht heißen, dass das Egalitätskonzept nicht zu kritisieren wäre. Vielmehr sei die Geschichte des Feminismus und damit auch der Feministischen Philosophie eine Geschichte der Kritik des modernen Egalitätskonzepts:

Drei Phasen:

1. In der ersten Hälfte der 1970er Jahre die *Phase der Emanzipation*, „d.h. die Orientierung am Gleichheitsgrundsatz“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 31), mit einer scharfen Binnendifferenzierung zwischen liberalem, marxistischem und radikalem Feminismus in den englischsprachigen Ländern; feministische Philosophie orientiert sich am Marxismus.
2. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre die thematische Akzentverschiebung hin zur *Differenz der Geschlechter*. (Nagl-Docekal 1990/94: S. 33) Feministische Debatten sind stark beeinflusst von der moralpsychologischen Arbeit Carol Gilligans und ihrer Gegenüberstellung der männlichen justice-Perspektive und der weiblichen care-Perspektive.
3. Im Zuge der Auseinandersetzungen um die Andersheit der Frauen ein neues Interesse an egalitären Konzepten, ohne die Angleichung der Geschlechter zu wollen, sondern es ginge „Gerechtigkeit als eine formale Bedingung der Freiheit“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 38).

In dieser Geschichte des Feminismus als Kritik und Aneignung des humanistischen Feminismus bekommt das „Denken der Differenz“ den Stellenwert eines notwendigen Korrektivs und einer anerkannten Ergänzung zuerkannt: der humanistische Feminismus ist im „Wahren“ des Feminismus also das „Eine“, während das „Denken der Differenz“ das „Andere“ des Feminismus' ist. Beide wirken wie komplementär (eine Symbolik der Zweigeschlechtlichkeit) vorgestellt und sollen nun zusammengedacht werden.

„Gegenwärtig rückt also die Einschätzung in den Vordergrund, dass die Konzepte der Andersheit und der Gleichheit keine Disjunktion bilden, sondern jeweils legitime Überlegungen enthalten, die erst zusammengedacht werden müssen. Wie dies geschehen soll, darüber gehen freilich die Meinungen noch weit auseinander.“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 38)

Eine Art dritter Weg im Feminismus trotz aller Uneinigkeiten und Ungewissheiten, scheint's, ist das, und dritte Wege werden ja später, in der nachsozialistischen Phase Europas in den Neunzigerjahren, ausgesprochen modern. In dieser Rekonstruktion des Diskursverlaufs wird

die Ordnung des feministischen Diskurses als eine der Aufklärung und des Humanismus festgeschrieben. Das Ordnungsprinzip wäre damit die Geschlechterdifferenz, auch wenn die Vision – und damit das Zugehörigkeitsprinzip und das normative Feld des Feminismus - die Gleichheit der Geschlechter ist.

Die (humanistische) Feministische Philosophin, so sehr sie sich dem theoretischen Horizont der Aufklärung unterstellt und dem Humanismus zugesellt, muss, und das soll jetzt nicht überraschen, aus der Position der Dissidenz heraus denken und handeln - solange allerdings nur, solange Frauen zur philosophischen Argumentation nicht befreit sind (Brigitte Weisshaupt nach Nagl-Docekal), solange die Aufklärung nicht über die Geschlechterverhältnisse aufgeklärt wird, solange der unterschiedliche Erfahrungshorizont von Frauen und Männern nicht zur Geltung gebracht wird. (vgl. Nagl-Docekal 1990/94: S. 28) Hier das Denken der Geschlechterdifferenz einzubeziehen, muss vorsichtig und behutsam geschehen, „ist doch sichtbar geworden, wo die Gefahr besteht, dass feministisches Denken ungewollt patriarchale Traditionen fortsetzt“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 29). Der Anspruch der Feministischen Philosophin ist also ausdrücklich ein „Aufklärungsanspruch“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 29); nur mit diesem Anspruch meint sie ihren „Wahrheitsanspruch“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 30) legitimieren zu können. Ohne Aufklärung keine Wahrheit, das sei das eigentliche Problem der Postmoderne bzw. des poststrukturalistischen Denkens. „Eine solche Subjektkritik gerät also in das Dilemma, dass sie entweder ihren eigenen Wahrheitsanspruch in Frage stellt oder inexplizit (sic!) gerade das voraussetzt, was sie kritisiert.“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 30)

Um 1990 herum ist die Auseinandersetzung über Moderne und Postmoderne auch im deutschsprachigen Feminismus in vollem Gang, d.h. der Umbruch im Diskurs, der „linguistic turn“ (Nancy Fraser) genannt wird, beginnt, *bevor* Judith Butlers Buch erscheint. Die Postmoderne tritt außerdem in demjenigen Moment auf, in dem der Feminismus sich als humanistischer Feminismus und Emanzipationsgeschichte – wenn auch in aller gebotenen Ambivalenz – präsentiert. Verhandelt wird darüber das „Wahre“ des Feminismus, das ist von der (humanistischen) Feministischen Philosophin ausgesprochen worden. Sie tritt sogar auf als die Verteidigerin des „wahrhaft“ Feministischen. Gleichzeitig ist sie es, das war ja eben bei dem Prinzip der Autorin zu sehen gewesen, die als Erste im akademischen Kontext das Prinzip der Autorin als der Frauenbewegung entstammendem Organisationsprinzip aufgibt oder besser gesagt seine Aufgabe für den akademischen Kontext vorbereitet. Die Argumentation diesbezüglich fällt humanistisch aus: das erkennende Subjekt ist bei ihr im Grunde genommen

der „Mensch“, der „im Interesse der Befreiung der Frau“ forscht, erkennt und urteilt. Die Zugehörigkeit spannt sich dann über den Humanismus auf, dessen Teil der Feminismus ist. Infolgedessen verallgemeinert sich das normative Feld vom Feminismus hin zu einem feministisch aufgeklärten Humanismus, der zukünftig die Zugehörigkeit und Wahrheit, das „eigentliche Desiderat“, des Feminismus organisieren soll:

„Weniger kontroversiell scheint hingegen das eigentliche Desiderat zu sein; gesucht wird eine Antwort auf die Frage: Wie ist eine Gesellschaft zu denken, in der alle die gleichen Rechte und die gleichen Chancen haben, damit sie befreit sind zur Entfaltung ihrer jeweiligen Besonderheiten? Und weiter: Was bedeutet es, unter diesen Bedingungen Frau und Mann zu sein?“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 38)

Dass der humanistische Feminismus, der in der Feministischen Philosophie am präsentesten ist, zum „Menschen“ als erkennendes Subjekt zurückkehrt, ändert zwar etwas an der Autorinnenschaft des Diskurses, aber wie wird dies zu einer Praxis der feministischen Diskursgesellschaft, wie geht es in ihr Imago, ihr Bild von sich ein, und wie stellt sie sich zur Frauenbewegung? Die Transformation der Autorinnenschaft beginnt zu dem Zeitpunkt der Krise des Feminismus und auch des akademischen Feminismus. Diese Krise, die ich unter 3. im Anschluss an Linda Alcoff „Identitätskrise“ genannt hatte, könnte sich im Hinblick auf die Wandlungen des akademischen Feminismus auch als eine Art „Professionalisierungs- und Institutionalisierungskrise“ bezeichnen lassen – das wäre sozusagen die Seite der Diskursgesellschaft und ihrer Vergemeinschaftungsprinzipien. Denn tatsächlich, das ist sowohl bei dem Prinzip der Autorin (4.1.) als auch hier bei der Ausarbeitung des Status deutlich geworden, wird ja nicht unwesentlich in der Gleichheit-/Differenzdebatte mit dem „Wer sind *wir*?“ ganz konkret auch die Frage verbunden, „wer sind wir auf (u.a.) dem Weg in die Wissenschaft geworden, und wie wollen wir weiter gehen?“ (um in dem Bild der „in Bewegung“ befindlichen Frauen zu bleiben, das Großmaß/Schmerl 1989 so stark machten). Eine *Krise* ist eine Situation, in der notwendigerweise Entscheidungen getroffen werden – so oder so. Und es war ganz offensichtlich die Entscheidung darüber zu treffen gewesen, auf welchen Grad der Professionalisierung in der Wissenschaft frau sich einlassen wollte. Das bedeutete auch, dass sie offensichtlich nun vor der Wahl stand, nicht mehr die Außenseiterin bleiben zu müssen, die sie bis dato gewesen war. Das spricht für ein bestimmtes Maß an Anerkennung, denn wie sonst könnte ihr der Zugang zum Establishment überhaupt möglich erscheinen - außer sie hätte an Selbstbewusstsein gewonnen, das könnte es auch bedeuten. Die (kritische) Frauenforscherin, Feministische Philosophin und feministische Theoretikerin standen Ende der Achtzigerjahre vor der Entscheidung, worauf sie sich weiterhin einlassen wollten und dies zu

einem Zeitpunkt, wo ihre Diskursgesellschaft nicht mehr nur aus hier und da verstreuten feministischen Wissenschaftlerinnen und Studentinnen bestand, sondern sich etablierte Räume (Frauenforschungs-Professuren) in den verschiedensten Fächern und Universitäten zu vermehren begannen. Auch wurden die Netzwerkstrukturen solider und vielfältiger, das Publikum der etablierten Wissenschaft und Philosophie begann sich zu interessieren und etwas Platz zu machen für die neue andere Stimme. Die Feministische Philosophin berichtet in ihrem Vorwort zur zweiten Auflage:

„Im Rahmen des Kongresses der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland, der 1993 in Berlin stattfand, hatten beispielsweise zwei Sektionen Fragen der Feministischen Philosophie zum Thema. Eine davon befasste sich mit Feministischer Ethik; diese Vorträge wurden im Heft 2/1994 der Deutschen Zeitschrift für Philosophie publiziert. – Beachtung verdient ferner, dass seit 1990 in Tübingen die Zeitschrift „Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie“ erscheint.“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 39)

Seit 1990 wurde die akademische feministische Öffentlichkeit ausgebaut mit Buchreihen, weiteren Zeitschriften wie der „Femina Politica - Zeitschrift für feministische Politik/Wissenschaft“, bundesweit sowie in Österreich und der Schweiz mit vielen neuen Professuren mit der Denomination Frauen – und/oder Geschlechterforschung. Die feministische akademische Öffentlichkeit wurde zum Prototypen einer *Netzwerköffentlichkeit*, und an die Stelle der vielen Netzwerke, die entstanden sind, will ich nur die für mein Material relevanten sowie einige wenige aktuelle aufzählen (die Geschichte der feministischen akademischen Netzwerke wäre eine eigene Arbeit wert): das Netzwerk der Politologinnen, der AK „Politik und Geschlecht“ in der DVPW, der 1991 gegründet wurde, das Netzwerk Frauenforschung NWR, das Projekt feministische Theorien im Nordverbund, der aktuell gegründete Dachverband der Frauen- und Geschlechterforschung „Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum“ (2006), auf der europäischen Ebene neuerdings das Exzellenznetzwerk GARNET – Global Governance, Regionalisation an Regulation: The Role of the EU“, einem virtuellem Netzwerk mit dem Fokus auf die Analysekategorie Gender.<sup>59</sup> Studiengänge, Graduiertenkollegs und interdisziplinäre Studienschwerpunkte wurden eingerichtet sowie bundesweit Zentren für Frauenstudien und Geschlechterforschung, aus denen jüngst der oben genannte Dachverband hervorgegangen ist. (vgl. Jähnert 2000, Schäffgen 2000, Aleksander 2000) Als Arbeitsweisen sind die bekannten wissenschaftlichen Zusammenkünfte von Tagungen und workshops üblich. Wie frau es von den historischen Frau-

---

<sup>59</sup> Das Journal Netzwerk Frauenforschung NRW, herausgegeben von der Koordinationsstelle NETZWERK FRAUENFORSCHUNG NRW, c/o Universität Dortmund, Fachgebiet Frauenforschung und Wohnungswesen in der Raumplanung, 44221 Dortmund, e-mail: kortendiek@netzwerk-frauenforschung.de, hält hervorragend über die Vernetzungsaktivitäten von Akademikerinnen weit über den deutschsprachigen Raum hinaus auf dem Laufenden.

envereinen auch kennt, leben die klassischen Frauenbewegungsevents wie Geburtstagsfeiern, Einweihungsfeiern, Jubiläumsfeiern der älteren Wissenschaftlerinnen (aus der ersten Generation) wieder auf. Schon Anfang der Neunzigerjahre schließlich stellte Nagl-Docekal fest: „Man hört nun öfter von Lehrveranstaltungen, Diplomarbeiten und Dissertationen, auch von Habilitationsprojekten, die sich mit Fragen feministischer Theorie befassen.“ (Nagl-Docekal 1990/94: S. 39) Der „wissenschaftliche Nachwuchs“ der ersten Frauenforschungsgeneration machte sich also seit Anfang der Neunzigerjahre bemerkbar. Wobei auch die erste Frauenforschungsgeneration im Prinzip nicht anders in den wissenschaftlichen Beruf gestartet war – mit allerdings tatsächlich dem Unterschied, dass sie in der Regel nicht bei einer Feministin und Frauenforscherin hatten einsteigen können, sondern bei einem der männlichen Vertreter der etablierten Wissenschaft gestartet waren. Die feministischen Professorinnen der ersten Generation wurden Präsidentinnen und Vizepräsidentinnen ihrer Universitäten (z.B. Gesine Schwan, Brita Rang); die Einflussphären schienen sich deutlich auszudehnen. Die Neunzigerjahre waren für die Frauenforschung ein *Jahrzehnt beachtlicher Expansion*. In ihrer Krise war die Entscheidung der Frauenforschung und feministischen Wissenschaft eben dafür gefallen und diese Schritte ihr vorausgegangen: Aneignung von Wissenschaft als Arbeit(sweise) und Denkraum, Eigenständigkeit gegenüber der Frauenbewegung, Öffnung des Zugangs des Diskurses für den Mit-Autoren, Anerkennung des Humanismus auf der Basis der Kritik seines Androzentrismus, Reflexivität als Prinzip der (erkenntnis)theoretischen Selbstkritik, wissenschaftlichen Innovation und politischen Veränderungs- und Bündnisbereitschaft – wobei die Grenzen dort liegen, wo die Zugehörigkeit zur Frauenbewegung das normative Feld des Diskurses fixiert. Die feministischen Wissenschaftlerinnen an der Universität hatten sich entschieden und gewählt, und sie wurden gewählt und berufen.

### *Das Ende der Frauenforschung*

Eine dieser Professorinnen, Ilona Ostner, gibt 1992 zusammen mit ihrem Kollegen Klaus Lichtblau ein Buch zur feministischen Theorie heraus entsprechend der „unorthodox(en)“ (Ostner 1992: S. 8) Konzeption des Bandes „unterschiedliche, nicht nur feministische Positionen, von Frauen und Männern vorgebracht, unter dem Gesichtspunkt ‚Ansätze‘, ‚Traditionen‘, ‚Vorläufer‘ neben- und gegeneinander (zu stellen)“ (Ostner 1992: S. 8). Dies ist Ausdruck der Transformation der Autorschaft des feministischen Diskurses. Ostner beginnt ihre Einleitung mit einem Zitat:

„Der Jungfrau Lachesis, der Tochter der Notwendigkeit, Spruch: Eintagsseelen! Ein Beginn des zweiten tödlichen Umlaufs des sterblichen Geschlechts! Nicht euch wird ein Dämon erlösen, sondern ihr lost euch euren

Dämon! Wer als erster wählt, wähle als erste das Leben, mit dem er zusammenbleiben wird unwiderruflich! (...) Des Wählenden ist die Schuld, Gott ist schuldlos!“ (Platon, zitiert nach Ostner 1992: S. 7)

„*Des Wählenden ist die Schuld, Gott ist schuldlos!*“ Rätselhaft ist dieses Zitat, und das Rätsel wird auch nicht wirklich gelöst. Es eröffnet das Feld des „Feminismus als kritische(r) Tradition“, und die Autorin/nen dieser Tradition sind „Wissenschaftlerinnen verschiedenster Disziplinen“ (Ostner 1992: S. 7). Der Mitherausgeber ist nicht Autor, die Einleitung schreibt die Herausgeberin allein.

„Vor etwa zwanzig Jahren begannen – getragen von einer wachsenden Frauenbewegung – Wissenschaftlerinnen verschiedenster Disziplinen damit, die intellektuelle Tradition der westlichen Kultur zu ‚dekonstruieren‘ (...), um sie dann in einer nächsten Phase, die noch andauert, feministisch kritisch zu wenden.“ (Ostner 1992: S. 7)

In vielem schließt sich diese Profilierung von Feminismus als kritischer Tradition den Entwürfen der philosophischen kritischen Frauenforschung und Feministischen Philosophie an und greift dabei auch die Idee einer dialogischen Arbeitsweise als „Idee einer fiktiven Diskussion“ (Ostner 1992: S: 8) auf. Der Status ist nun stabil akademisch: die feministische Wissenschaftlerin spricht als erstes vom Ort ihrer akademischen Qualifikation heraus. Sie ist von der Frauenbewegung unabhängig und bleibt doch auf sie bezogen, wobei sich im Rückblick auf die Entstehungsgeschichte der Frauenforschung die Unabhängigkeit weiter vertieft. Nicht mehr ist es die Bewegung, die an die Universität kommt, sondern es sind die Wissenschaftlerinnen, die zwar sich „getragen von der wachsenden Frauenbewegung“, aber ihr gegenüber eigenständig in der Wissenschaft bewegen. Sie erbringen die Leistung, „alte wie neue Vorurteile, Blindheiten, Verkürzungen und Verkehrungen in der herkömmlichen Theoriebildung und Forschung sichtbar zu machen“ (Ostner 1992: S. 8). Sie sind eine Stimme unter den kritischen Stimmen in der intellektuellen Tradition der westlichen Kultur, d.h. *sie bilden eine intellektuelle Tradition der westlichen Kultur heraus.*

„Nun steht die Frauenforschung in ihrem kritischen Impetus nicht allein; sie teilt ihn mit verschiedenen geistigen Strömungen, z.B. einigen kultur-, zivilisations- oder modernekritischen, innerhalb der westlichen intellektuellen Tradition, und manchmal knüpft sie explizit an solche Traditionen an oder wiederholt sie, ohne es zu wissen.“ (Ostner 1992: S. 8)

Also solche besteht die „Leistung“ der feministischen Forschung („Frauenforschung“)

„*nicht* (Hervorhebung i.O., RN) darin, ein neues Paradigma begründet zu haben oder zu begründen, wenn man unter Paradigma ein einziges, ausgewiesenes Bündel von Prämissen, Methoden und Konventionen versteht, das eine scientific community teilt. Wenn überhaupt, dann gibt es eine Vielfalt von Frauenforschungs-Paradigmata, die von exklusiven Forscherinnengemeinschaften samt ihren jeweiligen, ebenso exklusiven Netzwerken entwickelt wurden. Damit würde sich die Frage erübrigen, ob eine bestimmte Frauenforschung überhaupt Frauenforschung sei. Als junge Disziplin, die beansprucht, interdisziplinär zu arbeiten, deren Gegenstand zugleich dynamisch ist, muss sich insbesondere sozialwissenschaftliche Frauenforschung geradezu absichtlich in der Schwebe halten. (...) Sie ist angesichts der Vielfalt und Komplexität der Phänomene, die sie begreifen will, auf typisierende Begriffsbildung und strukturierende Begriffe angewiesen. Derartige Erkenntnismittel befinden sich

allerdings in einem kontinuierlichen Umbildungsprozess. Was jedoch bleibt, sind Verkehrungen und Ausblendungen aufschließende kritische Fragen.“ (Ostner 1992: S. 9)

Keine wissenschaftliche Revolution also, kein neues Paradigma, sondern „Dekonstruktion“ der intellektuellen Tradition der westlichen Kultur, das ist das Besondere dieser jungen westlichen intellektuellen Tradition. Die „neuere feministische Theoriegeschichte“ (Ostner 1992: S. 8) erscheint in den drei bereits bekannten Etappen Egalitätskonzept, Betonung der (Geschlechter)Differenz und drittens Ablösung der einen Wahrheit der Geschlechterdifferenz durch die „dynamische Vielfalt der Differenzen“ (Ostner 1992: S. 8). Dieser Feminismus als junge intellektuelle Tradition der westlichen Kultur will sich allerdings dem Horizont des Humanismus nicht so recht fügen; als „Dekonstruktion“ will die feministische Wissenschaftlerin Kritik, Überarbeitung und Umbildung der Denktraditionen der westlichen Kultur üben. *Geschlecht* oder *Geschlechterverhältnisse* bilden den „Fokus kritischer Analyse“ (Ostner 1992: S. 8) und sind zugleich dynamischer Gegenstand. Vision und Ziel ist alles in allem:

„Dem Feminismus geht es um den Aspekt der Vereinseitigung, Entfremdung und Unterdrückung des weiblichen Geschlechts und um die Suche nach gerechten Lebensbedingungen.“ (Ostner 1992: S. 8)

Dies könnte man die normative Plattform einer grundsätzlich kulturkritischen feministischen Theorie und Frauenforschung zu Beginn der Neunzigerjahre nennen; sie ist ja schon bei der philosophischen kritischen Frauenforschung und Feministischen Philosophie zu finden gewesen. Die Exklusivität der Forscherinnengemeinschaften und feministischen Netzwerke lösen nicht mehr den Verdacht des Konservatismus aus, sondern machen ihr Profil schärfer. *Pluralität* wird zu einem Konzept der Beweglichkeit und Vielfalt dieser Exklusivität, die der Starrheit wissenschaftlicher Fachgemeinschaften der normalen Wissenschaft entgegensteht. Man könnte vielleicht sogar sagen: eine Revolution hat diese neue Disziplin nicht nur nicht nötig, sondern droht ihr auch nicht, denn sie ist mit ihrem Gegenstand dynamisch, kontinuierlich im Wandel, kritisch gegenüber Verkehrungen und Ausblendungen.

Was die Transformation der Autorinnenschaft angeht, geht dieser Feminismus weiter als der der geschlechtstranszendierenden Wissenschaft von Hausen/Nowotny 1986; der Mit-Autor erhält Zugang zu den Ressourcen, er wird eine tragende Stimme und wächst damit über den gewogenen, bündnisbereiten Kollegen und Kommentatoren hinaus. Ihm wird zwar weder das erste noch das letzte Wort eingeräumt, aber das vorletzte immerhin. Und in diesem vorletzten Wort, geäußert von Johannes Weiß, wird das Ende der Frauenforschung angekündigt:

„Was zum Ende kommt, ist die Frauenforschung im pathetischen und provokativen Sinne: als Ort einer großen Befreiung, einer starken Hoffnung und einer anderen, höheren Wahrheit. Was dagegen bleibt, ist die Frauen-

forschung als Faktum und als integrales und inspirierendes Element des Wissenschaftsbetriebs. Alle wesentlichen Einsichten sind gewonnen und ausgesprochen, alle prinzipiellen Forderungen artikuliert, anerkannt und, ansatzweise zumindest, erfüllt. Bedeutende Umwälzungen sind, innerhalb und außerhalb des Wissenschafts-systems, vollzogen, die ganz große Revolution der Denkungsart aber wird ausbleiben. Je mehr Frauen auf immer mehr Gebieten forschen, desto näher rückt das (so verstandene) Ende der Frauenforschung – etwa so, wie die Arbeiterbewegung ihre letzten Ziele, und damit sich selbst, aufgeben musste, als sie ihre vorletzten Ziele erreicht hatte. Ist ein solches Ende zu beklagen? Das mag davon abhängen, wie man/frau es mit einigen einfachen Wahrheiten hält.“ (Weiß 1992: S. 242)

### *Die feministische Forscherin in den Disziplinen und der/die GeschlechterforscherIn*

Von dem Ende der Frauenforscherin oder ihrem möglichen Ende ist programmatisch in den Neunzigerjahren im Grunde ja nur bei dem dekonstruktiven Feminismus und der geschlechtskritischen feministischen Politikwissenschaft die Rede. Ansonsten orientiert sich der Diskurs eher stillschweigend um. Auch dass die Frauenforscherin nicht mehr bloß „Frauenforscherin“, sondern als „Frauen- und Geschlechterforscherin“ auch „Geschlechterforscherin“ sein will, passiert einfach. In der zweiten Hälfte der Neunzigerjahre wird das Problem der Selbstbezeichnung und damit Positionierung erstens so gelöst, dass die Bezeichnungen „Frauenforscherin“, „Geschlechterforscherin“ und „feministische Wissenschaftlerin“ synonym gebraucht werden, dass das eine also für das andere steht. Das ist am frühesten bei der feministischen Politikwissenschaft (vgl. Kreisky/Sauer 1998) zu finden, später auch in Bilanzierungen der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung (vgl. Bührmann et.al. 2000; Konzept der Einführungen in die sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung, die bei Leske+Budrich erschienen). Eine andere Variante ist, nicht mehr von Frauenforschung zu sprechen, sondern von feministischer Wissenschaft und feministischer Kritik (vgl. Scheich 1996; Knapp 1998) oder nur noch von feministischer Politikwissenschaft (vgl. Penrose/Ruppert 1996; Bauhardt/von Wahl 1999; Siff/Abels 1999) oder feministischer Wissenschaft, feministischer Theoriebildung oder feministischer Kritik (vgl. Penrose/Rudolph 1996). Drittens ersetzt die Frauen- und Geschlechterforschung ab 1997 die Frauenforschung in der Politikwissenschaft (vgl. Kerchner/Wilde 1997; Ruppert 1998; Braun et.al. 2000) und in den Sozialwissenschaften (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000; Cottmann et.al. 2000; Lenz et.al. 2000). Viertens ersetzt schließlich die Geschlechterforschung die Frauen- und Geschlechterforschung (vgl. Knapp/Wetterer 2001). Die feministische Politikwissenschaft war sowieso weniger als Frauenforschung (vgl. Kreisky/Sauer 1997, die von politikwissenschaftlicher Geschlechterforschung reden; anders dagegen Kulawik/Sauer 1996, die sich ausschließlich auf politikwissenschaftliche Frauenforschung und „Frauenforschung in der Politikwissenschaft“ beziehen) denn als feministische Forschung angetreten, das wird im Grunde schon in der Betitelung des Arbeitskreises „Politik und Geschlecht“ in der DVPW deutlich. (Frau hätte sich ja

auch für den Titel Arbeitskreis „Politikwissenschaftliche Frauenforschung“ entscheiden können.) Die politikwissenschaftliche Geschlechterforscherin ist feministische Politikwissenschaftlerin (vgl. Kreisky/Sauer 1998), die sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforscherin ist feministische Wissenschaftlerin (vgl. Cottmann et.al. 2000; Lenz et.al. 2000; Bührmann et.al. 2000), die kritisch-theoretische feministische Theoretikerin bezieht sich auf eine feministische Frauen- und Geschlechterforschung, die Geschlechterforschung ist und feministische Wissenschaft (vgl. Knapp/Wetterer 2001: S. 8). Die Frauenforschung verwandelt sich buchstäblich in die feministische Geschlechterforschung innerhalb weniger Jahre – in den Sozialwissenschaften. Die feministische Politikwissenschaft spaltet, wie zu sehen war, ihre Geschichte der Frauenforschung bald nach ihrer Gründung ab und geht doch aus ihr hervor. Am Ende der Neunzigerjahre ist die „Frauenforschung“ Vergangenheit, aber nicht die feministische Wissenschaft in den Disziplinen. *Die Frauenforschung ist – in Soziologie, Politikwissenschaft und Philosophie - feministische Forschung in den Disziplinen geworden.*

Wie bereits erwähnt, vermeidet es die Programmatik des Diskurses eher, sich exponiert dieser Entwicklung zu stellen. Mit dem vielfältigen Gebrauch von „Frauenforschung“, „feministische Forschung“ und „Geschlechterforschung“ entsteht ein wenig Verwirrung ebenso wie eine neue Gewohnheit der Selbstbezeichnung, die zwar von Seiten der feministischen Soziologie, kritisch-theoretischen feministischen Theorie und Feministischen Philosophie, nicht aber von der feministischen Politikwissenschaft thematisiert wird. Letztere wertet, führt sie doch hinterrücks die Unterscheidung ein, in dem Frauenforschung der Vergangenheit angehört und Geschlechterforschung die Zukunft darstellt. Ansonsten ist das widersprüchliche Phänomen zu beobachten, dass mit der zunehmenden Akademisierung und Professionalisierung des Diskurses er ebenso zunehmend als *feministischer* Diskurs auftritt. Sprich: während er also intern auch darüber streitet, wie viel Professionalisierung und Akademisierung er sich zumuten will, ob er entpolitisiert ist oder die Krise ihn zerreißt, tritt er in den universitären Zusammenhängen als ein nach wie vor emanzipativer Diskurs auf. Frauenforschung, feministische Sozialforschung, Geschlechterforschung und feministische Theorie sind Erkenntnisprozesse feministisch-kritischer (vornehmlich weiblicher) Intellektueller, sie sind Reflexion und Kritik, manche eher moderat, manche eher enttäuscht und desillusioniert um die Jahrtausendwende, darüber hinaus überwiegt die Sachlichkeit der Geschlechterperspektive, der Analyse der Geschlechterverhältnisse, feministischer Gesellschaftsdiagnosen. Bisweilen noch empört sie sich (vgl. Ruppert 1998) und bricht die alte Unruhe aus ihr heraus:

„Das Unruhemoment, das feministische Theoriediskussionen stets antrieb, ist begründet in dem konstitutiven Spannungsverhältnis, das ihr zugrunde liegt: der gleichzeitigen Unverzichtbarkeit und - im strengen Sinne – Unmöglichkeit der fundierenden Bezugnahme auf ein ‚Wir‘ (Metasubjekt: Frauen). Das im feministischen Anspruch perspektivisch enthaltene ‚Wir‘ unterstellt geteilte Problemhorizonte, die in der Abarbeitung an Ungleichheit immer wieder differenziert, konkretisiert, relationiert, relativiert und neu bestimmt werden müssen. Es ist nicht zufällig, dass sich historisch diese Dynamik in dem Maße verstärkt, in dem sich einerseits innerhalb der Gesellschaften Formen von Kritik artikulieren, die sich auf unterschiedlich verfasste Konfigurationen von Herrschaft und Ungleichheit richten und sich andererseits und gleichzeitig der feministische Diskurs internationalisiert.“ (Knapp/Wetterer 2001: S. 11)

Diese Unruhe ist ihr produktives Moment, es gewährleistet die Selbstreflexion, die Statusirritation, es fördert die Auseinandersetzung mit den Erfahrungen, den Erinnerungen, mit „den normativen Implikationen feministischer Kritik, in der häufig Erfahrungen bestimmter Gruppen von Frauen (weiße, heterosexuelle Frauen der Mittelschicht) verallgemeinert werden“ (Knapp/Wetterer 2001: S. 11). Die Ausgangsfrage feministischer Erkenntnistheorie bleibt durch diese Unruhe zentral:

„Wer beansprucht von wo aus, auf dem Hintergrund welcher Erfahrungen für wen zu sprechen?“ (Knapp/Wetterer 2001: S. 11)

#### *Fazit: Wer verfügt über diese Art von Sprache?*

Die Feministin an der Universität ist Wissenschaftlerin und sie ist das auch immer schon gewesen. Sie hat nur zu unterschiedlichen Zeiten und aus dem Zusammenhang unterschiedlicher feministischer Politiken (Institutionalisierung oder Gegenkultur) heraus sich unterschiedlich positioniert: mal als Frau und Feministin (Bsp. Luise F. Pusch), mal als feministische Wissenschaftlerin und Philosophin. Über diese Sprache verfügen nur Akademikerinnen und solche mit akademischer Ausbildung, Intellektuelle (im gebräuchlichen Wortsinn) also: weibliche Intellektuelle, die sich der Frauenbewegung zugehörig fühlen, männliche Intellektuelle, die sich durch die Frauenbewegung mit Geschlechtsidentität und Männlichkeit auseinandersetzen, kritische Intellektuelle beider Geschlechter, die sich in ihrer Gesellschaftsanalyse und Gegenwartsdiagnose auf die feministische Kritik beziehen. Die Sprache ist exklusiv, sie steckt die Grenzen der Gemeinschaft ab, sie ist wählerisch, ihre Zugehörigkeitsprinzipien sind klar geregelt, und die Regeln bestimmt die allgemeine wissenschaftliche Gemeinschaft, die jeweilige nationale vor allem, wenn es um den Status geht, und die internationale, wenn es sich um die Themen handelt. Nicht das Netzwerk der feministischen Wissenschaftlerinnen entscheidet allein über die Professorinnen, sondern in Abstimmung miteinander schlussendlich der Universitätsbetrieb. Und wer vergibt schließlich die Stipendien? Über die Statuten wird ein Bezugssystem der (Frauen- und)Geschlechterforschung und feministischen Theorie aufgebaut, das eben die beschriebenen verschiedenen Positionen der Subjektivitäten bereitstellt, ein Feld

der Regelmäßigkeit, das auch Plätze bereitet, einen „Raum der Äußerlichkeit“, über den sich wiederum der Besitz des Diskurses regelt. Über den Besitz des feministischen Diskurses als solchen verfügen die feministischen WissenschaftlerInnen und GeschlechterforscherInnen nicht allein; sie stellen sich – auch über ihre Reflexivität – immer wieder zur Verfügung, sie versuchen ihre Grenzen nicht geschlossen zu halten, aber sie übernehmen die Grenzen und die Exklusivität des Wissenschaftsbetrieb, seine Kultur, auch wenn sie sie in einer eigenen Praxis ausdrücken und ihrerseits spezifisch „verwirklichen“. Das Gebiet der Normativität (vgl. Foucault 1997a: S: 90) bestimmt sich über die Geschichte und Gegenwart der Frauenbewegung, das „Gebiet der Aktualität (das die erlangten Lösungen umfasst, die gegenwärtigen Probleme definiert, den außer Brauch gekommenen Begriffen und Bestätigungen ihren Platz zuweist)“ (Foucault 1997a: S: 90) dagegen auch die Universität, insbesondere nun seit den Neunzigerjahren die Disziplinen, und nicht zuletzt die internationale Zivilgesellschaft.

Die Frauen- und Geschlechterforschung und feministische Theorie in den Sozialwissenschaften und der Philosophie hat viel von dem, was mit Thomas S. Kuhn eine „besondere Spezialistengemeinschaft“ (Kuhn 1976: S. 193) ausmacht. Ihre fachliche Kommunikation beruht auf der eben beschriebenen gemeinsamen Grundlage des Feminismus und der Wissenschaftlichkeit ihres Gegenstandsbereichs, und z.B. in der Gesellschaftstheorie ist eine „relative Einmütigkeit ihrer Fachurteile“ (Kuhn 1976: S: 194) zu beobachten. Mit der Disziplinenorientierung bildet die (Frauen- und) Geschlechterforschung in den einzelnen Disziplinen ein Denken und eine Gemeinschaft heraus, die dem, was Thomas S. Kuhn „disziplinäres System“ (Kuhn 1976: S. 194) nennt, sehr nahe kommt: der feministische Diskurs in der Politikwissenschaft ist z.B. in dem gemeinsamen Besitz der feministischen *Politikwissenschaftlerinnen*, und seine beiden Richtungen haben unterschiedliche Systematiken, in denen die verschiedenen Elemente entsprechend zusammengesetzt sind. Ihre Autorin, d.h. diejenige, die veröffentlicht und gelesen wird, ist in der Regel eine Wissenschaftlerin; in der feministischen Politikwissenschaft kommen noch Politikerinnen zu Wort, Frauen, die sich in z.B. NGOs engagieren, die Feministischen Philosophinnen beziehen Publizistinnen und Schriftstellerinnen mit ein – allesamt Praxen der jeweiligen Fachkulturen. Trotz dieser disziplinären Ausarbeitung beansprucht der feministische Diskurs nicht von sich aus den Status eines neuen Paradigmas, und er wird ihr auch nicht als solcher zuerkannt. Vielleicht könnte „Geschlecht“ in seiner feministischen Bestimmung ein solches Paradigma werden, das im Stande ist, das alte Geschlechterparadigma der „traditionellen Wissenschaft“ oder „androzentrischen Wissenschaft“ abzulösen.

### 4.3 Die Sprache des wissenschaftlichen Feminismus

„Aber Sprache dichtet und denkt nicht nur für mich, sie lenkt auch mein Gefühl, sie steuert mein ganzes seelisches Wesen, je selbstverständlicher, je unbewusster ich mich ihr überlasse.“ (Klemperer 2004: S. 27)

Die Sprache der (Frauen- und) Geschlechterforschung ist nicht nur eine exklusive und akademische Sprache<sup>60</sup> kritischer, vornehmlich weiblicher Intellektueller<sup>61</sup>, die sich der Frauenbewegung zugehörig fühlen, sie hat auch ihre sprachliche Spezifität, in gewisser Weise eine eigene Fachsprache, die auch eine politische Sprache geworden ist, herausgebildet: von solchen neuen Begriffen wie Geschlechterfrage, Geschlechterdemokratie, Geschlechterherrschaft, Geschlechtergerechtigkeit war bereits die Rede.

Ihre Wortschöpfungen zu Geschlecht beginnen mit der Entdeckung von Geschlecht als Strukturkategorie und als soziale Konstruktion. Die erste Wortschöpfung in meinem Material ist, wie gesagt, „Geschlechterherrschaft“ (vgl. Kulke 1985) aus der ersten Hälfte der Achtzigerjahre, ein Begriff mit einer Relation zum Herrschaftsbegriff der kritischen Theorie, und ihm sind insbesondere seit Anfang der Neunzigerjahre viele gefolgt.

---

<sup>60</sup> Natürlich ist jeder Text meines Textkörpers und ist mein eigener Text geprägt von einem akademischen Sprachgebrauch: das betrifft zum einen den Gebrauch von Fremdwörtern. Die Einleitungen folgen außerdem in ihrem Aufbau der konventionellen Gliederung „Fragestellung-Vorstellung der Beiträge-Danksagung“. Die feministische Theorie benutzt Wörter der kritisch-theoretischen Fachsprache, prägnantestes Beispiel ist der Begriff der „Doppelten Vergesellschaftung“ von Regina Becker-Schmidt. Elemente fachsprachlicher Syntax (vgl. Wahrig 2002: S. 622ff.) lassen sich in allen Fällen finden. Am Beispiel Kreisky/Sauer 1998, vor allem S. 13-15) möchte ich einige Elemente fachsprachlicher Syntax nennen, z.B. *verlängerte Satzglieder anstelle von Nebensätzen* („Weder ..., noch ... können begriffen werden ohne Einbeziehung von Geschlechterverhältnissen“; Knapp 1998: S. 8), *Depersonalisierungen* („man“), *substantivierte Verben* (z.B. „Entpluralisierung, Zentralisierung und Kanonisierung“, Kreisky/Sauer 1998: S. 14, S.15: „Das geschlechtersensible Teilen“), *Präpositionalgefügen statt Vollverben mit eigener Bedeutung* („geriet also zunehmend ins geschlechterkritische Gesichtsfeld“, Kreisky/Sauer 1998: S. 13), *Ist-Verben* („Diese beeindruckende Vielfalt ist es auch...“, Kreisky/Sauer 1998: S. 14; „Hegemoniale Männlichkeit ist es...“ Kreisky/Sauer 1998: S. 14), *Infinitiv- und Passivkonstruktionen* zur Angabe von Ursachen und Wirkungen, Ort- und Zeitverhältnissen: („Das Persönliche und Private werden als durchaus politikwissenschaftsfähig erachtet...“ Kreisky/Sauer 1998: S. 13), *erweiterten Attributen* anstelle von Attributsätzen („Zur Kenntnis genommen zu werden – ob positiv oder kritisch ablehnend – ist in der Wissenschaft das im Grunde entscheidende Sozialkapital.“ Kreisky/Sauer 1998: S. 14), Funktionsverbgefügen („dass also eine wissenschaftliche ... Auseinandersetzung geführt wird“ Kreisky/Sauer 1998: S. 14 – statt: „sich wissenschaftlich auseinanderzusetzen“). Hervorhebung RN

<sup>61</sup> Feministischer Sprachpolitik der Achtzigerjahre zufolge müsste ich nach einem Wort für „Intellektuelle“ suchen, das die Geschlechterdifferenz sichtbar macht. Aber meine Sprachempfindlichkeit sperrt sich gegen eine Wortschöpfung wie „Intellektuellin“, außerdem hat der feministische Diskurs nichts erfunden, auf das ich zurückgreifen könnte oder, wenn ich an Mary Dalys „Reisende“ denke, zurückgreifen wollte. Deswegen entscheide ich mich für die Bezeichnung „weibliche Intellektuelle“ und stelle mir das Wort „Intellektualität“ als Bedeutungsträger für eine Art erkennende Androgynie vor. Und vielleicht ist es tatsächlich so, dass Intellektuelle in der heterosexuellen Matrix (Butler) so was wie Zwitterwesen darstellen: sie sind kreativ und intuitiv Forschende („weiblich“), analytisch und geistig Arbeitende („männlich“), als kritische Intellektuelle widersprechen und widerstehen sie Normen, sie sind im besten Fall visionär, ihre Ideen haben ein Moment von Zukunft und sie wechseln ihre Wesenszüge, wenn sie sich durch die Erfahrungen ihres Wissens auf Neues einlassen, auch, wenn sie sich auf ein neues Wissen über Geschlecht und Geschlechtlichkeit einlassen.

Seit Anfang der Neunzigerjahre stand ja außerdem die Selbstbezeichnung als „Frauenforschung“ zur Disposition, sie begleitet anschließend (vgl. 3.) die Ausarbeitung der feministischen Forschungen in den Disziplinen, ist also eine bestimmende/ermöglichende Praxis, aber auf der programmatischen Ebene wurde sie kaum ausgetragen. Ich hatte sie bis jetzt unter dem Aspekt der Transformationen in der feministischen Theoriebildung und der wissenschaftlichen Gemeinschaft betrachtet. Nun möchte ich sie zum Abschluss unter einem *sprachpolitischen Gesichtspunkt* analysieren und zwar als Ausdruck eines besonderen Anerkennungsproblems – besonders innerhalb der Wissenschaft –, nämlich als Ausdruck der Macht der Benennung und des Verstehens und Verstandenwerdens. Ich betrachte also diesen Kampf um den „Namen“ der Forschung als ein konkretes „sprachliches Geschehen“ (Butler 1998: S. 9) unter konkreten sprachlichen (nämlich akademischen) (Möglichkeits-)Bedingungen und als Effekt eines komplexen Macht-Wissens-Gefüges. Die Sprache einschließlich der Namensgebung oder Selbstbezeichnung der Forschung/Wissenschaft verweist auf eine bestimmte strategische Situation des Diskurses.

Der Sprache wird gerade vom zeitgenössischen Feminismus eine Handlungsmacht zugeschrieben (vgl. Weigel 1989), und darüber, wie die Handlungsmacht in Worten und auch Bildern aufzufassen sei, hat es im Feminismus manche Auseinandersetzung gegeben, insbesondere in der immer wieder aufbrandenden Pornographiedebatte<sup>62</sup>. Judith Butler hat in ihrem Buch über die Handlungsmacht der Sprache, „Hass spricht. Zur Politik des Performativen“ (vgl. Butler 1998), eine Position entwickelt, in der die Handlungsmacht der Sprache von dem souveränen Subjekt gelöst wird und dabei „stärker in Rechnung (ge)stellt (wird), dass die Sprache das Subjekt konstituiert und dass sich das, was das Subjekt erschafft, zugleich von etwas anderem herleitet“ (Butler 1998: S. 29). Diskurstheoretisch ist dann die sprachliche Handlung kein „singuläres Geschehen“ (Butler 1998: S. 27), sondern in ein „Netz von zeitlichen Horizonten“ (Butler 1998: S. 27) eingebunden. Statt also nach einer Intention mit einer

---

<sup>62</sup> vgl. dazu das für die Achtzigerjahre bekannteste Buch von Dworkin 1987 (herausgegeben von der EMMA-Frauenverlags-GmbH; Alice Schwarzer thematisiert weiterhin auf öffentlichen Veranstaltungen das antifeministische und frauenfeindliche „Schattenreich“ der Pornographie und die damit verbundene Pornographisierung der Gesellschaft); im Übergang zu den Siebzigerjahren hatte Kate Millet ihre radikal-feministische Kritik der Sexualpolitik u.a. über pornographische Literatur von z.B. D.H. Lawrence und Henry Miller ausgearbeitet, vgl. Millet 1985; Catharine A. MacKinnon hat auch über Pornographie und den Zusammenhang der Realität von Frauen und des Schweigens darüber im US-amerikanischen Rechtssystem gearbeitet: „Gesellschaftliche Ungleichheit wird wesentlich durch Worte und Bilder hergestellt und durchgesetzt – das heißt: *getan*. Gesellschaftliche Hierarchie kann nicht existieren und existiert nicht, ohne in Bedeutungen verkörpert zu sein und ohne in Kommunikation Ausdruck zu finden.“ (MacKinnon 1994: S. 17)

anschließenden Folge zu suchen, ist dieses Netz von zeitlichen Horizonten zu betrachten: was bringt es hervor, was ermöglicht es, was legt es fest? Dem *Namen* kommt dabei eine besondere Bedeutung zu:

„Einen Namen zu erhalten, gehört auch zu den Bedingungen, durch die das Subjekt sich sprachlich konstituiert. (...) Durch den Namen, den man erhält, wird man nicht einfach nur festgelegt. Insofern dieser Name verletzend ist, wird man zugleich herabgesetzt und erniedrigt. Doch enthält der Name auch eine andere Möglichkeit, da man durch die Benennung auch eine bestimmte Möglichkeit der gesellschaftlichen Existenz erhält und erst in ein zeitliches Leben der Sprache eingeführt wird, das die ursprünglichen Absichten, die der Namensgebung zugrunde lagen, übersteigt.“ (Butler 1998: S. 10)

Die Selbstverständnisdebatte in der Frauenforschung, die nicht unwesentlich über die Frage ausgetragen worden ist, ob sie sich nun weiterhin als Frauenforschung bezeichnen wolle, lese ich nun auf ihre Möglichkeiten akademischer Existenz hin, wie sie sich als Wissenschaft einführen kann, welche Position sie in der Frauenbewegung einnehmen kann und welche möglichen sonstigen Effekte noch sichtbar werden.

Ich verlasse allerdings hier mein Material, anhand dessen ich die Praxis der Namensgebung der Frauenforschung in den Neunzigerjahren und die besondere Bedeutung, die ihr der Diskurs beimaß, aufzeigen konnte. Ich greife nun stattdessen auf die Dokumentation der „Selbstverständnisdebatte“ der Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der DGS von Bettina Mathes zurück, weil mir mein Material in gewisser Weise noch unbeantwortet lässt, was für ein Selbstverständnis sich mit diesem Diskursverlauf in den Neunzigerjahren verbindet. Zu sehen ist, dass die Frauenforschung Geschlechterforschung geworden ist, dass es Abwertungsprozesse der Frauenforschung gab, dass es unterschiedliche Positionierungen als Geschlechterforschung und feministische Geschlechterforschung gibt und dass sich auf dieser letztgenannten Linie der Gegenüberstellung eine mögliche Abspaltung andeutet, die aber noch nicht vollzogen ist. Zu sehen war auch, dass auf der Position der Subjektivitäten bzw. der Subjekte der Aussagen eine Bewegung von der Frauenforscherin hin zur feministischen Wissenschaftlerin zu beobachten ist, und dass das Profil der feministischen Theorie als kritischer Theorie eindeutig feministisch-wissenschaftlich angelegt ist. Man könnte also die Entwicklungen als einen doppelten Trend zu Geschlechterforschung und feministischer Wissenschaft oder wissenschaftlichem Feminismus sehen. Nun suche ich die Ebene der Entwürfe des Diskurses von sich und die damit verbundene Ebene der Stellungnahme auf.

Anfang der Neunzigerjahre besteht, wie gesagt, mit der Einführung von Gender und der Entwicklung von Geschlecht als Strukturkategorie und sozialer Konstruktion ein großes Bedürf-

nis danach, sich über die Grundlagen der Frauenforschung zu verständigen. Wie zu sehen gewesen war, verändert sich das Subjekt-Objekt-Verhältnis und mit der Akademisierung auch die Einstellung zur Wissenschaft. Auch entsteht mit der neuen, wenn auch zerbrechlich wirkenden Akzeptanz im Wissenschaftsbetrieb neue Konkurrenz. Das Gerücht, die Gründung einer Sektion Geschlechterforschung in der DGS stehe bevor, macht 1993 die Runde. (vgl. Mathes 2001: S. 36) Frauenforschung wird der Gegenstand streitig gemacht. Das löst fast so was wie einen Schock in der Frauenforschung aus.

Bettina Mathes schildert in ihrer Geschichte der Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften, die sie für den Sektionsrat geschrieben hat, dass Katrin Braun mit ihren Thesen zur Frauenforschung auf der Jahrestagung der Sektion in Sonnenberg 1993 einen weiteren Auslöser für die Selbstverständnisdebatte geliefert habe. Eine von Brauns Thesen habe sich darauf bezogen, dass sich die Frauenforschung „angeblich“, so Bettina Mathes, „unkritisch auf ein vereinheitlichtes und vereinheitlichendes Subjekt Frau“ (Mathes 2001: S. 38) gestützt habe.<sup>63</sup> Wie damit umgehen zukünftig? Welche weitere theorie- und wissenschaftspolitische Strategie sollte die Sektion verfolgen? Die Bezeichnung „Sektion Frauenforschung“ legt sie offensichtlich auf die Vergangenheit fest, so konnte Braun verstanden werden. *Kathrin Braun stellt vier Modelle* vor, „wie diese Probleme (die ein vereinheitlichtes und vereinheitlichendes Subjekt mit sich bringen, RN) überwunden und den veränderten Bedingungen Rechnung getragen werden könne“ (Mathes 2001: S. 39):

Das *Aussitzerinnenmodell* (alles bleibt wie es ist), das *Lobbymodell* (Auflösung der Sektion, Unterwanderung der DGS), das *Professionalisierungsmodell* (als Sektion Geschlechterforschung wird jede und jeder aufgenommen, der oder die egal wie über Geschlecht forscht), das *Modell des wissenschaftlichen Feminismus* (als Sektion Geschlechterforschung, die eine „theoretische Plattform“ erarbeitet, „in welchem Hinblick auf die Erforschung der gesellschaftlichen Organisation des Geschlechterverhältnisses und der sozio-kulturellen Konstruktion von Geschlecht ein dezidiert herrschaftskritischer Anspruch formuliert wird“ (Braun, zit. nach Mathes 2001: S. 39)), und hierfür sind zur Zusammenarbeit auch Männer eingeladen.

Mit diesen Modellen steht der Name der Sektion zur Disposition, außer bei dem „Aussitzerinnenmodell“, aber auch hier ist der Name des Modells (Ab-)Wertung genug, und ich erspare mir einen Kommentar. Kathrin Braun plädiert für das Modell des wissenschaftlichen Feminismus, das die Mitarbeit von Männern wünscht, und befürwortet ansonsten ausdrücklich die Umbenennung der Sektion in „Sektion Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften“. Die Desavouierung der Frauenforschung, die in dieser Bewertung und vereinheitlichenden Darstellung dessen, was unter Frauenforschung zu verstehen ist, liegt, wurde innerhalb der

---

<sup>63</sup> Dies ist ja das zentrale Argument des dekonstruktiven Feminismus, später auch der geschlechtskritischen feministischen Politikwissenschaft und die zentrale Streitfrage in der Debatte über die Differenzen zwischen Frauen.

Sektion Frauenforschung nicht mitgetragen, und es gab die verschiedensten Einwürfe gegen diese Beurteilung der Frauenforschung und die damit verbundene Umbenennung der Sektion. Der nachdrücklichste Hinweis auf eine Fehleinschätzung der Frauenforschung kam von wohl einer der exponiertesten internen Kritikerinnen, nämlich Carol Hagemann-White. Sie betonte mit dem Hinweis auf das von ihr und Maria S. Rerrich herausgegebene „Bilderbuch“ 1988, dass Frauenforschung schon frühzeitig Geschlechterforschung gewesen sei. (vgl. Hagemann-White, nach Mathes 2001: S. 40) Brigitte Schmidt schließlich überlegte laut, nachdem sie ihr Verständnis „für den Wunsch nach Veränderung, Pluralität und Differenzen“ (Mathes 2001: S: 41) geäußert hatte, ob die Motivation sich „,nicht so sehr aus Gründen einer weit fortgeschrittenen Theoriebildung ergeben als vielmehr aus konkreten macht/wissenschaftspolitischen Entscheidungszusammenhängen vor Ort“ (Schmidt, nach Mathes 2001: S: 41). Die Namensänderung der Sektion wurde während der Neunzigerjahre ausgesetzt; seit der Jahrestagung 2001 heißt die Sektion „Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie“. Der Zeitpunkt der Namensänderung spiegelt genau den damaligen Stand wieder (s.o.) und war doch schon fast wieder dem Diskurs hinterher. Die feministische Politikwissenschaft versteht sich heute (vgl. Rosenberger/Sauer 2003) bereits selbstverständlich als politikwissenschaftliche Geschlechterforschung und diese ebenso selbstverständlich als feministische politikwissenschaftliche Geschlechterforschung. Die Feministische Philosophie hat es weder mit der Frauen- noch mit der Geschlechterforschung, weil sie kritische Philosophie, kritische Stimme in der Zivilgesellschaft bleibt, bleiben will. Von heute aus betrachtet und angesichts meiner Ergebnisse würde ich von einem professionellen wissenschaftlichen Feminismus sprechen, der sich in den Neunzigerjahren in den Disziplinen und durch sie entwickelt hat. Allem festgestellten akademischen Antifeminismus zum Trotz scheint der wissenschaftliche Feminismus vertretbarer zu sein als die „Frauenforschung“. Jedenfalls reproduziert die Diskussion im feministischen Diskurs offensichtlich Möglichkeitsbedingungen und Verstehens- oder Verständnisstrukturen. So war ja schon bei dem dekonstruktiven Feminismus zu sehen gewesen, dass er mit neuen Argumenten zwar die alten Vorwürfe gegen die Frauenforschung wiederholte. Auch ist niemals endgültig geklärt worden, warum die Frauenforschung sich nicht verändern durfte bzw. ihre Veränderungen nicht für sich reklamieren konnte. Sie wurde, auch in der Benennung Frauen- und Geschlechterforschung, auf einen ihrer Teilbereiche und ihr politisches Erkenntnisinteresse der frühen Achtzigerjahre reduziert und damit ihr Erkenntnisprozess quasi enteignet und der Geschlechterforschung gutgeschrieben. Das wäre eine Erklärungsmöglichkeit. Die andere wäre, dass sich in der Benennung Machtkämpfe zwischen Generationen und Theoriepositio-

nen im wissenschaftlichen Feminismus ausdrücken, die ihre Unterschiedlichkeit betonen wollen, auch, um sich damit im allgemeinen Gemurmel des Diskurses hervorzuheben und eine eigene Subjektposition zu erobern. Eine dritte Erklärung wäre, dass der feministische Diskurs tatsächlich derart in Bewegung ist, dass er mit sich selbst z.T. nicht mehr übereinstimmt und dieses auch in der Benennung zum Ausdruck bringt. Dies wären quasi „innerfeministische Beweggründe“. Externe Motivation können die von Brigitte Schmidt beobachteten macht- und wissenschaftspolitischen Konstellationen sein, die bedeuten, dass mit „Frauenforschung“ die akademische Existenz quasi in Frage steht. 2001 war offensichtlich der akademische Feminismus noch existenzfähig, konnte also den Regeln des Betriebs folgen und sich über sie anwesend machen und konnte mit der Wiederaneignung der kritischen Theorie eine Theorieposition in den jeweiligen disziplinären Feldern eingenommen werden, die zukunftsfähig schien. Dass allerdings diese Zukunftsfähigkeit infrage stand und sich die Geschichte der Frauenforschung, die als eine Art Verweisung in die Vergangenheit im Diskurs präsent geworden ist, bei der feministischen Theorie wiederholen könnte, wurde besorgt von den kritisch-theoretischen feministischen Wissenschaftlerinnen Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer angemahnt. Der wissenschaftliche Feminismus hatte für sich in den Neunzigerjahren als Kritikposition und als ein performativer „Akt des Widerstands“ (Butler 1998: S. 226) und des Widerspruchs entworfen und in den Disziplinen behaupten können – auch wenn fragwürdig ist, ob er als solcher wirklich allgemein anerkannt worden ist, so blieb doch in der Ignoranz sein Bestand in den Neunzigerjahren relativ unangetastet. Jetzt, um die Jahrtausendwende und im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends, steht die Kritikposition des wissenschaftlichen Feminismus offensichtlich immer ernsthafter zur Disposition, und es scheint sich gerade noch die feministische Geschlechterforschung retten zu können. Diese kämpft darum, dass die Wissenschaftsforschung Geschlecht als Wissenskategorie (endlich) wahrnimmt - eine theoriepolitische Strategie, die Gender-Theorien in der Wissenschaftsforschung zu etablieren. (vgl. Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hg.) 2005) In der Namensdebatte der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung wird dieses „Netz von zeitlichen Horizonten“ (Butler) präsent und es geht dabei um die Möglichkeit der Existenz und die Zukunftsfähigkeit des feministischen Diskurses, nicht nur übrigens des wissenschaftlichen Feminismus.

*Der wissenschaftliche Feminismus in den Disziplinen*, der sich im Diskursverlauf von der Frauen- zur Geschlechterforschung in der Wissenschaft herausgebildet hat, ist ein ebenso exklusiver wie offener Diskurs. Die Gemeinschaft der feministischen WissenschaftlerInnen,

zweifellos, ist exklusiv, und mag sie sich auch gezwungenermaßen in ihrer Bildung an den nationalen und fachlichen Wissenschaftskulturen orientieren – sie entkommt ihnen nicht, und sie entfernt sich dabei von anderen, gegenkulturellen Erkenntnisprozessen der Frauenbewegung. Über diese kann ich selbst schon gar nichts mehr sagen, so weit hat mich meine wissenschaftliche Sozialisation in den Universitätsbetrieb getrieben. Seine Sprache ist, wie eingangs schon erwähnt, exklusiv und hat das Spezifikum einer wahren Wortschöpfungsflut zum Begriff *Gender/Geschlecht* herausgebildet.

Was bedeuten all diese *neuen Worte*? Was sagen sie über die Wirklichkeit des Diskurses, welche Wirklichkeit der Geschlechter konstituiert sich mit ihnen?

Die Namensgebung wird zu einer Zeit aktuell, wo nicht nur eine größere Krise der wissenschaftlichen Anerkennung erst kurz zurückliegt, sondern auch mit der neuen Politik des Gender Mainstreamings eine neue Form der feministischen Sprachpolitik einsetzt. Sie hat vielfältige Geschlechter-Wirklichkeiten entdeckt, begonnen, ebenso vielfältige Gender-Theorien zu entwickeln, das Subjekt Frauen ist ihr in den Neunzigerjahren dauerhaft in der Krise, ein Name wie „Frauenforschung“ scheint auf diese Entwicklungen nicht mehr zu passen.

Gleichzeitig wird eine bestimmte Seite der Existenz des feministischen Diskurses in der Wissenschaft deutlich, d.i. die Möglichkeitsbedingung *des Verstehens und Verstanden-werdens*. Und hier möchte ich noch einmal auf das Verhältnis von Sprache und Feminismus zurückkommen. Nicht nur die Pornographiedebatte setzt sich intensiv mit der sozialen und kulturellen Bedeutung von Sprache auseinander, sondern auch die Selbsterfahrungspraxis der Frauenbewegung der Siebzigerjahre. Selbsterfahrung bedeutete, dass Frauen miteinander reden, nicht klatschen, sondern sich mit sich und der Welt auseinandersetzen und sich so neu „zur Welt bringen“. Verena Stefan (vgl. Stefan 1994) hat in ihrem Selbsterfahrungsbestseller der Siebzigerjahre, dem Buch „Häutungen“, intensiv mit der Gewalt der Sprache auseinandergesetzt und nachdrücklich argumentiert, dass Männer und Frauen nicht dieselbe Sprache sprechen. Männer beherrschen Frauen sprachlich, sie löschen sie aus, vergewaltigen sie durch Worte, die sexistische Sprache der Sexualität, sie verdrängen sie sprachlich aus der Welt. Für Verena Stefan bedeutet Sprache, überhaupt in der Welt sein zu können. Zu sprechen und wahrgenommen zu werden bedeutet ihr, *zu existieren*. Im Rückblick auf die Zeit der Frauenbewegung in den Siebzigerjahren schreibt Stefan in ihrem Vorwort zur Neuauflage von 1994:

„Wir wollten vorkommen, als Subjekte, nicht als die Beschriebenen aus männlicher Sicht. (...) Und wo waren die Piratinnen, die Erfinderinnen, die Kämpferinnen, die Staatsgründerinnen? Eines der wichtigsten Wörter, die wir uns Anfang der siebziger Jahre beibrachten, war, so glaube ich, *Expertin*. Wir stellen fest, eines Tages, dass wir davon ausgingen, von jetzt an, dass wir Expertinnen waren. Expertinnen für unseren Körper, unsere Sexua-

lität und die Interpretation unserer Sexualität, unseren Geist, unsere Psyche, unsere Träume; Expertinnen für unsere Kreativität und unsere Produkte. So begannen wir miteinander zu sprechen. Wir begannen, die weibliche Welterfahrung neu zu definieren, begannen mit eigenen Worten zu sagen, was Welt für uns bedeutete. (...) Jede begann, ihre Existenz als existent zu begreifen, weil sie Sätze hören, lesen und sagen konnte, in denen ihre Wahrnehmungen existierten.“ (Stefan 1994: S. 8/9)

Die Neudefinition der weiblichen Welterfahrung machte in dieser radikalfeministischen Perspektive den Zugang zur Welt erst möglich, machte die weibliche „Existenz existent“, weil die „Wahrnehmung existierte“. Vielfältige weibliche Subjektivitäten kamen neu auf die Welt – von den genannten Piratinnen, Erfinderinnen, Kämpferinnen, Staatsgründerinnen sind die „Piratinnen“ meinem elektronischen Wörterbuch bis heute unbekannt, „existieren“ sie im gebräuchlichen elektronischen Gedächtnis sozusagen nicht.

*Sprache – Verstehen – Existenz – Expertinentum*, darüber entwickelt sich eine politische Idee von „Verstandenwerden“ in dem wissenschaftlichen Feminismus. Die *Gender-Sprache*, um ihr ein weiteres *Gender-Wort* (und noch eins) hinzuzufügen, spannt aktuell den theoretischen Horizont der Frauen- und Geschlechterforschung und feministischen Theorie auf. Ich will Beispiele dafür aus lediglich der geschlechtskritischen feministischen Politikwissenschaft nennen (alphabetisch sortiert), weil sie darin besonders kreativ ist. Im Zentrum dieser neuen Wortfamilie steht der Begriff *Gender/Geschlecht* (vgl. Anhang Neue Worte):

Praktische und politische Gender-Interessen;  
Transgenderismus;  
gender-prisma;  
Gender-Themen  
Geschlechterannahmen  
Geschlechteraspekt  
Geschlechterarrangement  
Geschlechterbilder  
Geschlechterbias  
Geschlechterbiographien  
Geschlechterdemokratie/sierung  
Geschlechterdimension  
Geschlechterdiskurs/e  
Geschlechterdisparitäten  
Geschlechterfrage  
Geschlechtergerechtigkeit (als demokratisches Prinzip)  
Geschlechtergleichberechtigung  
Geschlechtergleichheit  
Geschlechtliche Gleichstellung  
Geschlechter-Fairness  
geschlechtliche Herrschaft  
Geschlechterhierarchie  
Geschlechteridentitäten  
Geschlechterkritik  
Geschlechterordnung  
Geschlechterparadigma  
Geschlechterperspektive; Gender-Perspektive  
Geschlechterpolitik

Geschlechterregime  
 Geschlechterstände  
 Geschlechterthema; Geschlechterthematik  
 Geschlechterungleichheit  
 geschlechterverantwortliche Erkenntnis- und Handlungsprogramme  
 Der alte und der neue Geschlechtervertrag  
 (Zwei)Geschlechtlichkeit; Eingeschlechtlichkeit und Entgeschlechtlichung (der Politikwissenschaft)  
 geschlechtsakzentuierender Begriff  
 Geschlechterblindheit  
 geschlechtserhebliche Implikationen  
 geschlechtshalbierte Wahrheiten in der Politikwissenschaft  
 Geschlechtskodierungen internationaler Politik  
 Geschlechtskonstruktionen  
 geschlechtsneutral, Geschlechtsneutralität; gender-Neutralität  
 geschlechtssensibel/Geschlechtersensibilisierung/geschlechter-/geschlechtssensibilisierte Forschung bzw. Wissenschaft  
 geschlechtsspezifisch... (e Herrschaftskritik)

Hier entsteht – folge ich der Rahmenanalyse politischer Diskurses (vgl. Donati 2001) – ein *neues kulturelles Repertoire*, das sind *neue Konstruktionen sozialer Probleme* (z.B. Geschlechterungleichheit, geschlechtliche Herrschaft), *neue Situationsdeutungen* (z.B. Geschlechtervertrag, Geschlechterpolitik), *neue politische Problemwahrnehmungen* (z.B. Geschlechterregime, Geschlechtskodierungen internationaler Politik), *neue erkenntnistheoretische Wahrnehmungen* (z.B. Geschlechterblindheit, geschlechtshalbierte Wahrheiten in der Politikwissenschaft). Kulturelle Repertoires vermitteln „zwischen Struktur (soziale Probleme) und Handlung (Motivation zur Partizipation am kollektiven Handeln)“ (Donati 2001: S. 146); entsprechend bedeutend sind sie für „Prozesse der Konsensmobilisierung und Identitätsbildung“ (Donati 2001: S. 146). Aber diese Vermittlung kommt kulturellen Repertoires nur zu, wenn sie *geteilt* werden. Als neues kulturelles Repertoire mag die Gendersprache die Geschlechterforschung und aktuelle (politikwissenschaftliche) feministische Theorie und wissenschaftliche Gemeinschaft bei Konsensfindung und Identitätsbildung tragen – aber hilft das auch auf dem Weg feministischer Politikwissenschaft in den wissenschaftlichen Mainstream hinein? Die Klage des wissenschaftlichen Feminismus, nicht genügend rezipiert zu werden, kann bedeuten, dass dem Mainstream vieles unbekannt ist, was die feministische Wissenschaft entdeckt und rekonstruiert hat. Entsprechend fremd und nicht zugänglich wird ihm ihre neue Sprache sein. Im „Benennungskampf“ (Kreisky/Sauer 1998: S. 18) des Mainstreams wird der feministischen Politikwissenschaft die symbolische Existenz bis heute zu weiten Teilen verweigert, d.h. der Status eines ernsthaften, also „seriösen“ und konkurrenzfähigen Diskurses wird ihm nach wie vor nicht zuerkannt. Die Konkurrenzfähigkeit wird nicht oder nur selten in einer gemeinsamen symbolischen Praxis hergestellt – das wäre „Anerkennung“. „Anerkennung“ wäre entsprechend auch, Wirklichkeitsdefinitionen zumindest annähernd zu teilen oder gemeinsam um sie zu ringen, damit (Einander-)Verstehen möglich wird. „Aner-

kennung“ wäre also eine Art *Verstehensmöglichkeit*, um mit diesem Wort den Vorgang der Anerkennung als eine Möglichkeit diskursiver Existenz zu beschreiben. Denn *Sinn* entsteht durch das Muster der Wahrnehmung; die Rahmenanalyse spricht dabei von einem ‚frame‘ oder einem ‚Schema‘ (...), durch das die einzelnen Wahrnehmungen signifikant bzw. Objekte und Ereignisse sinnhaft gedeutet werden“ (Donati 2001: S. 149):

„Ereignisse oder Objekte werden also niemals durch eine abstrakte Rationalität oder durch eine Stück-für-Stück-Rekonstruktion bedeutsam. Vielmehr werden die einzelnen Wahrnehmungsdaten unter einer gemeinsamen Kategorie ‚gruppiert‘, einem breiteren Deutungsrahmen, der sie mit einer wieder erkennbaren Struktur und Bedeutung versieht.“ (Donati 2001: S. 149)

Nimmt man die Gender-Kategorie als eine solche gemeinsame Kategorie, dann ist sie es, die die wiedererkennbare Struktur des wissenschaftlichen Feminismus herausgebildet hat. Nur wer diese Struktur nicht kennt, *wer um sie nicht weiß*, wird auch nichts und sich nicht in der Gendersprache wiedererkennen. Das war ja die Erkenntnis, die der Idee der „Sprache einer geschlechtstranszendierenden Wissenschaft“ (Hausen/Nowotny 1986: S. 10) von Karin Hausen und Helga Nowotny innewohnte. Legt man sie der Analyse schwieriger Sprechakte in Wissenschaft und Öffentlichkeit– wie Berufungsverfahren, Podiumsdiskussionen, Talkrunden im Abendprogramm der „Dritten“ des öffentlich-rechlichen Fernsehens – zugrunde, erklärt sich, warum der Austausch von feministischen Wissenschaftlerinnen und Mainstream-WissenschaftlerInnen bisweilen so schwerfällig und wie verzögert wirkt: man/frau muss im Gespräch im Prinzip immer simultan die Sprache des/der anderen in die eigene Sprache übersetzen.

Allerdings, um nicht zu schwarz zu malen, haben die neue Frauenbewegung und aktuell die Politik des Gender Mainstreamings sprachpolitisch schon einiges erreicht; Begriffe wie „Geschlechterdemokratie“ und „Geschlechtergerechtigkeit“, „Geschlechterpolitik“ und „Geschlechterfrage“ sind bereits Teil von geschlechtsbewusster Alltagssprache geworden. Ein gemeinsames Verstehen wird immer möglicher.

Und doch geben zwei Phänomene Anlass für Bedenken: da ist die Hartnäckigkeit von Ignoranz und Abwehr des Mainstreams, die sich den Berichten des feministischen Diskurses zufolge durch allen Erfolg hindurch gehalten hat, sowie das Phänomen, dass die „Geschlechterperspektive“ die „feministische Perspektive“ abzulösen scheint. Zunächst zum zweitgenannten Phänomen: nach allen bisher gesammelten Beobachtungen könnte frau beruhigt sagen, dass die „Geschlechterperspektive“ noch für „feministische Perspektive“ steht und also auch in ihrem Sinne argumentiert. Vermutlich – das legt die Rahmenanalyse nahe – kann mit „Ge-

schlechter“-Perspektive ein wiedererkennbares Schema aktiviert werden, das verbindlicher ist und mehr Gemeinsamkeit mit den Bündnispartnern der kritischen Theorien und auch sogar mit Teilen des Mainstreams erzeugt als die „feministische“ Perspektive. Allerdings hat diese sprachpolitische Strategie des aktuellen wissenschaftlichen Feminismus auch etwas von Kapitulation oder Bestätigung an sich: indem frau/man den Begriff „Feminismus“ vermeidet, weil er zu schwierig erscheint, bestätigt frau/man, *dass* er schwierig ist. „Feminismus“ wird als Kategorie nachgesagt, dass sie die Kommunikation eher behindert als erleichtert. Warum dann nicht darauf verzichten? fragt sich die Geschlechterperspektive. Die Kategorie „Feminismus“ hat eine vorurteilsbeladene Wiedererkennungsstruktur. Diese Vorurteilsstruktur wird ja auch, wie zu sehen war, innerhalb des feministischen Diskurses insbesondere vom dekonstruktiven Feminismus theoriepolitisch reproduziert und in einer Art Überspitzung sogar neu und noch schärfer reinszeniert. Es ist eine theorie- und wahrheitspolitische Entscheidung, je nachdem auf welche symbolische Darstellung man sich einlässt. Im Grunde genommen trägt die „Geschlechterperspektive“ im „Netz der zeitlichen Horizonte“ insbesondere der aktuellen Wissenspolitik zur Abwertung der „feministischen Perspektive“ bei.

Was die Ignoranz des wissenschaftlichen Mainstreams und seine Abwehr des wissenschaftlichen Feminismus (nach der Frauenforschung) betrifft, möchte ich an dieser Stelle noch über einen weiteren Aspekt von Anerkennung nachdenken und zwar über die Bedeutung von Schweigen.

Gesine Schwan hat in ihrem Buch „Politik und Schuld“ über die „zerstörerische Macht des Schweigens“ (vgl. Schwan 1997) geschrieben. Sie diskutiert dies in Zusammenhang mit der Bedeutung nicht verarbeiteter Schuld für die politische Kultur deutscher Demokratie. Schweigen zerstört das Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen von Menschen, spaltet Gemeinschaft, beschädigt soziale Beziehungen über Generationen hinweg, und sie ist wie eine klaffende Erinnerungslücke, eine Amnesie der Geschichte. Die Alltagssprache, um das hinzufügen, kennt die „totgeschwiegene Existenz“.

Ignoranz und verweigerter Rezeption ist im akademischen Betrieb eine theoriepolitische Strategie der Ausgrenzung durch Beschweigen. Wer nicht gelesen und besprochen wird in der Wissenschaft, existiert sozusagen nicht oder wird dem Vergessen anheim gegeben. Dieses Beschweigen ist Frauenbildungsgeschichte. Das Leugnen der Kategorie Geschlecht ist mehr als ein Wahrnehmungsproblem, sondern eine theoriepolitische Strategie des Beschweigens von Schuld der etablierten Wissenschaft gegenüber Frauen: ihrer androzentrismen und

sexistischen Geschlechter-Theorien in der Geschichte der Natur- und der Geisteswissenschaften gleichermaßen, ihrer Geschlossenheit der Institution und ihrer wissenschaftlichen Gemeinschaften. Insofern ist die Ignoranz des Mainstreams, das Schweigen der etablierten Wissenschaft gegenüber dem wissenschaftlichen Feminismus, nicht nur Unverständnis, sondern eine passiv-aggressive Form des Auslöschens von Wissen, ein Angriff auf Identität, Missachtung gegenüber den feministischen WissenschaftlerInnen. Die Gendersprache, will ein neues kulturelles Gedächtnis und eine Art der selbstkritischen Integrität im Umgang mit dem Geschlechterverhältnis<sup>64</sup> herstellen, will neue universitäre Geschlechterverhältnisse ermöglichen und neue Geschlechter-Existenzen (be)gründen. Sie ist eine wortreiche Gegenstrategie zum Beschweigen.

„Was heißt das Beschweigen gemeinsam überwinden, und wie soll das gehen? Wir müssen zunächst das Ziel dieser Überwindung bestimmen. Denn das Gegenteil von Beschweigen ist nicht einfach reden, draufloschwätzen. Zu überwinden ist das Beschweigen von *Schuld*, der davon ausgehenden zerstörerischen *Spaltung*. Es geht um die Wiederherstellung der Selbst-Einheit, der personalen Identität, und um eine neue gesellschaftliche Einigung, die (Wieder-)Herstellung einer sozialen Gemeinsamkeit. Im engeren politischen oder politikwissenschaftlichen Sinn ist damit gemeint: Wir müssen einen neuen *lebendigen* Grundkonsens finden, einen demokratischen ‚common sense‘ aufbauen und unsere psychischen Fähigkeiten restituieren (vielleicht zuallererst konstituieren), die es uns ermöglichen, tragfähige persönliche Beziehungen einzugehen und ein demokratisches Bürgerethos zu leben.“ (Schwan 1997: S. 219, Hervorhebung i.O., RN)

Die Gender-Sprache könnte damit die Funktion übernehmen, dass der wissenschaftliche Feminismus über sie sich der Wirklichkeit versichert, die er entdeckt und erforscht; dass Gender Mainstreaming die Alltagsprobleme und institutionellen Konfliktkonstellationen des Geschlechterverhältnisses konkreter und genauer benennen kann; dass ein semantischer Bereich gemeinsamer Offenheit füreinander und für einen solchen „lebendigen Grundkonsens“ bezüglich der Geschlechterfrage entsteht. Für diesen „lebendigen Grundkonsens“ allerdings wird es nötig sein, dass der wissenschaftliche Mainstream anstelle des Beschweigens *Verantwortung* für die universitäre Geschlechtergeschichte übernimmt, wie er sie geschrieben hat. Und auf die Gender-Sprache kommt die Gratwanderung zu, die Geschlechterdifferenz nicht zu überzeichnen, Geschlecht nicht überzudramatisieren.

---

<sup>64</sup> Das soll vielleicht „Geschlechtersensibilität“ sein, ich bin mir allerdings über die ethische Dimension der Geschlechtersensibilität nicht im Klaren.

## 5 Schluss: Fünf Thesen

Dies ist ein „Erfahrungsbuch“ (Foucault), eine im diskursanalytischen Sinne empirische Studie der Frauen- und Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften und der feministischen Theorie. Der feministische Diskurs als diskursive Praxis (vgl. Kap. 1.3.) steht im Mittelpunkt meiner (Selbst-)Beobachtung des Diskurses. Diese Selbstbeobachtung ist ein Diskurs über den feministischen Diskurs in der Wissenschaft, seine Theoriebildung und seine Diskursgesellschaft. Im Vorfeld war klar, dass der Diskurs um seinen „Wahrheitsanspruch“ (Bublitz 1999: S. 30) ringt, und ein Ausgangspunkt war die Wahrnehmung, dass er in sich widersprüchlich strukturiert zu sein scheint. Eine grundlegende Widersprüchlichkeit wird jedenfalls über die Gründungserzählung der Wissensrevolte (vgl. Kap. 1.1.) und in ihren Fortschreibungen konstruiert und lässt den feministischen Diskurs in der Wissenschaft seit den Siebzigerjahren Gestalt annehmen. Feminismus wird in den Neunzigerjahren – und mit diesem Vorwissen begann schließlich meine Untersuchung - als ein in sich widersprüchlicher moderner Wahrheitsdiskurs und eine gleichfalls widersprüchliche moderne Subjektgeschichte diskutiert und bearbeitet.

Ich konzentrierte mich, da ich die Struktur des Diskurses beschreiben wollte, auf die „anonymen, historischen, stets im Raum und in der Zeit determinierten Regeln“ (Foucault 1997a: S. 171), seine Funktionsweise, strategischen Verhältnisse, Machttechniken, Ordnungsprinzipien. Ich ging seinem Verlauf nach, seinen Erfahrungen und Transformationen und setzte sie in ein Verhältnis zum Wissen des Diskurses von sich, zu seinen institutionellen Praktiken oder theoriepolitischen Strategien und meiner daraus entspringenden Frage nach der Form der Anerkennungsverhältnisse (im Sinne von Normierungen, Konkurrenzmustern und Möglichkeitsbedingungen/akademischer Intelligibilität), die während meiner diskursanalytischen Tätigkeit sichtbar wurden. (vgl. Bublitz 1999b: S. 14) Jetzt zum Schluss erst wieder kommen der Forschungsstand und damit auch die aktuelle feministische Diskussion über sich ins Spiel und komme ich auf den Anfang zurück. Was kann ich nun mit meinen Beobachtungen zu der *Konfrontation von Zerfallsthese und Produktivitätsthese* und ihren jeweiligen Wahrnehmungen vom Diskurs sagen?

Der feministische Diskurs fügt sich nicht in diese Konfrontation.

Dazu nun meinerseits folgende fünf Thesen:

*1) Die Normalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung bedeutet nicht zwangsläufig ihre Entpolitisierung.*

Die sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung und feministische Theorie ist *wissenschaftlicher Feminismus* geworden, der sich seit den Neunzigerjahren in den Disziplinen jeweils entsprechend deren Theorietraditionen, Denkweisen und Fachkulturen ausgeprägt hat. Die Frauen- und Geschlechterforschung ist heute ein „eigenständiges transdisziplinäres Wissensgebiet“ (Knapp/Wetterer 2003: S. 9) und hat sich zugleich in Soziologie, Politikwissenschaft und Philosophie unterschiedlich und spezifisch disziplinär profiliert. Die feministische Aneignung der Disziplinen ist die in den Neunzigerjahren dominante theoriepolitische Strategie und Organisation des wissenschaftlichen Feminismus seiner Wissensgebiete. Für die feministische Frauenforschung in den Sozialwissenschaften ist die Anknüpfung an die kritische Theorie, ihre Vernunftkritik und Gesellschaftsanalyse von großer Bedeutung. Bei der feministischen Politikwissenschaft sind das feministische Politikverständnis und die Abgrenzung zum politikwissenschaftlichen Mainstream grundlegend und bei der Feministischen Philosophie die kritische Wiederaneignung des Emanzipationskonzepts der Moderne durch den Feminismus. (vgl. Kap. 3) Als wissenschaftlicher Feminismus in den Disziplinen sehen die Politisierungsformen jeweils – auch entlang der Fächerkulturen – unterschiedlich aus, gemeinsam aber ist ihnen immer die Herstellung feministischer Öffentlichkeit und das zeitkritische Engagement in der globalen Zivilgesellschaft. Die politische Leidenschaft (vgl. Holland-Cunz 2003) ist pragmatischer geworden, sie geht nun im professionellen Habitus der feministischen Wissenschaftlerin auf, aber sie leitet immer noch das Erkenntnisinteresse des wissenschaftlichen Feminismus an. Die feministischen WissenschaftlerInnen bilden eine kritische, vornehmlich weibliche Intellektualität, die international vernetzt ist. Sie orientieren sich an den Alltagserfahrungen und –bedürfnissen von Frauen und Männern als „Frauen“ und „Männer“ und betreiben entsprechend ausgerichtete Sozialforschung, Sozialkritik und Sozialphilosophie (feministische Soziologie, feministische politische und Sozialphilosophie). Sie bieten Politikberatung und stellen Öffentlichkeiten bereit, sie tragen auch zu internationalen Vernetzungen von wissenschaftlichem Feminismus und Frauenpolitik bzw. Gleichstellungspolitik und Menschenrechtspolitik bei (feministische Politikwissenschaft). Diese kritische feministische Intellektualität beteiligt sich als kritische Stimme an den internationalen Diskussionen der globalen Zivilgesellschaft (wissenschaftlicher Feminismus insgesamt, insbesondere aber feministische Philosophie) und, nicht zuletzt, widerspricht sie sich als Frauenbewegung und lässt sich widersprechen.

Gleichzeitig ist der wissenschaftliche Feminismus unabweislich normale Wissenschaft geworden; so ordnet er seine Diskursgesellschaft (Kap. 4), so eignet er sich Theorietraditionen an, so fügt er sich in den Wissenschaftsbetrieb. (vgl. Kap. 2, 3)

Diese Verstrickungen (nicht nur) des akademischen Berufsfeminismus in die Techniken der Macht folgt, so Holland-Cunz, einer „herrschaftsbeteiligte(n) Integration“ (Holland-Cunz 2003: S. 170). Bei Holland-Cunz überwiegt die Skepsis; sie betont, dass mit der Etablierung „eine radikale Herrschaftskritik, die nach wie vor notwendig ist“ (Holland-Cunz 2003: S. 173), aufgegeben worden ist. Die Politisierungsformen der kritischen feministischen akademischen Öffentlichkeit hätten demnach in ihrer Herrschaftskritik verloren. Das könnte zweierlei bedeuten: der wissenschaftliche Feminismus hat eine kritische Intellektualität herausgebildet, die trotz allem Widerspruch konformistischer und nüchterner ist, als sie es von sich selbst behauptet, *oder* der akademische Betrieb lässt seit den Neunzigerjahren und vielleicht in Zukunft noch weniger – mit den Hochschulstrukturreformen, dem Bologna-Prozess und der allgemeinen „Wissenschaftsvernichtung“ (Koschorke) – nicht mehr allzu viel radikale Herrschaftskritik zu. Feministische Konformität oder allgemeine Gefährdung radikaler Herrschaftskritiken - für den Feminismus in Politik und Wissenschaft hält Holland-Cunz fest:

„Das Ereignis Revolte liegt lange hinter uns – die Freiheit aber ist, im Sinne Simone de Beauvoirs, erst noch zu wagen. Dass heute neue AktivistInnen und neue Aktions- und Denkformen gebraucht werden, um den Herausforderungen zu begegnen, steht außer Frage.“ (Holland-Cunz 2003: S. 173)

Von „Entpolitisierung“ im Prozess der Normalisierung der feministischen Wissenschaft zu sprechen braucht also eine genauere Definition dessen, was unter „Politisierung“ oder „Entpolitisierung“ zu verstehen ist. In einem allgemeinen Sinne, nämlich entsprechend einem Verständnis von zivilgesellschaftlichem Handeln kritischer Intellektualität als politischem Handeln, kann von „Entpolitisierung“ nicht einfach die Rede sein.

*2) Die Akademisierung bringt die Exklusivität des feministischen Wissens und die Feudalisierung und Hierarchisierung der sozialen Strukturen in der feministischen Diskursgesellschaft mit sich. Anerkennung ist ein wechselseitiges Verhältnis, und akademische Existenz unterliegt bestimmten Regeln und reproduziert sie.*

Was wird unter Akademisierung der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung verstanden? Zunächst ganz allgemein war seit Ende der Achtzigerjahre von dem *Erfolg der Frauenbewegung* die Rede (vgl. Großmaß/Schmerl 1989), zu dem auch der Erfolg der Frauenforschung gezählt wurde. Erste kritische Stimmen sahen ein heraufziehendes Konservativ-Werden der Frauenbewegung, damals ging es um einen Rückfall in alte Weiblichkeits-Denk-Muster (Kritik des Differenzfeminismus). (vgl. Großmaß/Schmerl 1989) Ebenso

unter dem Stichwort *Erfolg* hatten Armbruster et.al. 1995 die These vom Prozess reflexiver Verwissenschaftlichung von Ulrich Beck und Wolfgang Bonß auf die Frauenforschung angewandt: „sie ist bereits mit den Auswirkungen ihrer eigenen Aktivitäten in Wissenschaft und Gesellschaft konfrontiert“ (Armbruster et.al. 1995: S. 8). Akademisierung, Verwissenschaftlichung – zu diesen Stichwörtern reihte sich das Stichwort von der „Professionalisierung der Frauenbewegung“ (Penrose/Rudolph 1996: S. 7), das auch die Professionalisierung der Frauenforschung einbezog. Bestimmte Vermachtungstendenzen zwischen Feministinnen wurden festgestellt, so z.B. ein Unterschied zwischen „Profi-Feministinnen“ und „Hobby-Feministinnen“ (Penrose/Rudolph 1996: S. 8). Wie prekär und zerbrechlich der Erfolg ist, ist Thema der Jahrtausendwende. (vgl. Knapp/Wetterer 2001)

Akademisierung, Verwissenschaftlichung, Professionalisierung, Vermachtung – diese Entwicklungen wurden festgestellt, nicht in Zweifel gezogen, z.T. auch kritisch, „differenziert“ (Armbruster et.al. 1995: S.8) betrachtet. Zu keinem Zeitpunkt wurde jedoch in Frage gestellt, Wissenschaft *in* der Wissenschaft betreiben zu wollen. Es gibt keine Visionen in diesem Diskurs von einer Wissenschaft außerhalb des universitären Betriebes; es gibt dagegen Vorstellungen davon, diesen Ort als einen handlungsentlasteten Ort und das „Privileg bezahlten Denkens“ (Christina Thürmer-Rohr) für sich erobern und zum freien Denken nutzen zu wollen. (vgl. Kap. 2.1.) Die universitären Hierarchien zwischen Frauen – Studentinnen, Nachwuchswissenschaftlerinnen, Professorinnen – waren den Lehrbüchern kein Problem, Sekretärinnen ihnen schon kein Publikum mehr. Der Universitätsalltag und seine sozialen Praktiken wiederholten sich in vieler Hinsicht ungebrochen. Vielleicht sogar ist aus einem Satz wie „Als Lehrende und Studierende der Soziologie waren wir uns einig...“ (Brück et.al. 1992: S. 9) ein gewisser Stolz der Zugehörigkeit zu hören. Das muss doch so sein, gerade auch dann, wenn insbesondere die feministische Politikwissenschaft so schlechte Erfahrungen mit ihrer Disziplin macht (vgl. Kap. 3.1.), und doch hört sie nicht auf, um deren Anerkennung zu kämpfen (und deren punktuelle Anerkennung zu genießen). Die Ausdifferenzierung zwischen Frauenforschung, Frauenbewegung und Frauenpolitik (vgl. Hornung et.al. 2001), die mit diesem Erfolg der Frauenbewegung einhergeht, wird beim Jubiläum der Sektion „Frauen- und Geschlechterforschung“ in der DGS zwar notiert, aber weniger problematisiert: handele es sich doch um

„die zentralen, gleichwohl flexiblen Standbeine, auf denen die theoretischen Reflexionen und das aktive Handeln von feministisch orientierten Frauen in der deutschsprachigen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik stattgefunden haben und stattfinden“ (Hornung et.al. 2001: S. 10).

In der aktuellen Diskussion kommt Ilse Lenz in einem Aufsatz von 2002 zum Schluss, dass sich im Professionalisierungsprozess Feminismus und Frauenforschung akademisiert und dass sich Feminismus, Neue Frauenbewegungen und Frauenforschung „voneinander differenziert“ (Lenz 2002: S. 65) haben. Demnach sind die Frauenbewegungen die Praxis, Feminismus ist die „Vielzahl von Diskursen und Denkweisen über Freiheit und Autonomie, Gleichheit und Relationalität im Geschlechterverhältnis“ (Lenz 2002: S. 37), und Frauenforschung ist der in der Wissenschaft verortete feministische Diskurs. Feminismus ist akademisch geworden, meint auch Sabine Hark (vgl. Hark 2005), sie bezieht aber die Frauen- und Geschlechterforschung in diese Definition von Feminismus mit ein und analysiert unter dem Stichwort „*academic turn* von Feminismus“ (Hark S. 10) die

„widersprüchlich verlaufenden Prozesse der akademischen Verdichtung und Verstetigung von feministischem Wissen (sowie) dessen Produktion als und Transformation in ein akademisch intelligibles Unternehmen im Kontext der mächtigen Mikrostrukturen der Normalwissenschaft sowie der gegenwärtigen Transformationen von Universität und Wissenschaft“ (Hark 2005: S. 11).

Sabine Hark begrüßt die neue Macht oder den Machtgewinn des Feminismus „als Teil einer gesellschaftlich mächtigen Institution“ (Hark 2005: S. 16) und sieht darin das Potenzial, „Feminismus insgesamt zu reartikulieren“ (Hark 2005: S. 16). Die Geschichte der akademischen Anerkennung, so Hark, allerdings ist nichtsdestotrotz zutiefst widersprüchlich und außerdem die Geschichte des feministischen Diskurses die „Geschichte eines spannungs- und konfliktreichen, heterogenen und unabschließbaren Wissens“ (Hark 2005: S. 267).

Wie widersprüchlich der Prozess der akademischen Anerkennung des wissenschaftlichen Feminismus ist, ist bei der Autorschaft des feministischen Diskurs (Kap. 4.1.) und bei der Frage des Publikums in den Disziplinen immer wieder deutlich geworden. Der wissenschaftliche Feminismus wird unvermindert von weiten Teilen des wissenschaftlichen Mainstreams ignoriert – was in der Wissenschaft sozusagen der Verweigerung akademischer Existenz gleichkommt (vgl. Kap. 4.3.) –, aber er ist, was seine Institutionalisierung über die Disziplinen betrifft, in den Neunzigerjahren erfolgreich und also akademisch anerkannt, er ist theoriefähig (Lindemann/Wobbe 1994) und verlagsfähig (Kreisky/Sauer 1997) geworden. Und mit der Professionalität, die ihm bescheinigt wird, wird auch gesagt, dass er sich nach allen Regeln der akademischen Kunst zu bewegen vermag.

Die Ausdifferenzierung der Frauenbewegung hatten, wie eingangs erwähnt (vgl. Kap.1.1.) Regina Dackweiler und Barbara Holland-Cunz 1992 als Zerfallsprozess feministischer Öff-

fentlichkeit beschrieben, als einen „Prozess der Homogenisierung und Feudalisierung der Frauenbewegung, ihrer Hierarchisierung und Entdemokratisierung“ (Holland-Cunz 1994: S. 23), und Holland-Cunz betrachtet dabei kritisch die neue Hierarchie zwischen „Bewegungsaktivistinnen“ (Holland-Cunz 1994: S. 23) und akademischen „Vorsprecherinnen“ (Holland-Cunz 1994: S. 23), also im übertragenen Sinn eine beobachtbare neue (Anfang der Neunzigerjahre) Hierarchie zwischen Theorie und Praxis, Frauenbewegung und feministischer Wissenschaft. Sie diskutiert unter diesem Gesichtspunkt nicht die Hierarchie, die der universitäre Status mit sich bringt und als soziale Praxis auch Auswirkung auf das „feministische Wissensprojekt“ (Hark 2005: S. 250) hat. Im Grunde genommen diskutiert das keine, außer die Nachwuchswissenschaftlerinnen (vgl. Fischer et.al. 1995) und dies öffentlich auch nur sehr verhalten.

Akademische Existenz folgt bestimmten Regeln und reproduziert sie. Die sozialwissenschaftliche Frauenforschung hatte sie gekannt und akzeptiert, als sie am 19. April 1979 beim Konzil der DGS die Gründung der Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften hatte durchsetzen können. Bei den damaligen Aktivistinnen handelte es sich um bereits ausgewiesene Akademikerinnen, nämlich z.B. Lerke Gravenhorst und Ilona Kickbusch. Sie verfolgten das Ziel, „Frauenforschung im Zusammenhang existierender Wissenschaftsstrukturen zu entwickeln“ (Sektionsbericht von 1980, zitiert nach Mathes 2001: S. 9). Was sollte dabei anderes herauskommen als ein „ordentlicher Beruf“ (Holland-Cunz 1998: S. 10), der ordentliche Beruf der Frauenforschungsprofessorin? So gesehen ist aus heutiger Sicht vieles von dem erreicht worden, was erreicht werden sollte: wissenschaftlicher Feminismus hat sich „im Zusammenhang existierender Wissenschaftsstrukturen“ entwickelt und dabei zusammen mit universitärer Frauen- und Gleichstellungspolitik das wissenschaftliche Geschlechterverhältnis auch verändert – trotz des unverminderten „akademischen Frauensterbens“ (Friederike Hasauer) auf den höheren Ebenen der akademischen Hierarchie.<sup>65</sup> Anerkennung ist ein wechselseitiges Verhältnis und hat ihren Preis, den die beiden zentralen feministischen Theoriepolitiken – *ins Zentrum der Macht/der Wissensmacht hinein vorzustößen* (entworfen hatte das im Ansatz bereits die geschlechtstranszendierende Wissenschaft in der Vision von Karin Hausen und Helga Nowotny 1985; verfolgt wird sie z.B. von der geschlechtskritischen femi-

---

<sup>65</sup> vgl. Kraus 2000: S. 15f. Einen aktuellen Überblick über die Gleichstellungspolitik an den Hochschulen liefert Holland-Cunz 2005: S. 133ff. Inwiefern die Hochschulstrukturreformen und der Bologna-Prozess Potenziale für feministische Hochschulpolitik als Reformpolitik und Geschlechtergerechtigkeit an der Hochschule und in der Forschung enthält, wird diskutiert bei Lang/Sauer (Hg.) (1997), Neusel/Wetterer (Hg.) (1999), Metz-Göckel et.al. (Hg.) (2000), Matthies et.al. (Hg.) (2001), Roloff (Hg.) (2002) und für außeruniversitäre Forschungseinrichtungen Matthies et.al. (2001).

nistischen Politikwissenschaft) oder *an den Rändern zu siedeln* (ausgedrückt von Elisabeth List für die kritische Frauenforschung mit ihrem Konzept der transformativen Wissenschaft) – gleichermaßen zahlen müssen. Im „Konkurrenzfeld Hochschule“ (Sünne Andresen) sind dies *Exklusivität* der wissenschaftlichen Gemeinschaft, *Hierarchien* unter Frauen, *Konkurrenzen* der verschiedensten Arten, auch unter Frauen und zwar jeder Generation. „Andere“ Wege in der Wissenschaft sind schwer zu beschreiten. Frauenforschung ist Beruf geworden, und sie hat sich darin einer Institution verpflichtet. Nun zeichnet dieser Ort ihre Wirkungsmöglichkeiten vor, verändern sich durch ihn die Beziehungen unter den Frauen und hält der Mutter-Tochter-Konflikt Einzug an der Universität. Karin Walser hat auf die unterschätzte allgemeine kulturbildende Bedeutung des Mutter-Tochter-Konflikts hingewiesen und darauf, dass das feministische Ideal der Gleichheit zwischen Frauen in feministischen Zusammenhängen nicht selten das „zu gleichgeschlechtlicher Identifikation nötige und die Geschlechter spaltende Muster – entweder weiblich oder männlich“ (Walser 1994: S. 25) familiärer Machtkämpfe wiederhole. Dagegen müsse der Feminismus eine „Kunst des Konkurrierens“ entwickeln:

„Es ist an der Zeit, dem kulturell tabuierten Raum zur Entfaltung zu verschaffen: dem Bedürfnis, anders zu sein als die Mutter und andere weibliche Personen, statt mit ihnen von vorneherein und auf ewig verbunden. Wie der Vater-Sohn- ist auch der Mutter-Tochter-Konflikt als kulturbildend anzusehen. Das Trennende wäre zuzulassen, der Konflikt in der Auseinandersetzung mit Frauen als für die Entwicklung förderlich und nicht bedrohlich zu begreifen. Identifikation mit dem Männlichen wäre zu ermöglichen, ohne die Angst zu schüren, dadurch den Kontakt zur weiblichen Welt zu verlieren.“ (Walser 1994: S. 26)

*3 Der „Generationenkonflikt im Feminismus“ ist ein hausgemachtes Problem der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung. Ansonsten ist er nur ein Element unter vielen in einem spezifisch akademischen Konkurrenzmuster, das auch den wissenschaftlichen Feminismus strukturiert. Es ist das Konkurrenzmuster von Alt und Neu, traditioneller und kritischer Theorie. (vgl. Kap. 3.2.)*

Der Generationenkonflikt im Feminismus kam mit der deutschsprachigen Butler-Kontroverse (vgl. *Feministische Studien* 2/1993) auf und wurde prominent durch die Autorinnen Hilge Landweer (vgl. Landweer 1996) und Ute Gerhard (vgl. Gerhard 1995). Er wurde bestätigt durch die sich als „jüngere Generation“ outenden Kollegiatinnen eines Graduiertenkollegs (Fischer et.al. 1996: S: 8), das wäre nach Landweers Einteilung die 3. Generation der „feministisch orientierten Frauenforschung“, nämlich die nach 1959 Geborenen. Die 3. Generation unterscheidet sich laut Landweer von der 1. und 2. Generation darin, dass sie im Gegensatz zu denen „bereits ein halbwegs institutionalisiertes Lehrgebiet vorfand“ (Landweer 1996: S. 92) und auf eine Frauenforschung treffen konnte, die in den Achtzigerjahren weniger stark stigmatisiert war als vorher. (vgl. Landweer 1996: S.100, Fußnote 12)

Bei den erwähnten Kollegiatinnen verbindet sich das *Generationenschema* „jüngere und ältere Generation der Frauenforschung“ mit einem *Theorienwandel-Schema* „alte Theorien und neuere Theorien“ (vgl. Pühl 1994), was auch übersetzt werden kann in ein *Denkbewegungsschema* „altes Denken und neues Denken“. Im Kampf um die „Wahrheit“ des wissenschaftlichen Feminismus verbindet sich damit außerdem ein *Zusammengehörigkeits-Schema* „mit und ohne Frauenbewegung“ sowie ein *Zukunftsschema* „Vergangenheit der Frauenforschung - Zukunft der Geschlechterforschung“ (vgl. z.B. Vinken 1992; Kreisky/Sauer 1998; Stephan/Braun 2000). In ihrer Kritik des politikwissenschaftlichen „androzentrischen“ Mainstreams arbeitet die feministische Politikwissenschaft mit dem *Traditionalismus-Schema* „traditionelle/kritische Theorie“ und erklärt den Mainstream bezogen auf das Geschlechterverhältnis in der Politikwissenschaft und die Geschlechterfrage in Politik und Demokratietheorie als „traditionelle Theorie“. (vgl. Penrose/Rudolph 1996) Damit bewegt sich die feministische Politikwissenschaft in einem für die Wissenschaft klassischen Konkurrenzmuster; sie tritt auf als eine Kritik von „herrschenden Denkgewohnheiten“ (Horkheimer 1992: S. 235) und entwirft sich dagegen als kritische und gewissermaßen „oppositionelle Theorie“ (Horkheimer 1991: S. 245).

So ist das

**Konkurrenzmuster ein allgemeines Wissenschaftsmuster:**  
 Ältere/Jüngere Generation  
 Alte Theorie/Neue Theoriebildung  
 Vergangenheit/Zukunft der Wissenschaft  
 Ideologie/Wissenschaft  
 „Unprofessionelle“/„Professionelle“ Forschung bzw. Wissenschaft  
 Traditionelle Theorie/kritische Theorie

In diesem Muster geht es um den *zukünftigen Besitz des Diskurses*, um die „Wahrheit“, die Zukunft hat. Mit der Konstruktion der Zukunft verbindet sich eine Konstruktion von Vergangenheit. Anfang der Neunzigerjahre wird im dekonstruktiven Feminismus (vgl. Kap.2.3.) eine Frauenforschung konstruiert, die der Vergangenheit angehört, und sie entwickelt sich im Verlauf der Neunzigerjahre zur Vergangenheit der Geschlechterforschung, die wiederum die Zukunft des Diskurses für sich beansprucht. Aktuell befürchtet die feministische Theorie, die sich als kritische Theorie ausgearbeitet hat, dass auch sie in den Sog dieses Konkurrenz-

musters gerät, dass ihr, könnte man übertragen, dasselbe passiert wie der Frauenforschung: nämlich der Vergangenheit zugeordnet zu werden, was auch einem absehbaren Ende akademischer Existenz gleichkommt. (vgl. Knapp/Wetterer 2001)

Als Generationenkonflikt ausgetragen erhält dieses Konkurrenzmuster eine spezifische Note: während die ältere Generation beansprucht ihre Nachfolge zu regeln, erhebt die jüngere Generation den Anspruch auf mehr Einfluss in der Gegenwart, indem sie die Zukunft des Diskurses für sich reklamiert. Dieser Generationenkonflikt um den zukünftigen Besitz des Diskurses wird auch über einen Konflikt zwischen Theorien ausgetragen, wie es in der deutschsprachigen Butler-Kontroverse in der ersten Hälfte der Neunzigerjahre zu beobachten war. (vgl. These 5) In meinem Material, das ja ein Material der Netzwerköffentlichkeit der Frauen- und Geschlechterforschung ist (vgl. Kap.1.2.), nimmt der Konkurrenzkampf im wissenschaftlichen Feminismus aber nur in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung die Gestalt eines Generationenkonfliktes an, während er in der feministischen Theorie und Philosophie als eine theoretische Kontroverse gestaltet wird und in der feministischen Politikwissenschaft als eine Ablösung der politikwissenschaftlichen Frauenforschung von der politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung. Insofern ist der Generationenkonflikt ein hausgemachter Konflikt der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung, und das mag daran liegen, dass sie in dem Spektrum von Frauenforschung, das ich untersucht habe, die älteste und erfolgreichste ist und ein ähnlicher Konflikt für die feministische Politikwissenschaft und Philosophie noch ansteht – oder eben vielleicht auch nicht.

*4 Die Männerfrage des wissenschaftlichen Feminismus: Die Öffnung des feministischen Diskurses für Männer war im Diskurs immer umstritten, aber sie war zu keiner Zeit endgültig ausgeschlossen worden. Vielmehr wurden gerade in der Frauenforschung der Achtzigerjahre neue Formen der Zusammenarbeit gesucht.*

Es mag ein heftiger Streit in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung der Achtzigerjahre über die Zusammenarbeit mit Männern und die Sicht auf Männer und Männlichkeit bestanden haben; das „FrauenMännerBilder“-Buch von Carol Hagemann-White und Maria S. Rerrich (vgl. Hagemann-White/Rerrich (Hg.) (1988) dokumentiert z.T. diesen Streit in der Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der DGS. Aber es gab gerade von Seiten kritisch-theoretisch orientierter Frauenforscherinnen (vgl. Kulke 1985) wie auch von feministischen Wissenschaftshistorikerinnen und –forscherinnen (vgl. Hausen/Nowotny 1986) Bestrebungen, konstruktiv insbesondere mit den theoretisch nahe stehenden Kollegen in einen wissenschaftlichen Dialog und Austausch über das Geschlechterverhältnis in der Wissenschaft zu treten. So abgeschottet von dem Rest der universitären Welt, wie die Frauen-

forschung in ihrer (abwertenden) Rekonstruktion als Vergangenheit des Diskurses erscheint, kann sie nicht gewesen sein; dagegen sprechen ihre erfolgreiche Institutionalisierung schon in der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre sowie die Versuche einer anderen gemeinsamen wissenschaftlichen Praxis, wobei insbesondere das Konzept des Metalogs, das (selbst)kritische Gespräch über die Strukturen des gemeinsamen Gesprächs, auffällt. (vgl. Hausen/Nowotny 1986; Kap. 2.1.) Zudem sind die 1. und die 2. Generation der Frauenforschung, das sind die 1968er-Feministinnen (vgl. dazu auch Vogel 2006) und „die Generation der zwischen 1949 und 1959 Geborenen“ (Landweer 1996: S. 92), in ihrer Laufbahn gemeinsam mit den Kollegen wissenschaftlich sozialisiert worden; erst die 3. Generation hat die größtenteils reinen Frauenarbeitszusammenhänge erfahren, hatte bei Frauen feministische Inhalte studieren und als Nachwuchswissenschaftlerinnen bei Frauen ihre wissenschaftliche Laufbahn beginnen können. Ihre Wahrnehmungssituation war tatsächlich weiblich dominiert. Hinzu kommt, wenn frau die Wahrnehmung einer Abschottung der Frauenforschung hätte haben wollen, dass zumindest bei der Soziologie dieser Eindruck entstehen konnte, weil deren Anerkennung der Frauenforschung gleichzeitig offensichtlich damit verbunden war, die sog. *Frauenthemen* in eine Nische – in einen Raum für die Frauen allein – hinein abzugeben. (vgl. Gerhard 1999) Es wäre eine eigene Untersuchung des Diskursverlaufs der Männerfrage im wissenschaftlichen Feminismus wert. Die Männerfrage hat viele Dimensionen, und in den Anerkennungs- oder Machtverhältnissen an der Universität verbindet sich offensichtlich damit auch ein Maß der Dialogfähigkeit des Feminismus, das in die Frage an den wissenschaftlichen Feminismus mündet: Wie hältst Du es mit dem Mann? Der Frauenforschung wird von der Geschlechterforschung jedenfalls recht unverblümt vorgehalten, für den Mann, für die Männer unattraktiv oder zumindest unzugänglich zu sein, und die (feministische) Geschlechterforschung beansprucht für sich, das ändern zu können. (vgl. Stephan/Braun 2000, vgl. Kap.3.3.)

*5 Die Wucht der Butler-Kontroverse folgt zeitlich auf das Dominant-Werden des Gleichheitsfeminismus Ende der Achtzigerjahre. Sie ist kein plötzlicher Bruch, sondern ein Höhepunkt in der Krise der Geschlechterdifferenz als Fundament des wissenschaftlichen Feminismus seit Ende der Achtzigerjahre.*

Im deutschsprachigen Feminismus erlebt der Gleichheitsfeminismus Ende der Achtzigerjahre mit dem großen Frankfurter Frauenkongress zum 200-jährigen Jubiläum der Revolution und seiner feministischen Neuschreibung der Menschenrechte einen Höhepunkt. (vgl. Gerhard et.al. 1990; vgl. Kap. 2.2.) Aus der auf dem Kongress ausgetragenen Kontroverse zwischen Gleichheits- und Differenzfeminismus geht in ihrer Veröffentlichung der „humanistische Feminismus“ (Gerhard et.al. 1990: S: 7) dominant hervor. Er wird im selben Moment von ande-

rer Seite als der des Differenzfeminismus infrage gestellt und zwar aus der Perspektive der Differenzen zwischen Frauen („Verhältnis Rasse, Körper, Klasse und Geschlecht“, Gerhard et.al. 1990: S: 9). Die Gleichheit/Differenz-Debatte ist ein erster Höhepunkt der Krise der Geschlechterdifferenz als Fundament des (wissenschaftlichen) Feminismus Ende der Achtzigerjahre. Die „linguistische Wende“ (Fraser 1993), die Anfang der Neunzigerjahre vom dekonstruktiven Feminismus eingeläutet wird, führt zu einer Abkehr von der Geschlechterdifferenz. Diese Abkehr wirkt weniger dramatisch, wenn frau/man sie in der Kontinuität der Begriffe von Geschlecht (Geschlecht als Strukturkategorie und Geschlecht als soziale Konstruktion), wie sie die Frauenforschung entwickelt hat, sieht (vgl. Kap. 2.1.). Der Begriff von Geschlecht als sozialer Konstruktion (Hagemann-White) ist diskursgeschichtlich gesehen die Voraussetzung für die Kritik der Natur der Zweigeschlechtlichkeit. (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992) Judith Butler nun formuliert in ihrem Buch „Das Unhagen der Geschlechter“ (vgl. Butler 1991) nicht nur eine noch radikalere Kritik der „Natur“ des *sex*, sondern auch eine radikale Kritik am humanistischen Feminismus, und ihre Rezeption insbesondere durch die 3. Generation der Frauenforschung kann damit als Reaktion sowohl auf das Dominant-Werden des Gleichheitsfeminismus als auch auf die Krise der Geschlechterdifferenz verstanden werden. Sie stellt im feministischen Diskurs eine neue Antwort auf diese Krise der Geschlechterdifferenz zur Verfügung. Durch die Verbindung aber der Kritik an der Frauenforschung von Seiten des dekonstruktiven Feminismus mit dieser Lösung der Krise der Geschlechterdifferenz und auch durch die Verbindung mit der Inszenierung des Generationenkonflikts in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung und einer darin sich entfaltenden Theorienkonkurrenz wird überdeckt, dass die Grundlegungen zum Objekt Geschlecht/er/verhältnis/se in den Achtzigerjahren gelegt worden waren. Die Grundlegungen dafür, was die Geschlechterforschung für sich heute beansprucht, sind im deutschsprachigen Diskurs von der Frauenforschung der Achtzigerjahre entwickelt worden.

Recht unspektakulär erscheint so eine Kontinuität des wissenschaftlichen Feminismus, die konfliktreich ist, eine Geschichte heftiger theoretischer Kontroversen, disziplinärer Überarbeitungen und widersprüchlicher politischer Suchbewegungen – eine Verwirklichung des Reflexivitätskonzepts in steter radikaler Selbstbefragung und Beunruhigung und doch, von Beginn an, gefügt in mehr oder weniger graden Bahnen akademischer Anerkennung. Die aktuelle Beunruhigung wegen der Zukunft des wissenschaftlichen Feminismus und feministischer Wissenspolitik in einer Zeit des „Wissenschafts-Marketings und der Umstellung der Anerkennungsformen“ (Holland-Cunz 2005: S. 14) scheint ebenso berechtigt zu sein wie die

Hoffnung auf das Potenzial „der sich abzeichnenden Transformation der Strukturkategorie Geschlecht in die Wissenskategorie Gender (...) im Verbund mit aktuellen institutionell-politischen Praktiken wie *Gender Mainstreaming*“ (Hark 2005: S. 16, Hervorhebung i.O., RN). Es ist nicht absehbar, was sich davon „bewahrheiten“ wird. Ganz sicher werden Selbstabwertungen und exklusive Definitionen, wie sie in der Geschichte der Frauenforschung sichtbar geworden sind, schädlich sein ebenso wie die Übernahme aggressiver Fremdbezeichnungen. Die Kunst des Konkurrierens ist noch zu entwickeln, eine Negativbeziehung zu einer Disziplin entspräche dem jedenfalls nicht. Eine Negativbeziehung ist eine besondere Form von Abhängigkeit. Die produktivsten Momente des feministischen Diskurses sind meiner diskursgeschichtlichen Rekonstruktion des Diskurses nach diejenigen Momente, in denen einzelne Wissenschaftlerinnen für sich oder mehrere Wissenschaftlerinnen in der Zusammenarbeit die Freiheit genommen haben, in alle Richtungen zu denken und in denen die Leidenschaft für die wissenschaftliche Arbeit *und* die politische Vision besonders spürbar war.

„Sehen Sie, ich habe einfach gemacht, was ich gerne machen wollte.“

Hannah Arendt

## 6 Literatur:

### 6.1 Die Einleitungen/Quellen

- Anders, Ann (1988): Vorwort. In: Anders, Ann (Hg.) (1988): Autonome Frauen. Schlüsseltexte der Neuen Frauenbewegung seit 1968. Athenäum Verlag: Frankfurt a.M., S. 7-9
- Appelt, Erna/Neyer, Gerda (1994): Vorwort. In: Appelt, Erna/Neyer, Gerda (1994): Feministische Politikwissenschaft. Verlag für Gesellschaftskritik: Wien, S. 712
- Armbruster, L. Christof/Müller, Ursula/Stein-Hilbers, Marlene (1995): Einleitung. In: Armbruster, L. Christof/Müller, Ursula/Stein-Hilbers, Marlene (Hg.) (1995): Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse. Leske+Budrich: Opladen, S. 7-21
- Barz, Susanne/Heinz, Kathrin/Jeß-Desaever, Ute/Kuhnhenne, Michaela/Müller, Nikola/Weber, Dörte (2000): SUBjektVISIONEN – VERSIONEN feministischer Erkenntnistheorien. Einleitung. In: Projekt feministische Theorien im Nordverbund (Hg.) (2000): Subjekt und Erkenntnis. Einsichten in feministische Theoriebildung. Leske+Budrich: Opladen, S. 11-20
- Bauhardt, Christine/von Wahl, Angelika (1999): Vorwort. In: Bauhardt, Christine/von Wahl, Angelika (Hg.) (1999): Gender and Politics. „Geschlecht“ in der feministischen Politikwissenschaft. Leske+Budrich: Opladen, S. 7-12
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (1995): Einleitung. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.) (1995): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 7-18
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2000): Vorbemerkung. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2000): Feministische Theorien zur Einführung. Junius: Hamburg, S. 7-13
- Beer, Ursula (1987/89): Einleitung. „Herrschaft über Natur und Menschen“ als Gegenstand feministischer Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. In: Beer, Ursula (Hg.) (1987/89): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. AJZ-Verlag: Bielefeld, S. 1-23
- Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (1993): Vorbemerkung. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (1993): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M., S. 7
- Bergmann, Christine (2001): Begleitwort. In: Hornung, Ursula/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (Hg.) (2001): Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnung. Westfälisches Dampfboot: Münster, S. 7-9
- Beyer, Johanna/Lamott, Franziska/Meyer, Birgit (Hg.) (1983): Vorwort. In: Beyer, Johanna/Lamott, Franziska/Meyer, Birgit (Hg.) (1983): Frauenhandlexikon. Stichworte zur Selbstbestimmung. C.H. Beck: München, S. 7/8
- Biester, Elke (1994): Realdemokratie und Androkratie. Eine Einführung. In: Biester, Elke/Holland-Cunz, Barbara/Sauer, Birgit (Hg.) (1994): Demokratie oder Androkratie? Theorie und Praxis demokratischer Herrschaft in der feministischen Diskussion. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 7-18
- Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (1993): Vorbemerkung. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (1993): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M., S. 7

- Bührmann, Andrea D./Diezinger, Angelika/Metz-Göckel (2000): Arbeit, Sozialisation, Sexualität. Einleitung zu diesem Band. In: Bührmann, Andrea D./Diezinger, Angelika/Metz-Göckel (Hg.) (2000): Arbeit, Sozialisation, Sexualität: Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung. Leske+Budrich: Opladen, S. 9-13
- Braun, Kathrin/Fuchs, Gesine/Lemke, Christiane/Töns, Katrin (2000): Einleitung. In: Braun, Kathrin/Fuchs, Gesine/Lemke, Christiane/Töns, Katrin (Hg.) (2000): Feministische Perspektiven in der Politikwissenschaft. R. Oldenbourg Verlag: München Wien, S. VII-XI
- Brück, Brigitte/Kahlert, Heike/Krüll, Marianne/Milz, Helga/Osterland, Astrid/Wegehaupt-Schneider, Ingeborg (1992): Einleitung. In: Brück, Brigitte/Kahlert, Heike/Krüll, Marianne/Milz, Helga/Osterland, Astrid/Wegehaupt-Schneider, Ingeborg (Hg.) (1992): Feministische Soziologie. Eine Einführung. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 9-15
- Brück, Brigitte/Kahlert, Heike/Krüll, Marianne/Milz, Helga/Osterland, Astrid/Wegehaupt-Schneider, Ingeborg (1997): Einleitung. In: Brück, Brigitte/Kahlert, Heike/Krüll, Marianne/Milz, Helga/Osterland, Astrid/Wegehaupt-Schneider, Ingeborg (Hg.) (1997): Feministische Soziologie. Eine Einführung. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 9-18
- Brückner, Margrit/Meyer, Birgit (1994): Vorwort. In: Brückner, Margrit/Meyer, Birgit (Hg.) (1994): Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume. Kore Verlag: Freiburg i. Br., S. 9-18
- Cottmann, Angelika/Kortendiek, Beate/Schildmann, Ulrike (2000): Einleitung. In: Cottmann, Angelika/Kortendiek, Beate/Schildmann, Ulrike (2000): Das undisziplinierte Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung – Einblick und Ausblick. Leske+Budrich: Opladen, S. 7-14
- Diezinger, Angelika/Kitzer, Hedwig/Anker, Ingrid/Bingel, Irma/Haas, Erika/Odierna, Simone (1994): Frauenforschung als empirisches Projekt. In: Diezinger, Angelika/Kitzer, Hedwig/Anker, Ingrid/Bingel, Irma/Haas, Erika/Odierna, Simone (Hg.) (1994): Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Kore Verlag: Freiburg i. Br., S. 11-30
- Eichborn, Cornelia/Grimm, Sabine (1994): Vorwort. In: Eichborn, Cornelia/Grimm, Sabine (Hg.) (1994): Gender Killer. Texte zu Feminismus und Kritik. Edition ID-Arviv: Berlin Amsterdam, S. 7-9
- Fischer, Ute/Kampshoff, Marita/Keil, Susanne/Schmitt, Mathilde (1996): Einleitung. In: Fischer, Ute/Kampshoff, Marita/Keil, Susanne/Schmitt, Mathilde (Hg.) (1996): Kategorie Geschlecht? Empirische Analysen und feministische Theorien. Leske+Budrich: Opladen, S. 7-17
- Fuchs, Brigitte/Habinger, Gabriele (1996): Vorwort. In: Fuchs, Brigitte/Habinger, Gabriele (Hg.) (1996): Rassismen & Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Promedia: Wien, S. 9-10
- Gerhard, Ute/Jansen, Mechtild/Maihofer, Andrea/Schmid, Pia/Schultz, Irmgard (1990): Einleitung. In: Gerhard, Ute/Jansen, Mechtild/Maihofer, Andrea/Schmid, Pia/Schultz, Irmgard (Hg.) (1990): Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht. Ulrike Helmer Verlag: Frankfurt a.M., S. 7-11
- Großmaß, Ruth/Schmerl, Christine (1989): Einführung. In: Großmaß, Ruth/Schmerl, Christine (Hg.) (1989): Feministischer Kompass, patriarchales Gepäck. Kritik konservativer Anteile in neueren feministischen Theorien. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 7-14

- Holland-Cunz, Barbara/Ruf, Anja/Sauer, Birgit (1994): Das unsichtbare Geschlecht der Europa. Einleitung. In: Holland-Cunz, Barbara/Ruf, Anja/Sauer, Birgit (Hg.) (1994): Das unsichtbare Geschlecht der Europa. Der europäische Einigungsprozess aus feministischer Sicht. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 7-19
- Hark, Sabine (2001) Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. Einleitung. In: Hark, Sabine (Hg.) (2001) Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. Leske+Budrich: Opladen, S. 9-16
- Hausen, Karin/Nowotny, Helga (1986): Vorwort. In: Hausen, Karin/Nowotny, Helga (Hg.) (1986): Wie männlich ist die Wissenschaft? Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M., S. 9-14
- Hornung, Ursula/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (2001): Einleitung. In: Hornung, Ursula/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (Hg.) (2001): Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnung. Westfälisches Dampfboot: Münster, S. 10-20
- Hügel, Ilka/Lange, Chris/Ayim, May/Bubeck, Ilona/Aktaş, Gülsen/Schultz, Dagmar (1993): An unsere Leserinnen. In: Hügel, Ilka/Lange, Chris/Ayim, May/Bubeck, Ilona/Aktaş, Gülsen/Schultz, Dagmar (Hg.) (1993): Entfernte Verbindungen. Rassismus Antisemitismus Klassenunterdrückung. Orlanda Frauenverlag: Berlin, S. 11-14
- Kaiser, Nancy (1994): Vorwort. In: Kaiser, Nancy (Hg.) (1994):SELBST BEWUSST. Frauen in den USA. Reclam Leipzig: Leipzig, S. 9-22
- Kerchner, Brigitte/Wilde, Gabriele (1997): Vorwort. In: Kerchner, Brigitte/Wilde, Gabriele (Hg.) (1997): Staat und Privatheit. Aktuelle Studien zu einem schwierigen Verhältnis. Leske+Budrich: Opladen. S. 7
- Kerchner, Brigitte/Wilde, Gabriele (1997): Einleitung. In: Kerchner, Brigitte/Wilde, Gabriele (Hg.) (1997): Staat und Privatheit. Aktuelle Studien zu einem schwierigen Verhältnis. Leske+Budrich: Opladen. S. 9-26
- Knapp, Gudrun-Axeli (1998): Einleitung. In: Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.) (1998): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 7-24
- Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (1992): Vorwort. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.) (1992): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Kore Verlag: Freiburg i. Br., S. 9-19
- Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (2001): Einleitung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.) (2001): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Westfälisches Dampfboot: Münster, S. 7-13
- Kreisky, Eva/Sauer, Birgit (1995): Die Politik der Männer – die Wissenschaft der Männer? Hoffnung auf ein Ende des Schulterchlusses. In: Kreisky, Eva/Sauer, Birgit (Hg.) (1995): Feministische Standpunkte in der Politikwissenschaft. Eine Einführung, Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 9-24
- Kreisky, Eva/Sauer, Birgit (1997): Heimlichkeit und Kanonisierung. Einführende Bemerkungen zur Begriffsbildung in der Politikwissenschaft. In: Kreisky, Eva/Sauer, Birgit (Hg.) (1997): Das geheime Glossar der Politikwissenschaft. Geschlechtskritische Inspektion der Kategorien einer Disziplin. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 7-45
- Kreisky, Eva/Sauer, Birgit (1998): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. In: Politische Vierteljahresschrift (PVS): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. Herausgegeben von Eva Kreisky und Birgit Sauer.38. Jg., Sonderheft 28/1997, S. 9-49
- Krüll, Marianne (1990): Vorwort der Herausgeberin. In: Krüll, Marianne (Hg.) (1990): Wege aus männlichen Wissenschaft. Perspektiven feministischer Erkenntnistheorie. Centaurus-Verlagsgesellschaft: Pfaffenweiler, S. V-VII

- Kulawik, Teresa/Sauer, Birgit (1996): Staatlichkeit und Geschlechterverhältnisse. Eine Einführung. In: Kulawik, Teresa/Sauer, Birgit (Hg.) (1996): Der halbierte Staat. Grundlagen feministischer Politikwissenschaft. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 9-44
- Kulke, Christine (1985): Vorwort und Einleitung. In: Kulke, Christine (Hg.) (1985): Rationalität und sinnliche Vernunft. Frauen in der patriarchalen Realität. Unter Mitarbeit von Elvira Scheich, publica Verlagsgesellschaft: Berlin, S. 7-13
- Lenz, Ilse/Nickel, Hildegard Maria/Riegraf, Birgit (2000): Die Zukunft der Geschlechterverhältnisse in der Arbeit? In: Lenz, Ilse/Nickel, Hildegard Maria/Riegraf, Birgit (Hg.) (2000): Geschlecht – Arbeit – Zukunft. Westfälisches Dampfboot: Münster, S. 7-14
- Lindemann, Gesa/Wobbe, Theresa (1994): Vorwort. In: Wobbe, Theresa/Lindemann, Gesa (Hg.) (1994): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M., S. 7-11
- List, Elisabeth (1989): Denkverhältnisse. Feminismus als Kritik. In: List, Elisabeth (Hg.) (1989): Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M., S. 7-34
- Modelmog, Ilse/Kirsch-Auwärter, Edit (1996): Vorwort. Kultur im Widerspruch. In: Modelmog, Ilse/Kirsch-Auwärter, Edit (Hg.) (1996): Kultur in Bewegung. Beharrliche Ermächtigungen. Kore-Verlag: Freiburg i. Br., S. 11-20
- Nagl-Docekal, Herta (1990/1994): Was ist feministische Philosophie? In: Nagl-Docekal, Herta (Hg.) (1990/1994): Feministische Philosophie. Mit einer Bibliographie zusammengestellt von Cornelia Klinger. R. Oldenbourg Verlag: Wien München, S. 7-40
- Nagl-Docekal, Herta (1996): Gleichbehandlung und Anerkennung von Differenz: Kontrover-sielle Themen feministischer Philosophie. In: Nagl-Docekal, Herta/Pauer-Studer, Herlinde (Hg.) (1996): Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität. Suhrkamp Verlag, S. 9-53
- Nagl-Docekal, Herta (2000): Feministische Philosophie unter post-feministischen Bedingungen. In: Nagl-Docekal, Herta (2000): Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M., S. 7-16
- Ostner, Ilona (1992): Einleitung: Differenzen – unendlich ungleiche? In: Ostner, Ilona/Lichtblau, Klaus (Hg.) (1992): Feministische Vernunftkritik. Ansätze und Traditionen. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 7-25
- Pauer-Studer, Herlinde (1996): Geschlechtergerechtigkeit: Gleichheit und Lebensqualität. In: Nagl-Docekal, Herta/Pauer-Studer, Herlinde (Hg.) (1996): Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität. Suhrkamp Verlag, S. 54-95
- Penrose, Virginia/Ruppert, Uta (1996): Versuch zur grenzüberschreitenden Verständigung – Eine Einleitung. In: Lemke, Christiane/Penrose, Virginia/Ruppert, Uta (Hg.) (1996): Frauenbewegung und Frauenpolitik in Osteuropa. Campus Verlag: Frankfurt New York, 7-14
- Penrose, Virginia/Rudolph, Clarissa (1996): Einleitung. In: Penrose, Virginia/Rudolph, Clarissa (Hg.) (1996): Zwischen Machtkritik und Machtgewinn. Feministische Konzepte und politische Realität. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 7-14
- Pühl, Katharina (1994): Vorwort. In: Institut für Sozialforschung (Hg.) (1994): Geschlechterverhältnisse und Politik. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M., S. 7-15
- Pusch, Luise F. (1983): Zur Einleitung: Feminismus und Frauenbewegung. Versuch einer Begriffserklärung. In: Pusch, Luise F. (Hg.) (1983): Feminismus. Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M., S. 9-17
- Rerrich, Maria S./Hagemann-White, Carol (1988): Einleitung. In: Hagemann-White, Carol/Rerrich, Maria S. (Hg.) (1988): FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der Diskussion. AJZ-Verlag: Bielefeld, S. 1-11

- Ruppert, Uta (1998): Geschlechterverhältnisse in der Internationalen Politik. In: Ruppert, Uta (Hg.) (1998): Lokal bewegen – global verhandeln. Internationale Politik und Geschlecht. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 7-24
- Sauer, Birgit (1994): Totem und Tabus. Zur Neubestimmung von Gleichstellungspolitik. Eine Einführung. In: Biester, Elke/Holland-Cunz, Barbara/Maleck-Lewy, Eva/Ruf, Anja/Sauer, Birgit (Hg.) (1994): Gleichstellungspolitik – Totem und Tabus. Eine feministische Revision. Campus Verlag Frankfurt New York, S. 7-35
- Schade, Sigrid/Schwedes, Hannelore (2000): Vorwort. In: Projekt feministische Theorien im Nordverbund. (Hg.) (2000): Subjekt und Erkenntnis. Einsichten in feministische Theoriebildung. Leske+Budrich: Opladen. S. 7-9
- Scheich, Elvira (1996): Vorwort. In: Scheich, Elvira (Hg.) (1996): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftskritik. Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH: Hamburg, S. 7-8
- Scheich, Elvira (1996): Einleitung. Denken im Kaleidoskop. Zu den Voraussetzungen feministischer Kritik an der Entwicklung moderner Wissenschaft. In: Scheich, Elvira (Hg.) (1996): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftskritik. Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH: Hamburg, S. 7-8
- Schlaeger, Hilke (1988): Vorwort. In: Schlaeger, Hilke (Hg.) (1988): Mein Kopf gehört mir. Zwanzig Jahre Frauenbewegung. Verlag Frauenoffensive: München, S. 9-11
- Schlichter, Annette/Hornscheidt, Antje/Jähnert, Gabriele (1998): Vorwort. In: Schlichter, Annette/Hornscheidt, Antje/Jähnert, Gabriele (Hg.) (1998): Kritische Differenzen – Geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne. Leske+Budrich: Opladen Wiesbaden, S. 9-17
- Sifft, Stefanie/Abels, Gabriele (1999): Demokratie als Projekt. Anmerkungen zur Interdependenz von Staat, Zivilgesellschaft und Geschlechterverhältnissen – Eine Einleitung. In: Abels, Gabriele/Sifft, Stefanie (Hg.) (1999): Demokratie als Projekt. Feministische Kritik an der Universalisierung einer Herrschaftsform. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 9-33
- Stephan, Inge/von Braun, Christina (2000): Einleitung. In: von Braun, Christina/Stephan, Inge (Hg.) (2000): Gender Studien. Eine Einführung. Verlag J.B. Metzler: Stuttgart Weimar, S. 9-15
- Stoller, Silvia/Vetter, Helmuth (1997): Einleitung. In: Stoller, Silvia/Vetter, Helmuth (Hg.) (1997): Phänomenologie und Geschlechterdifferenz. +++: Wien, S. 7-19
- Vinken, Barbara (1992): Dekonstruktiver Feminismus – Eine Einleitung. In: Vinken, Barbara (Hg.) (1992): Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M., S. 7-29

## 6.2 Sekundärliteratur

- Alcoff, Linda (1988): Cultural Feminism versus Poststructuralism: The Identity Crises in Feminist Theory. In: Sign: A Journal of Women in Culture and Society. Vo. 13, 3/1988, S. 405-436
- Aleksander, Karin (2000): Literatur zur Frauen- und Geschlechterforschung im Internet. In: von Braun, Christina/Stephan, Inge (Hg.) (2000): Gender Studien. Eine Einführung. Verlag J.B. Metzler: Stuttgart Weimar, S. 358-374
- Anders, Ann (1988): Chronologie der gelaufenen Ereignisse. In: Anders, Ann (Hg.) (1988): Autonome Frauen. Schlüsseltexte der Neuen Frauenbewegung seit 1968. Athenäum Verlag: Frankfurt a.M., S. 10-38

- Andresen, Sünne (2001): Der Preis der Anerkennung. Frauenforscherinnen im Konkurrenzfeld Hochschule. Westfälisches Dampfboot: Münster
- Arendt, Hannah (1996): Ich will verstehen. Selbstauskünfte zu Leben und Werk. Mit einer vollständigen Bibliographie. Herausgegeben von Ursula Ludz. Piper: München Zürich
- Beauvoir, Simone de (1992): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Aus dem Französischen von Uli Aumüller und Grete Osterwald. Rowohlt Taschenbuch Verlag: Reinbek bei Hamburg
- Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.) (2004) Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden
- Becker-Schmidt, Regina (1993): Geschlechterdifferenz-Geschlechterverhältnis: soziale Dimensionen des Begriffs „Geschlecht“. In: Zeitschrift für Frauenforschung: Facetten der Vielfalt – Beiträge zu einer Dekade Frauenforschung in der Bundesrepublik (Teil I). 11. Jg., 1+2/1993, S. 37-46
- Becker-Schmidt, Regina (2000): Frauenforschung, Geschlechterforschung, Geschlechterverhältnisforschung. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2000): Feministische Theorien zur Einführung. Junius: Hamburg, S. 14-62
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2000): Feministische Theorien zur Einführung. Junius: Hamburg
- Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (1993): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart, Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M.
- Beyme, Klaus von (1991): Politische Theorie. In: Nohlen, Dieter (Hg.) (1991): Wörterbuch Staat und Politik. Piper: München Zürich, S. 541-546
- Beyme, Klaus von (1994): Systemwechsel in Osteuropa. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Bock, Ulla (1988): Androgynie und Feminismus. Frauenbewegung zwischen Institution und Utopie. Beltz Verlag: Weinheim Basel
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1992a): Homo academicus. Übersetzt von Bernd Schwibs. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1992b): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur 1. Herausgegeben von Margareta Steinrück. Aus dem Französischen von Ulrike Nordmann u.a. VSA- Verlag Hamburg: Hamburg.
- Bourdieu, Pierre (1999): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Büchergilde Gutenberg: Frankfurt a.M. Wien
- Bovenschen, Silvia (1979): Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Bovenschen, Silvia (1988): Über die Frage: gibt es eine ‚weibliche‘ Ästhetik? In: Anders, Ann (Hg.) (1988): Autonome Frauen. Schlüsseltexte der Neuen Frauenbewegung seit 1968. Athenäum Verlag: Frankfurt a.M., S. 111-146
- Bovenschen, Silvia/Damm-Rüger, Sigrid/Plogstedt, Sibylle/Bendkowski (o.J): Anitautoritärer Anspruch und Frauenemanzipation – Die Revolte in der Revolte. <http://www.infopartisan.net/archive/1968/29708.html>. Zugriff: 31.10.2006
- Brandt, Karl-Werner/Büsser, Detlef/Rucht, Dieter (1984): Aufbruch in eine andere Gesellschaft. Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik. Campus Verlag: Frankfurt New York

- Braidotti, Rosi (1994): Gender und Post-Gender: Die Zukunft einer Illusion? In: Verein sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für Frauen –SFBF – e.V. (Hg.) (1994): Die Krise der Kategorien Frau Lesbe Geschlecht. Selbstverlag: Frankfurt a.M., S. 7-30
- Braun, Christina von/Stephan, Inge (2005): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Böhlau Verlag: Köln Weimar Wien
- Breger, Claudia (2005): Identität. In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (2005): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Böhlau Verlag: Köln Weimar Wien, S. 47-65
- Bublitz, Hannelore (1995): Vorwort. In: Bührmann, Andrea (1995): Das authentische Geschlecht. Die Sexualitätsdebatte der Neuen Frauenbewegung und die Foucaultsche Machtanalyse. Mit einem Vorwort von Hannelore Bublitz. Westfälisches Dampfboot: Münster, S. 7-9
- Bublitz, Hannelore (1999a): Foucaults Archäologie des kulturellen Unbewussten. Zum Wissensarchiv und Wissensbegehren moderner Gesellschaften. Campus Verlag: Frankfurt a. M. New York
- Bublitz, Hannelore (1999b): Diskursanalyse als Gesellschafts-,Theorie'. „Diagnostik“ historischer Praktiken am Beispiel der ‚Kulturkrisen‘-Semantik und der Geschlechterordnung um die Jahrhundertwende. In: Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hg.) (1999): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Campus: Frankfurt New York, S. 22-48
- Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (1999): Diskursanalyse - (k)eine Methode? Eine Einleitung. In: Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hg.) (1999): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Campus: Frankfurt New York, S. 5-21
- Bublitz, Hannelore/Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hg.) (2000): Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 97-111
- Bublitz, Hannelore (2002): Judith Butler zur Einführung. Junius: Hamburg
- Bublitz, Hannelore (2003): Diskurs. Transcript-Verlag: Bielefeld
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Aus dem Amerikanischen von Katharina Menke, Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Butler, Judith (1993a): Für ein sorgfältiges Lesen. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (1993): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart, Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M., S. 122-132
- Butler, Judith (1993b): Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (1993): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart, Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M., S. 31-58
- Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Aus dem Amerikanischen von Katharina Wördemann, Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Butler, Judith (1998): Hass spricht. Zur Politik des Performativen. Aus dem Englischen von Katharina Menke und Markus Krist. Berlin-Verlag: Berlin
- Butler, Judith (2003): Kritik der ethischen Gewalt. Aus dem Englischen von Reiner Ansen. Adorno-Vorlesungen 2002. Institut für Sozialforschung, Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Bührmann, Andrea (1995): Das authentische Geschlecht. Die Sexualitätsdebatte der Neuen Frauenbewegung und die Foucaultsche Machtanalyse. Mit einem Vorwort von Hannelore Bublitz. Westfälisches Dampfboot: Münster

- Bührmann, Andrea/Diezinger, Angelika/Metz-Göckel, Sigrid/Althoff, Martina/Bereswill, Mechthild/Riegraf, Birgit/Hark, Sabine (2001): Editorial. Einführung in die sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung. In: Hark, Sabine (Hg.) (2001) Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. Leske+Budrich: Opladen, S. 7-8
- Dackweiler, Regina/Holland-Cunz, Barbara, 1991: Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis: Feministische Öffentlichkeit – patriarchale Medienwelt, 14. Jg., 30-31/1991, S. 105-122
- Daly, Mary (1980): Gyn/Ökologie eine Meta-Kritik des radikalen Feminismus. Verlag Frauenoffensive: München
- Daly, Mary (1994): Auswärts Reisen. Die Strahlkräftige Fahrt. Darin Erinnerungen aus meinem Logbuch einer Radikalen Feministischen Philosophin (Beschreibung meiner Zeit/Raum-Reisen und –Ideen – Damals und Wieder und Jetzt und Wie) aus dem amerikanischen Englisch von Erika Wisselinck. Verlag Frauenoffensive: München
- Demirović, Alex/Pühl, Katharina (1998): Identitätspolitik und die Transformation von Staatlichkeit: Geschlechterverhältnisse und Staat als komplexe materielle Relation. In: Politische Vierteljahresschrift (PVS): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. Herausgegeben von Eva Kreisky und Birgit Sauer. 38. Jg., Sonderheft 28/1997, 220-240
- Demirović, Alex (1999): Der nonkonformistische Intellektuelle. Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Donati, Ronaldo R. (2001): Die Rahmenanalyse politischer Diskurse. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver (Hg.) (2001): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. Theorien und Methoden, Leske+Budrich: Opladen, S. 145-175
- Doormann, Lottemi (Hg.) (1979): Keiner schiebt uns weg. Zwischenbilanz der neuen Frauenbewegung in der Bundesrepublik. Beltz Verlag: Weinheim Basel
- Dosse, François (1999): Geschichte des Strukturalismus. Bd. 1: Das Feld des Zeichens 1945-1966. Fischer Taschenbuchverlag: Frankfurt a.M.
- Dreyfuss, Hubert L./Rabinow, Paul (1987/94): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Mit einem Nachwort und einem Interview mit Michel Foucault. Aus dem Amerikanischen von Claus Rath und Ulrich Raulff. Beltz Athenäum Verlag: Weinheim
- Duden (1996): Deutsches Universalwörterbuch. 3. neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln. Bearbeitet von Günter Drodowski und der Dudenredaktion. Dudenverlag: Mannheim Leipzig Wien Zürich
- Duden – Das Fremdwörterbuch (1997): 6., auf der Grundlage der amtlichen Neuregelung der deutschen Rechtschreibung überarbeitete und erweiterte Auflage. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. Dudenverlag: Mannheim Leipzig Wien Zürich
- Dworkin, Andrea (1987): Pornographie. Männer beherrschen Frauen. Übersetzung: Erica Fischer. Vorwort: Alice Schwarzer. Emma-Frauenverlag: Köln
- Eribon, Didier (1993): Michel Foucault. Eine Biographie. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Merve Verlag: Berlin
- Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Übersetzt von Ulrich Raulff und Walter Seitter. Sexualität und Wahrheit Band 1. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1992): Was ist Kritik? Aus dem Französischen von Walter Seitter. Merve Verlag: Berlin
- Foucault, Michel (1994): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Aus dem Französischen von Walter Seitter. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.

- Foucault, Michel (1997a): Archäologie des Wissens. Übersetzt von Ulrich Köppen. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1997b): Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Ducio Trombadori. Mit einem Vorwort von Wilhem Schmid. Mit einer Bibliographie von Andrea Henninger. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1998): Die Ordnung des Diskurses. Aus dem Französischen von Walter Seitter. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M.
- Fraser, Nancy (1993): Pragmatismus, Feminismus und die linguistische Wende. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (1993): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M., S. 145-160
- Fraser, Nancy (1996): Öffentlichkeit neu denken. Ein Beitrag zur Kritik real existierender Demokratie. In: Scheich, Elvira (Hg.) (1996): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie, Hamburger Edition: Hamburg, S. 151-182
- Fraser, Nancy (2003): Soziale Gerechtigkeit im Zeitalter der Identitätspolitik. Umverteilung, Anerkennung und Beteiligung. In: Fraser, Nancy/Honneth, Axel (2003): Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse, Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M., S. 13-128
- Fraser, Nancy/Honneth, Axel (2003): Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse, Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Frevert, Ute (1986): Frauen-Geschichte zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Gerhard, Ute (1992): Westdeutsche Frauenbewegung: Zwischen Autonomie und dem Recht auf Gleichheit. In: Feministische Studien: Umbruch in Europa, Aufbruch der Frauen?, 10. Jg., 2/1992, S. 35-55
- Gerhard, Ute (1993): Differenz und Vielfalt – Diskurse der Frauenforschung. In: Zeitschrift für Frauenforschung: Facetten der Vielfalt – Beiträge zu einer Dekade Frauenforschung in der Bundesrepublik (Teil I). 11. Jg., 1+2/1993, S. 10-21
- Gerhard, Ute (1995a): Die „langen Wellen“ der Frauenbewegung – Traditionslinien und unerledigte Anliegen. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.) (1995): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 247-278
- Gerhard, Ute (1995b): Frauenbewegung in der Flaute? Zur Rolle sozialer Bewegungen in einem veränderten Europa. In: Transit. Europäische Revue (1995): Wien. Jahrhundertwende. 6. Jg., 10/1995, S. 117-135
- Gerhard, Ute (1998): „Illegitime Töchter“. Das komplizierte Verhältnis zwischen Feminismus und Soziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (1998): Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Herausgegeben von Jürgen Friedrichs, M. Rainer Lepsius, Karl-Ulrich Mayer. Sonderheft 38/1998, Westdeutscher Verlag: Opladen Wiesbaden, S. 343-382
- Gerhard, Ute (1999): Atempause. Feminismus als demokratisches Projekt. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.) (1992): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Kore Verlag: Freiburg i. Br., S. 201-254
- Habermas, Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.

- Hagemann-White, Carol (1988): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren... In: Hagemann-White, Carol/Rerrich, Maria S. (Hg.): FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion, AJZ-Verlag: Bielefeld, S. 224-235
- Hagemann-White, Carol/Schreiber, Robert (1993): Editorial. In: Zeitschrift für Frauenforschung: Facetten der Vielfalt – Beiträge zu einer Dekade Frauenforschung in der Bundesrepublik (Teil I). 11. Jg., 1+2/1993, S. 5-7
- Hajer, Maarten A. (2003) Argumentative Diskursanalyse. Auf der Suche nach Koalitionen, Praktiken und Bedeutung. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willi (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd.2: Forschungspraxis. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, S. 271-298
- Hanke, Christine/Seier, Andrea (2000): Zweifelhafte Einheiten und verstreute Ereignisse. Zum diskursanalytischen Verfahren. In: Bublitz, Hannelore/Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hg.) (2000): Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 97-111
- Haraway, Donna (1995): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Herausgegeben und eingeleitet von Carmen Hammer und Immanuel Stieß. Campus Verlag: Frankfurt New York
- Harding, Sandra (1990): Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht. Deutsch von Michaela Haupt. Argument Verlag: Hamburg
- Harding, Sandra (1994): Das Geschlecht des Wissens. Frauen denken die Wissenschaft neu. Aus dem Englischen von Helga Kelle. Campus Verlag: Frankfurt New York
- Hark, Sabine, (1996): deviante subjekte. Die paradoxe Politik der Identität. Leske+Budrich: Opladen.
- Hark, Sabine (2000): Utopische Höhenflüge mit bleiernen Gewichten – Paradoxien der Institutionalisierung feministischer Wissenschaft in der BRD. In: Projekt feministische Theorien im Nordverbund (Hg.) (2000): Subjekt und Erkenntnis. Einsichten in feministische Theoriebildung. Leske+Budrich: Opladen, S. 141-160
- Hark, Sabine (2001): Der männliche Wissenschaftskörper und die Frauenförderung – Paradoxien eines un/aufhaltsamen Einsteigs. In: Batisweiler, Claudia/Lembeck, Elisabeth/Jansen, Mechtild (Hg.) (2001): Geschlechterpolitik an Hochschulen: Perspektivenwechsel. Zwischen Frauenförderung und Gender Mainstreaming. Leske+Budrich: Opladen, S. 57-97
- Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Höhne, Thomas (2003a): Die Thematische Diskursanalyse - dargestellt am Beispiel von Schulbüchern. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willi (Hg.) (2003): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd.2: Forschungspraxis. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, S. 389-419
- Höhne, Thomas (2003b): Pädagogik der Wissensgesellschaft. transcript Verlag: Bielefeld
- Holland-Cunz, Barbara (1994a): Soziales Subjekt Natur. Natur- und Geschlechterverhältnis in emanzipatorischen Theorien. Campus Verlag: Frankfurt New York
- Holland-Cunz, Barbara (1994b): Öffentlichkeit und Intimität – demokratietheoretische Überlegungen. In: Biester, Elke/Holland-Cunz, Barbara/Sauer, Birgit (Hg.) (1994): Demokratie oder Androkratie? Theorie und Praxis demokratischer Herrschaft in der feministischen Diskussion. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 227-246
- Holland-Cunz, Barbara (1996): Feminismus: Politische Kritik patriarchaler Herrschaft. In: Neumann, Franz (Hg.) (1996): Handbuch Politische Theorien und Ideologien Bd. 2. Leske+Budrich: Opladen, S. 357-388

- Holland-Cunz, Barbara (1998): Feministische Demokratietheorie. Thesen zu einem Projekt. Leske+Budrich: Opladen
- Holland-Cunz, Barbara (2001): Probleme des Erfolgs – Überlegungen zu den ambivalenten Anforderungen institutioneller feministischer Theorie und Politik. In: Batisweiler, Claudia/Lembeck, Elisabeth/Jansen, Mechtild (Hg.) (2001): Geschlechterpolitik an Hochschulen: Perspektivenwechsel. Zwischen Frauenförderung und Gender Mainstreaming. Leske+Budrich: Opladen, S. 45-56
- Holland-Cunz, Barbara (2003): Die alte neue Frauenfrage. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Holland-Cunz, Barbara (2005): Die Regierung des Wissens. Wissenschaft, Politik und Geschlecht in der „Wissensgesellschaft“. Verlag Barbara Budrich: Opladen
- Horkheimer, Max (1992): Traditionelle und kritische Theorie. Fünf Aufsätze. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M.
- Jäger, Siegfried (1999): Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hg.) (1999): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Campus: Frankfurt New York, S. 81-112
- Jäger, Siegfried (2004): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. UNRAST-Verlag: Münster
- Jähnert, Gabriele (2000): Institutionen. In: von Braun, Christina/Stephan, Inge (Hg.) (2000): Gender Studien. Eine Einführung. Verlag J.B. Metzler: Stuttgart Weimar, S. 347-350
- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (2001): Zur Aktualität sozialwissenschaftlicher Diskursanalyse – Eine Einführung. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.) (2001): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd.1: Theorien und Methoden. Leske+Budrich: Opladen, S. 7-27
- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willi (Hg.) (2004): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd.2: Forschungspraxis. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden
- Klemperer, Viktor (2004): LTI Notizbuch eines Philologen. Büchergilde Gutenberg: Frankfurt a.M. Wien Zürich
- Klinger, Cornelia (1986): Das Bild der Frau in der Philosophie und die Reflexion von Frauen auf die Philosophie. In: Hausen, Karin/Nowotny, Helga (Hg.) (1996): Wie männlich ist die Wissenschaft? Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M., S. 62-84
- Klinger, Cornelia (1988): Abschied von der Emanzipationslogik. Die Gründe, ihn zu fordern, zu feiern oder zu fürchten. In: Anders, Ann (Hg.) (1988): Autonome Frauen. Schlüsseltexte der Neuen Frauenbewegung seit 1968. Athenäum Verlag: Frankfurt a.M., S. 293-329
- Klinger, Cornelia (1990): Welche Gleichheit und welche Differenz? In: Gerhard, Ute/Jansen, Mechtild/Maihofer, Andrea/Schmid, Pia/Schultz, Irmgard (Hg.) (1990): Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht. Ulrike Helmer Verlag: Frankfurt a.M., S. 112-127
- Klinger, Cornelia (1995): Zwei Schritte vorwärts, einer zurück – und ein vierter darüber hinaus. Die Etappen feministischer Auseinandersetzung mit der Philosophie. In: Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie: Umgang mit der Tradition. 6. Jg., 12/1995, S. 81-97
- Klinger, Cornelia (1998): Liberalismus – Marxismus – Postmoderne. Der Feminismus und seine glücklichen und unglücklichen „Ehen“ mit verschiedenen Theorieströmungen im 20. Jahrhundert. In: Politische Vierteljahresschrift (PVS): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. Herausgegeben von Eva Kreisky und Birgit Sauer. 38. Jg., Sonderheft 28/1997, S. 177-193

- Knapp, Gudrun-Axeli (1994): Politik der Unterscheidung. In: Institut für Sozialforschung (Hg.) (1994): Geschlechterverhältnisse und Politik. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M., S.262-287
- Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (2003): Vorwort. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.) (2003): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Westfälisches Dampfboot: Münster, S. 7-13
- Knäpper, Marie-Theres (1984): Feminismus-Autonomie-Subjektivität. Tendenzen und Widersprüche in der neuen Frauenbewegung. Germinal Verlag: Bochum
- Knafla, Leonore/Kulke, Christine (1987): 15 Jahre neue Frauenbewegung. Und sie bewegt sich noch! – Ein Rückblick nach vorn. In: Roth, Roland/Rucht, Dieter (Hg.) (1987): Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland. Studien zur Geschichte und Politik. Bundeszentrale für politische Bildung: Bonn, S. 89-108
- Knoblauch, Hubert (2005): Wissenssoziologie. UVK Verlagsgesellschaft mbH: Konstanz
- Kontos, Silvia (1986): Modernisierung der Subsumtionspolitik. Die Frauenbewegung in den Theorien neuer sozialer Bewegungen. In: Feministische Studien, 5. Jg., 2/1986, S. 34-49
- Kontos, Silvia (1988): „Von heute an gibt's mein Programm“ – Zum Verhältnis von Partizipation und Autonomie in der Politik der neuen Frauenbewegung. In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen. 2. Jg., Sonderheft/1989, S. 52-65
- Koschorke, Albrecht (2004): Wissenschaftsbetrieb als Wissenschaftsvernichtung. Einführung in die Paradoxologie des deutschen Hochschulwesens. In: Kimmich, Dorothee/Thumfart, Alexander (Hg.) (2004): Universität ohne Zukunft? Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Krais, Beate (2000): Einleitung: Die Wissenschaft und die Frauen. In: Kraiss, Beate (Hg.) (2000): Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 9-29
- Krause, Ellen (2003): Einführung in die politikwissenschaftliche Geschlechterforschung. Leske+Budrich: Opladen.
- Kuhn, Thomas S. (1976): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2. revidierte Auflage. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Kurz-Scherf, Ingrid/Dzewas, Imke/Lieb, Anja/Reusch, Marie (Hg.) (2006): Reader Feministische Politikwissenschaft. Positionen, Perspektiven, Anregungen aus Geschichte und Gegenwart. Ulrike Helmer Verlag: Königstein/Taunus
- Lang, Sabine/Sauer, Birgit (Hg.) (1997): Wissenschaft als Arbeit – Arbeit als Wissenschaftlerin. Campus Verlag: Frankfurt New York
- Landweer, Hilge/Rumpf, Mechthild (1993): Kritik der Kategorie ‚Geschlecht‘. Streit um Begriffe, Streit um Orientierungen, Streit der Generationen? Einleitung. In: Feministische Studien (1993): Kritik der Kategorie ‚Geschlecht‘. 11. Jg., 2/1993, S. 3-9
- Landweer, Hilge (1996): Generationenkonflikte und Sachdifferenzen. Das Beispiel Frauenbewegung. In: Transit. Europäische Revue 1996: Generation ohne Eigenschaften? 7.Jg., 11/1996, S. 87-100
- Lemke, Thomas (1997): Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität. Argument: Berlin Hamburg
- Lenz, Ilse (2002): Frauenbewegung, Feminismus und Geschlechterforschung. In: Schäfer, Eva/Fritzsche, Bettina/Nagode, Claudia (Hg.) (2002): Geschlechterverhältnisse im sozialen Wandel. Interdisziplinäre Analysen zu Geschlecht und Modernisierung. Leske+Budrich: Opladen, S. 35-66

- Lexikon zur Soziologie (1994): Lexikon zur Soziologie. Herausgegeben von Werner Fuchs-Heinritz Rüdiger Lautmann Otthein Rammstedt Hanns Wienold. 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Westdeutscher Verlag: Opladen
- Libreria delle donne di Milano (Hg.) (1991): Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis. Aus dem Italienischen von Traudel Sattler. Mit einem Nachwort von Claudia Bernadoni. Orlanda Frauenverlag: Berlin
- Link, Jürgen (1999): Diskursive Ereignisse, Diskurse, Interdiskurse: Sieben Thesen zur Operativität der Diskursanalyse, am Beispiel des Normalismus. In: Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hg.) (1999): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Campus: Frankfurt New York, S.148-161
- Lorey, Isabell (1996): Immer Ärger mit dem Subjekt. Theoretische und politische Konsequenzen eines juridischen Machtmodells: Judith Butler. edition diskord: Tübingen
- MacKinnon, Catharine A. (1994): Nur Worte. Aus dem Amerikanischen von Susanne Baer. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M.
- Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Ulrike Helmer Verlag: Frankfurt a.M.
- Maihofer, Andrea (2003): Von der Frauen- zur Geschlechterforschung. Modischer Trend oder bedeutsamer Perspektivenwechsel? In: Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik: Feminismus, Gender, Geschlecht. 23. Jg., 44/2003, S. 135-145
- Mathes, Bettina (2001): Aus der Geschichte... - Die Sektion ‚Frauenforschung in den Sozialwissenschaften‘ in der DGS. Herausgegeben vom Sektionsrat der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. O.O.
- Matthies, Hildegard/Kuhlmann, Ellen/Oppen, Maria/Simon, Dagmar (2001): Karrieren und Barrieren im Wissenschaftsbetrieb. Geschlechterdifferente Teilhabechancen in außeruniversitären Forschungseinrichtungen. edition sigma: Berlin
- Matthies, Hildegard/Kuhlmann, Ellen/Oppen, Maria/Simon, Dagmar (Hg.) (2001): Gleichstellung in der Forschung. Organisationspraktiken und politische Strategien. edition sigma: Berlin
- Meulenbelt, Anja (1978): Die Scham ist vorbei. Eine persönliche Erzählung. Frauenoffensive: München
- Metz-Göckel, Sigrid/Schmalzhaf-Larsen, Christa/Belinski, Eszter (Hg.) (2000): Hochschulreform und Geschlecht. Neue Bündnis und Dialoge. Leske+Budrich: Opladen
- Millet, Kate (1985): Sexus und Herrschaft. Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft. Deutsch von Ernestine Schlant. Rowohlt Taschenbuch Verlag: Reinbeck bei Hamburg
- Neusel, Aylâ/Wetterer, Angelika (Hg.) (1999): Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf. Campus Verlag: Frankfurt New York
- Niekant, Renate/Schuchmann, Uta (Hg.) (2003): Feministische Erkenntnisprozesse Zwischen Wissenschaftstheorie und politischer Praxis. Leske + Budrich: Opladen
- Ott, Cornelia (1998): Die Spur der Lüste. Sexualität und Macht. Leske + Budrich: Opladen
- Philosophisches Wörterbuch (1982): Philosophisches Wörterbuch. Begründet von Heinrich Schmidt. Einundzwanzigste Auflage. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Georgi Schischkoff. Alfred Körner Verlag: Stuttgart
- Reijen, Willem van (1987): Adorno zur Einführung. Edition SOAK im Junius Verlag: Hamburg
- Riedmüller, Barbara (1988): Das Neue an der Frauenbewegung. Versuch einer Wirkungsanalyse der neuen Frauenbewegung. In: Gerhard, Uta/Schütze, Yvonne (Hg.) (1988): Frauensituation. Veränderungen in den letzten zwanzig Jahren. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.

- Rohe, Karl/Dörner, Andreas (1995): Politikbegriffe. In: Nohlen, Dieter (Hg.) (1995): Lexikon der Politik. Band 1. Politische Theorien. Herausgegeben von Dieter Nohlen und Rainer-Olaf Schulz. Verlag C.H. Beck: München, S.453-458
- Roloff, Christine (Hg.) (2002): Personalentwicklung, Geschlechtergerechtigkeit und Qualitätsmanagement an der Hochschule. Kleine Verlag: Bielefeld
- Rosenberger, Sieglinde K./Sauer, Birgit (Hg.) (2004): Politikwissenschaft und Geschlecht. UTB. Facultas: Wien
- Rossanda, Rossana (1983): Einmischung. Gespräche mit Frauen über ihr Verhältnis zu Politik, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Demokratie, Faschismus, Widerstand, Staat, Partei, Revolution, Feminismus. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M.
- Rudolph, Clarissa (1993): Die andere Seite der Frauenbewegung. Frauengleichstellungsstellen in Deutschland. Centaurus-Verlagsgesellschaft: Pfaffenweiler
- Rudolph, Clarissa (1996): Einflusspotentiale und Machtbarrieren. Frauenpolitik in der Verfassungsdiskussion. Nomos-Verlagsgesellschaft: Baden-Baden
- Rudolph, Clarissa/Schirmer, Uta (Hg.) (2004): Gestalten oder verwalten? Kommunale Frauenpolitik zwischen Verrechtlichung, Modernisierung und Frauenbewegung. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden
- Rüdiger, Anja (1996): Dekonstruktion und Demokratisierung. Emanzipatorische Politiktheorie im Kontext der Postmoderne. Leske+Budrich: Opladen
- Sander, Helke (1988): Rede des „Aktionsrates zur Befreiung der Frauen“. In: Anders, Ann (Hg.) (1988): Autonome Frauen. Schlüsseltexte der Neuen Frauenbewegung seit 1968. Athenäum Verlag: Frankfurt a.M., S. 10-47
- Sänger, Eva (2005): Begrenzte Teilhabe. Ostdeutsche Frauenbewegung und Zentraler Runder Tisch in der DDR. Campus: Verlag Frankfurt New York
- Schade, Sigrid/Schwedes, Hannelore (2000): Vorwort. In: Projekt feministische Theorien im Nordverbund (Hg.) (2000): Subjekt und Erkenntnis. Einsichten in feministische Theoriebildung. Leske+Budrich: Opladen, S.7-9
- Schäffgen, Katrin (2000): Studiengänge, Gradiertenkollegs und interdisziplinäre Studienschwerpunkte. In: In: von Braun, Christina/Stephan, Inge (Hg.) (2000): Gender Studien. Eine Einführung. Verlag J.B. Metzler: Stuttgart Weimar, S. 350-357
- Schenk, Herrad (1983a): Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland. C.H. Beck Verlag: München
- Schenk, Herrad (1983b): Frauenbewegung. In: Beyer, Johanna/Lamott, Franziska/Meyer, Birgit (Hg.) (1983): Frauenhandlexikon. Stichworte zur Selbstbestimmung. C.H. Beck: München, S. 85-91
- Scheible, Hartmut (1989): Theodor W. Adorno mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt von Hartmut Scheible. Rowohlt Taschenbuch Verlag: Reinbek bei Hamburg
- Schmid, Wilhelm (1997): Wer war Michel Foucault? In: Foucault, Michel (1997b): Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Ducio Trombadori. Mit einem Vorwort von Wilhem Schmid. Mit einer Bibliographie von Andrea Henninger. Suhrkamp Verlag: Frankfurt a.M., S. 6-22
- Schöllgen, Gregor (1998): Max Weber. Verlag C.H. Beck: München
- Schrader-Klebert, Karin (1988): Die kulturelle Revolution der Frau. In: Anders, Ann (Hg.) (1988): Autonome Frauen. Schlüsseltexte der Neuen Frauenbewegung seit 1968. Athenäum Verlag: Frankfurt a.M., S. 52-75
- Schuller, Marianne (1988): Vergabe des Wissens. Notizen zum Verhältnis von „weiblicher Intellektualität“ und Macht. In: Anders, Ann (Hg.) (1988): Autonome Frauen. Schlüsseltexte der Neuen Frauenbewegung seit 1968. Athenäum Verlag: Frankfurt a.M., S. 174-199

- Schwan, Gesine (1997): Politik und Schuld. Die zerstörerische Macht des Schweigens. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M.
- Schwarzer, Alice (1981/83): So fing es an! Die neue Frauenbewegung. Deutscher Taschenbuch Verlag: München
- Sektionsrat der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Hg.) (2001): „Aus der Geschichte...“ – ‚Die Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften‘ in der DGS von Bettina Mathes, Mai 2001, o.O.
- Singer, Mona (1997): Fremdwahrnehmung. Unterscheidungsweisen und Definitionsmacht. In: Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie (1997): Ausschließungen, 8. Jg., 15/1997, S. 44-56
- Singer, Mona (2004) Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen und Perspektiven. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.) (2004) Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, S. 257-266
- Stefan, Verena (1994): Häutungen. Mit einem Vorwort zur Neuausgabe. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M.
- Studienschwerpunkt „Frauenforschung“ am Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin (Hg.) (1989): Mittäterschaft und Entdeckungslust. Verantwortlich für die Herausgabe und Bearbeitung: Christina Thürmer-Rohr, Carola Wildt, Martina Emme, Monika Flamm, Vera Fritz, Sigrid Voigt. Orlanda Frauenverlag: Berlin
- Thürmer-Rohr, Christine (1987): Vagabundinnen. Feministische Essays. Orlanda-Frauenverlag: Berlin
- Thürmer-Rohr, Christina (1994): Verlorene Narrenfreiheit. Essays. Orlanda-Frauenverlag: Berlin
- Treibel, Annette (2000): Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. 5., aktualisierte und verbesserte Auflage. Leske+Budrich: Opladen
- Titscher, Stefan/Wodak, Ruth/Meyer, Michael/Vetter, Eva (1998): Methoden der Textanalyse. Leitfaden und Überblick. Westdeutscher Verlag: Opladen
- Villa, Paula-Irene (2003): Judith Butler. Campus Verlag: Frankfurt New York
- Vogel, Ulrike (Hg.) (2006): Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden
- Wahrig (2002): Grammatik der deutschen Sprache. Sprachsystem und Sprachgebrauch. Lutz Götze Ernest W.B. Hess-Lüttich. Bertelsmann Lexikon Verlag: Gütersloh München
- Waldschmidt, Anne (2003): Der Humangenetik-Diskurs der Experten: Erfahrungen mit dem Werkzeugkasten der Diskursanalyse. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willi (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd.2: Forschungspraxis. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, S. 147-168
- Walser, Karin (1994): Von der Gleichheit der Frauen zur Kunst des Konkurrerens. In: Institut für Sozialpädagogische Forschung e.V. (Hg.) (1994): Differenz und Differenzen: Zur Auseinandersetzung mit dem Eigenen und dem Fremden im Kontext von Macht und Rassismus bei Frauen. Karin Böllert KT-Verlag: Bielefeld, S. 14-28
- Weber, Max (1994): Wissenschaft als Beruf 1917/1919. Politik als Beruf 1919. Studienausgabe der Max-Weber-Gesamtausgabe Band I/17. Herausgegeben von Wolfgang J. Mommsen und Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Birgitt Morgenbrod. J. C. Mohr (Paul Siebeck): Tübingen
- Weigel, Sigrid (1989): Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen. Rowohlt Taschenbuch Verlag: Reinbek bei Hamburg
- Weilandt, Sabine (2001): Chronik der ‚Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften‘ in der DGS. In: Hornung, Ursula/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (Hg.) (2001):

- Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnung, Westfälisches Dampfboot: Münster, S. 267-280
- Weiß, Johannes (1992): Epilog: Das Ende von was. In: Ostner, Ilona/Lichtblau, Klaus (Hg.) (1992): Feministische Vernunftkritik. Ansätze und Traditionen. Campus Verlag: Frankfurt New York, S. 240-242
- Wiggershaus, Rolf (1988): Die Frankfurter Schule. Geschichte. Theoretische Entwicklung. Politische Bedeutung. Deutscher Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M.
- Wiggershaus, Rolf (1998): Theodor W. Adorno Verlag C.H. Beck: München
- Woolf, Virginia (1999): Ein Zimmer für sich allein. Mit einigen Fotos und Erinnerungen an Virginia Woolf von Louie Mayer. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt a.M.

## 7 Anhänge

### 7.1 Anhang I: Textkörper

#### 7.1.1 Einleitungen 1975-2001

Herausgeberinnen/ Autorinnen	Titel	Erscheinungsjahr	Buchreihe/Verlag	Überschrift der Einleitung
Beyer, Johanna/Lamott, Franziska/Meyer, Birgit (Hg.)	Frauenhandlexikon. Stichworte zur Selbstbestimmung	1983	C.H.Beck	„Vorwort“, S. 7/8, (Die Herausgeberinnen)
Pusch, Luise F. (Hg.)	Feminismus. Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch	1983	Suhrkamp	„Zur Einleitung: Feminismus und Frauenbewegung. Versuch einer Begriffsklärung“, S. 9- 17, (Pusch)
Kulke, Christine (Hg.)	Rationalität und sinnliche Vernunft. Frauen in der patriarchalen Realität	1985	publica Verlagsgesellschaft in Berlin mbH © TU Berlin, Sekretariat für wissenschaftliche Weiterbildung	„Vorwort und Einleitung“, S. 7-13 (Kulke)
Hausen, Karin/Nowotny, Helga (Hg.)	Wie männlich ist die Wissenschaft?	1986	Suhrkamp	„Vorwort“, S. 9-14
Beer, Ursula (Hg.)	Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik	1987	AJZ-Verlag/FF 1 (Forum Frauenforschung)	„Einleitung. ‚Herrschaft über Natur und Menschen‘ als Gegenstand feministischer Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik“, S. 1-23 (Beer)
Anders, Ann (Hg.)	Autonome Frauen. Schlüsseltexte der Neuen Frauenbewegung seit 1968	1988	Athenäum Verlag	„Vorwort“ (Ann Anders), S. 7-9
Hagemann-White, Carol/Rerrich, Maria S. (Hg)	FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion	1988	Forum Frauenforschung in den Sozialwissenschaften/ AJZ-Verlag	„Einleitung“, S. 1-11 (Rerrich/Hagemann-White)
Schlaeger, Hilke (Hg.)	Mein Kopf gehört mir. Zwanzig Jahre Frauenbewegung	1988	Frauenoffensive aktuell	„Vorwort“, S. 9-11
Großmaß, Ruth/Schmerl, Christiane (Hg.)	Feministischer Kompaß, patriarchales Gepäck. Kritik konservativer Anteile in neueren feministischen Theorien	1989	Campus Verlag	„Einführung“, S. 7-14 (Die Herausgeberinnen)
List, Elisabeth/Studer, Herlinde (Hg.)	Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik	1989	edition suhrkamp	„Denkverhältnisse. Feminismus als Kritik“, S. 7- 34 (List)
Gerhard, Ute/Jansen,	Differenz und Gleichheit.	1990	Ulrike Helmer-	„Einleitung“, S. 7-11

<b>Herausgeberinnen/ Autorinnen</b>	<b>Titel</b>	<b>Erscheinungs- jahr</b>	<b>Buchreihe/Verlag</b>	<b>Überschrift der Einleitung</b>
Mechtild/ Maihofer, Andrea/Schmid, Pia/Schultz, Irmgard (Hg.)	Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht		Verlag	(Die Herausgeberinnen)
Krüll, Marianne (Hg.)	Wege aus der männlichen Wissenschaft. Perspektiven feministischer Erkenntnistheorie	1990	Feministische Theorie und Politik, Bd. 5 (Herausgegeben von Barbara Schaeffer- Hegel)/Centaurus- Verlagsgesellschaft	„Vorwort der Herausgeberin“ (Marianne Krüll) S. V.-VII.
Nagl-Docekal, Herta (Hg.)	Feministische Philosophie. Mit einer Bibliographie zusammengestellt von Cornelia Klinger	1990/1994	R. Oldenbourg (Wiener Reihe Themen der Philosophie)	„Zur Einleitung: Was ist feministische Philosophie?“, S. 7-40 (Nagl-Docekal)
Brück, Brigitte/Kahlert, Heike/Krüll, Marianne/Milz, Helga/Osterland, Astrid/Wegehaupt- Schneider, Ingeborg (Hg.)	Feministische Soziologie. Eine Einführung	1992	Reihe Campus Studium	„Einleitung“, S. 9-15 (Die Herausgeberinnen)
Brück, Brigitte/Kahlert, Heike/Krüll, Marianne/Milz, Helga/Osterland, Astrid/Wegehaupt- Schneider, Ingeborg (Hg.)	Feministische Soziologie. Eine Einführung, 2. über- arbeitete und erweiterte Neuaufgabe	1997	Reihe Campus Studium	„Einleitung“, S. 9-18 (Die Herausgeberinnen)
Knapp, Gudrun- Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.)	Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie	1992	Forum Frauenforschung. Schriftenreihe der Sektion Frauen- forschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Bd. 6 (Kore)	„Vorwort“, S. 9-19 (Knapp/Wetterer)
Ostner, Ilona/Lichtblau, Klaus (Hg.)	Feministische Vernunftkritik. Ansätze und Traditionen	1992	Campus Verlag	„Einleitung: Differenzen - unendlich ungleiche?“, S. 7- 25 (Ostner)
Vinken, Barbara (Hg.)	Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika	1992	Suhrkamp	Dekonstruktiver Feminismus- Eine Einleitung
Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy	Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne	1993	Fischer Zeitschriften	„Vorbemerkung“, S. 7 (Die Autorinnen)
Hügel, Ika/Lange, Chris/Ayim, May/Bubeck/Aktas/S chultz, Dagmar (Hg.)	Entfernte Verbindungen. Rassismus Antisemitismus Klassenunterdrückung	1993	Orlanda Frauenverlag	„An unsere LeserInnen“, S. 11-14 (Die Herausgeberinnen)
Appelt, Erna/Neyer, Gerda (Hg.)	Feministische Politikwissenschaft	1994	Verlag für Gesellschaftskritik Wien	„Vorwort“, S. 7-12 (Die Herausgeberinnen)
Becker-Schmidt,	Das Geschlechterverhältnis	1995	Campus Verlag	„Einleitung“, S. 7- 18

Herausgeberinnen/ Autorinnen	Titel	Erscheinungsjahr	Buchreihe/Verlag	Überschrift der Einleitung
Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.)	als Gegenstand der Sozialwissenschaften			(Becker-Schmidt/Knapp)
Biester, Elke/Holland-Cunz, Barbara/Maleck- Lewy, Eva/Ruf, Anja/Sauer, Birgit (Hg.)	Gleichstellungspolitik - Totem und Tabus. Eine feministische Revision	1994	Politik der Geschlechterverhält -nisse. Herausgegeben von Eva Kreisky und Birgit Sauer, Bd. 1, (Campus) weitere Reihenherausgeberi n?	„Totem und Tabus. Zur Neubestimmung von Gleichstellungspolitik. Eine Einführung.“, S. 7-35 (Sauer)
Biester, Elke/Holland-Cunz, Barbara/Jansen, Mechthild M./Maleck-Lewy, Eva/Ruf, Anja/Sauer, Birgit (Hg.)	Das unsichtbare Geschlecht der Europa. Der europäische Einigungsprozeß aus feministischer Sicht	1994	Politik der Geschlechterverhält -nisse. Herausgegeben von Eva Kreisky und Birgit Sauer, Bd. 2/Campus	„Das unsichtbare Geschlecht der Europa. Einleitung“, S. 7-19 (Holland- Cunz/Ruf/Sauer)
Biester, Elke/Holland-Cunz, Barbara/Sauer, Birgit (Hg.)	Demokratie oder Androkratie? Theorie und Praxis demokratischer Herrschaft in der feministischen Diskussion	1994	Politik der Geschlechterverhält -nisse. Herausgegeben von Eva Kreisky, Uta Ruppert und Birgit Sauer, Bd. 3/Campus	„Realdemokratie und Androkratie. Eine Einführung“, S. 7-18 (Biester)
Brückner, Margrit/Meyer, Birgit (Hg.)	Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume	1994	Forum Frauenforschung. Schriftenreihe der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Bd. 7/Kore	„Vorwort“, S. 9-18 (Brückner/Meyer)
Eichborn, Cornelia/Grimm, Sabine (Hg.)	Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik	1994	(Edition ID-Archiv)	„Vorwort“, S. 7-9 (Eichborn/Grimm)
Institut für Sozialforschung (Hg.) (Redaktion Katharina Pühl)	Geschlechterverhältnisse und Politik	1994	Reihe Gender Studies. Vom Unterschied der Geschlechter (edition suhrkamp)	„Vorwort“, S. 7-15 (K. Pühl)
Kaiser, Nancy (Hg.)	SELBST BEWUSST. Frauen in den USA	1994	Reclam Verlag Leipzig	„Vorwort“, S. 9-22 (Kaiser)
Wobbe, Theresa/Lind emann, Gesa (Hg.)	Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht	1994	Gender Studies. Vom Unterschied der Geschlechter	„Vorwort“, S. 7-11 (Lindemann/Wobbe)
Armbruster, L. Christof/Müller, Ursula/Stein-Hilbers, Marlene (Hg.)	Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse	1995	Leske+Budrich, Reihe Geschlecht und Gesellschaft, herausgegeben von Ilse Lenz, Michiko Mae, Sigrid Metz- Göckel, Ursula	„Einleitung“, S. 7-21 (Die HerausgeberInnen)

Herausgeberinnen/ Autorinnen	Titel	Erscheinungsjahr	Buchreihe/Verlag	Überschrift der Einleitung
			Müller, Marlene Stein-Hilbers	
Kreisky, Eva/Sauer, Birgit (Hg.)	Feministische Standpunkte in der Politikwissenschaft. Eine Einführung	1995	Politik der Geschlechterverhält -nisse. Herausgegeben von Eva Kreisky, Uta Ruppert und Birgit Sauer, Bd. 4/Campus Verlag	„Die Politik der Männer - die Wissenschaft der Männer? Hoffnung auf ein Ende des Schulterschlusses“, S. 9-24 (Kreisky, Sauer)
Fischer, Ute Luise/Kampshoff, Marita/Keil, Susanne/Schmitt, Mathilde (Hg.)	Kategorie: Geschlecht? Empirische Analysen und feministische Theorien	1996	Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 6	„Einleitung“, S. 7-17 (Die Herausgeberinnen)
Fuchs, Brigitte/Habinger, Gabriele (Hg.)	Rassismen & Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen	1996	(Promedia, Wien) Basiert auf dem Symposium „Rassismen & Feminismen“ an der Universität Wien, konzipiert von Helga Arnsberger und Brigitte Kossek	„Vorwort“, S. 7-10, (Die Herausgeberinnen)
Kulawik, Teresa/Sauer Birgit (Hg.)	Der halbierte Staat. Grundlagen feministischer Politikwissenschaft	1996	Politik der Geschlechterverhält nisse. Herausgegeben von Eva Kreisky, Uta Ruppert und Birgit Sauer, Bd. 5, (Campus)	„Staatstätigkeit und Geschlechterverhältnisse. Eine Einführung, S. 9-44 (Kulawik/Sauer)
Lemke, Christiane/Penrose, Virginia/Ruppert, Uta (Hg.)	Frauenbewegung und Frauenpolitik in Osteuropa	1996	Politik der Geschlechterverhält nisse. Herausgegeben von Eva Kreisky, Uta Ruppert und Birgit Sauer, Bd. 6, (Campus)	„Versuch zur grenzüberschreitenden Verständigung. - Eine Einleitung“, S. 7-14 (Penrose/Ruppert)
Modelmog, Ilse/Kirsch-Auwärter (Hg.)	Kultur in Bewegung. Beharrliche Ermächtigungen	1996	Forum Frauenforschung in den Sozialwissenschaft en (Kore)	„Vorwort. Kultur im Widerspruch“, S. 11-21 (Die Herausgeberinnen)
Nagl-Docekal, Herta/Pauer-Studer, Herlinde (Hg.)	Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität	1996	Reihe Gender Studies (edition suhrkamp)	„Gleichbehandlung und Anerkennung von Differenz: Kontroversielle Themen feministischer politischer Philosophie, S. 9-53 (Nagl- Docekal) “Geschlechtergerechtigkeit: Gleichheit und Lebensqualität“, S. 54-95 (Pauer-Studer)
Penrose, Virginia/Rudolph,	Zwischen Machtkritik und Machtgewinn. Feministische	1996	Politik der Geschlechterverhält	„Einleitung“, S. 7-14 (Penrose, Rudolph)

Herausgeberinnen/ Autorinnen	Titel	Erscheinungsjahr	Buchreihe/Verlag	Überschrift der Einleitung
Clarissa (Hg.)	Konzepte und politische Realität		nisse. Herausgegeben von Eva Kreisky, Uta Ruppert und Birgit Sauer, Bd. 7, (Campus)	
Scheich, Elvira (Hg.)	Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie	1996	(hamburger edition. Institut für Sozialforschung Hamburg)	„Vorwort“, S.7/8 „Einleitung. Denken im Kleidoskop. Zu den Voraussetzungen feministischer Kritik an der Entwicklung moderner Wissenschaft“, S. 9-36 (Scheich)
Kerchner, Brigitte/Wilde, Gabriele (Hg.)	Staat und Privatheit. Aktuelle Studien zu einem schwierigen Verhältnis	1997	Leske+Budrich	„Vorwort“, S. 7, „Einleitung“, S. 9-26 (Kerchner/Wilde)
Kreisky, Eva/Sauer, Birgit (Hg.)	Das geheime Glossar der Politikwissenschaft. Geschlechtskritische Inspektion der Kategorien einer Disziplin	1997	Politik der Geschlechterverhältnisse. Herausgegeben von Eva Kreisky, Uta Ruppert und Birgit Sauer, Bd. 8, Campus Verlag	„Heimlichkeit und Kanonisierung. Einführende Bemerkungen zur Begriffsbildung in der Politikwissenschaft“, S. 7- 45 (Kreisky/Sauer)
Stoller, Silvia/Vetter, Helmuth (Hg.)	Phänomenologie und Geschlechterdifferenz	1997	WUV-Universitätsverlag, Wien	„Einleitung“, S. 7-19 (Stoller/Vetter)
Hornscheidt, Antje/Jähner, Gabriele/Schlichter, Annette (Hg.)	Kritische Differenzen-Geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne	1998	Westdeutscher Verlag	„Vorwort“, S: 9-17(Schlichter/Hornscheidt/Jähner)
Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.)	Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne	1998	Campus-Verlag	„Einleitung“, S. 7-24 (Knapp)
Kreisky, Eva/Sauer, Birgit (Hg.)	Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. Sonderheft 28/1997 der Politische Vierteljahresschrift (PVS), herausgeberschaft Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft	1998	Sonderhefte der PVS, erster feministischer Themenschwerpunkt, ein Buch, kein Heft: Charakter „Sammelband“	„Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation“, S. 9-49 (Kreisky/Sauer)
Ruppert, Uta (Hg.)	Lokal bewegen - global verhandeln. Internationale Politik und Geschlecht	1998	Politik der Geschlechterverhältnisse. Herausgegeben von Eva Kreisky und Birgit Sauer, Bd. 11, Campus-Verlag	„Geschlechterverhältnisse in der Internationalen Politik. Eine Einführung“, S. 7-24
Abels, Gabriele/Sifft, Stefanie (Hg.)	Demokratie als Projekt. Feministische Kritik an der Universalisierung einer Herrschaftsform	1999	Reihe Politik der Geschlechterverhältnisse. Herausgegeben von Eva Kreisky und Birgit Sauer, Bd. 12, Campus Verlag	„Demokratie als Projekt. Anmerkungen zur Interdependenz von Staat, Zivilgesellschaft und Geschlechterverhältnissen - Eine Einleitung“, S. 9-33 (Sifft/Abels)
Bauhardt,	Gender and Politics.	1999	Leske+Budrich,	„Vorwort“, S. 7-12

<b>Herausgeberinnen/ Autorinnen</b>	<b>Titel</b>	<b>Erscheinungsjahr</b>	<b>Buchreihe/Verlag</b>	<b>Überschrift der Einleitung</b>
Christine/Wahl, Angelika von	„Geschlecht“ in der feministischen Politikwissenschaft		Schriftenreihe des AK Politik und Geschlecht in der DVPW „Politik und Geschlecht“, Bd. 1	(Bauhardt/von Wahl)
Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.)	Feministische Theorien zur Einführung	2000	Junius-Verlag	„Vorbemerkung“, S. 7-13 (Becker-Schmidt/Knapp)
Braun, Kathrin/Fuchs, Gesine/Lemke, Christiane/Töns, Katrin (Hg.)	Feministische Perspektiven in der Politikwissenschaft	2000	Lehr- und Handbücher in der Politikwissenschaft R.Oldenbourg Verlag München Wien	„Einleitung“, S. VII.-XI. („Die Herausgeberinnen“)
von Braun, Christina/Stephan, Inge (Hg.)	Gender Studien. Eine Einführung	2000	Verlag J.B. Metzler	„Einleitung“, S. 9-15 (Stephan/von Braun)
Bührmann, Andrea/Diezinger, Angelika/Metz- Göckel, Sigrid (Hg.)	Arbeit, Sozialisation, Sexualität: Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung	2000	Lehrbuchreihe zur sozialwissenschaftli- chen Frauen- und Geschlechterforschu- ng der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Leske+Budrich)	„Arbeit, Sozialisation, Sexualität. Einleitung zu diesem Band“, S. 9-13 (Bührmann/Diezinger/Metz- Göckel)
Cottmann, Angelika/Korten- diek, Beate/Schild- mann, Ulrike (Hg.)	Das undisziplinierte Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung – Einblick und Ausblick	2000	Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 25 (Leske+Budrich)	„Einleitung“, S. 7-14 („Die Herausgeberinnen“)
Lenz, Ilse/Nickel, Hildegard M./Riegraf, Birgit (Hg.)	Geschlecht - Arbeit - Zukunft	2000	Forum Frauenforschung in den Sozialwissenschaftle- n (Westfälisches Dampfboot)	„Einleitung. Die Zukunft der Geschlechterverhältnisse in der Arbeit?“, S. 7-14 (Die Herausgeberinnen)
Nagl-Docekal, Herta	Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven	2000	Fischer Taschenbuchverlag	„Einleitung. Feministische Philosophie unter post- feministischen Bedingungen“, S. 7-16 (Nagl-Docekal)
Projekt feministische Theorien im Nordverbund (Hg.)	Subjekt und Erkenntnis. Einsichten in feministische Theoriebildungen	2000	Leske+Budrich	„SUBJEKTVERSIONEN - VERSIONEN feministischer Erkenntnistheorien. Einleitung“, S. 11- 20 (Barz/Heinz/Jeß- Desaeuer/Kuhn- henne/Müller/ Weber)
Hark, Sabine (Hg.)	Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie	2001	Lehrbuch zur sozialwissenschaftli- chen Frauen- und Geschlechter- forschung, Bd. 3 (Leske+Budrich)	„Diskontinuitäten: Feministische Theorie. Einleitung“, S. 916 (Hark)
Hornung, Ursula/Gümen,	Zwischen Emanzipationsvision und	2001	Forum Frauenforschung.	„Einleitung“, S. 10-20 (Hornung/

Herausgeberinnen/ Autorinnen	Titel	Erscheinungsjahr	Buchreihe/Verlag	Überschrift der Einleitung
Sedef/Weilandt, Sabine (Hg.)	Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnung		Schriftenreihe der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Bd. 14 (Westfälisches Dampfbboot)	Gümen/Weilandt)
Knapp, Gudrun- Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.)	Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik	2001	Forum Frauenforschung. Bd. 13 (Westfälisches Dampfbboot)	„Einleitung“, S. 7-13 (Knapp/Wetterer)

## 7.2 Anhang II

### 7.2.1 Neue Worte

#### Gender

(Krüll 1990: S. V). (Krüll 1990: S. VI). (Kaiser 1994: S. 13/14) (Kaiser 1994: S. 14). (Kaiser 1994: S. 14). (Kaiser 1994: S. 14). (Kaiser 1994: S. 14). (Kaiser 1994: S. 14), (Becker-Schmidt/Knapp 1995: S: 17), (Penrose/Rudolph 1996: S. 9), (Scheich 1996: S. 19) (Scheich 1996: S. 20). (Scheich 1996: S. 26), (vgl. Braun/Fuchs/Lemke/Töns 2000: S. VIII).  
-> *Geschlecht, Geschlechter, Geschlechterbeziehungen, geschlechtersensibel, Geschlechterverhältnis/se, Geschlechtsunterschied, Geschlechtszugehörigkeit*

#### Gender-Debatte

(Eichborn/Grimm 1994: S. 8) (Stephan/Braun 2000: S. 13)  
-> *gender-Kategorie, Gender-Theorie, Geschlecht*

#### Gender-Diskurse

(Stephan/Braun 2000: S. 12).  
-> *Gender-Theorie, Geschlechterfrage*

#### gender-Expertinentum

(Kossek 1996: S. 12)  
-> *gender, Geschlecht, Geschlechtsidentität*

#### Genderfragen und –programme

Vgl. Hornung/Gümen/Weilandt 2001: S. 10  
-> *Geschlechterfrage*

#### Gender-Forschung

(Knapp/Wetterer 1992: S. 16), (vgl. Diezinger/Kitzer/Anker/Bingel/Haas/Odierna 1994: S. 28f.)  
-> *Gender-Perspektive/Geschlechterperspektive, (Zwei)Geschlechtlichkeit*

## **Praktische und politische Gender-Interessen**

(vgl. Siff/Abels 1999: S. 9)

-> *Geschlecht*

## **Transgenderismus**

(Kreisky/Sauer 1998: S. 11)

-> *Frauen- und Geschlechterforschung, Geschlecht*

## **gender-Kategorie**

(Stephan/Braun 2000: S. 10, 11).

-> *Geschlecht, Geschlechtsidentität, Gender Studien*

## **Gender-Killer**

(Eichborn/Grimm 1994: S. 7, 8, 9)

-> *Gender-Debatte, gender-Kategorie, Geschlecht*

## **gender-prisma**

(Penrose/Ruppert 1996: S. 8)

-> *Geschlechterpolitik/en*

## **Gender-Studien**

(Stephan/Braun 2000: S. 9, 11, 15)

-> *Gender-Diskurs/e, Gender-Frage/Geschlechterfrage, gender-Kategorie, Gender-Theorie, Geschlecht, Geschlechterforschung, Geschlechterverhältnis/se, Frauenforschung*

## **Gender-Theorie/n**

(Stephan/Braun 2000: S. 12/13)

-> *gender, Gender-Debatte*

## **Gender-Themen**

(Siff/Abels 1999: S. 14/15)

-> *gender, Geschlechterperspektive*

## **Genus-Gruppe/n**

„Genus-Gruppe“ (Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 17), (vgl. Hark 2001: S. 10),

(Knapp/Wetterer 2001: S. 10)

-> *Geschlecht, feministische Theorie*

## **Geschlecht**

### **1986-1990**

(Hausen/Nowotny 1986: S. 9, 12) (Beer 1987: S. 2, 14, 16), (Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 6, 7, 8)

### **1992**

(Brück/Kahlert/Krüll/Milz/Osterland/Wegehaupt-Schneider 1992/1997: 15). (Ostner 1992: S. 13, 14, 15)

### **1994**

(Appelt/Neyer 1994: S. 7), (Brückner/Meyer 1994: S. 9) (vgl. Prokop nach Brückner/Meyer 1994: S. 13), (vgl. Eichborn/Grimm 1994: S. 7), (Holland-Cunz/Ruf/Sauer 1994: S. 7, 12, 11, 18), (Pühl 1994: S. 9, 13, 14), (Lindemann/Wobbe 1994: S. 7, 8)

## **1995**

(Armbruster/Müller/Stein-Hilbers 1995: S. 16), (Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 15/16)  
(Kreisky/Sauer 1995: S. 9, 20, Fußnote 4, 16)

## **1996**

(Fischer/Kampshoff/Keil/Schmitt 1996: S. 7, 8), (vgl. Kerchner/Wilde 1997: S. 13; 14, 15, 19/20, 21), (Kossek 1996: S. 14/15), (vgl. Kreisky/Sauer 1997: S. 18),  
(Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 14), (Pauer-Studer 1996: S. 54, 55). (Scheich 1996: S. 13, 14, 15, 34, 35)

## **1998**

(Knapp 1998: S. 8), (Kreisky/Sauer 1998: S. 33), (vgl. Ruppert 1998),  
(Schlichter/Hornscheidt/Jähner 1998: S. 10, 11).

## **1999**

(Siff/Abels 1999: S. 15), (Bauhardt/von Wahl 1999: S. 7)

## **2000**

(vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 9, 11), (Cottmann/Kortendiek/Schildmann 2000: S. 7, 8, vgl. S. 9)

## **2001**

(Hark 2001: S. 11, 12)

-> *Frauenforschung, Frauen- und Geschlechterforschung, gender, Genusgruppen, Geschlechter, Geschlechterasymmetrien, Geschlechterbegegnung, Geschlechterdifferenz, Geschlechterforschung, Geschlechterherrschaft, Geschlechterhierarchie, Geschlechtlichkeit, Geschlechterordnung, Geschlechterperspektive, Geschlechterverhältnis/se, Geschlechtlichkeit, geschlechtsblind/Geschlechtsblindheit, Geschlechtsein, Geschlechtsidentität, Geschlechtszugehörigkeit*

## **Geschlechter**

(Vinken 1992: S. 19), (Fischer/Kampshoff/Keil/Schmitt 1996: S. 13)  
-> *Geschlechterverhältnis*

## **Geschlechterannahmen**

(Kreisky/Sauer 1997: S. 29)  
-> *politikwissenschaftliche Geschlechterforschung*

## **Geschlechterarrangement**

(Holland-Cunz/Ruf/Sauer 1994: S. 12), (Kreisky/Sauer 1995: S. 16, 21, 31)  
-> *Geschlechterforschung, Geschlechterparadigma, Geschlechterregime, Geschlechterungleichheiten, Geschlechterverhältnis/se, Geschlechterordnung, Geschlechterperspektive*

## **Geschlechteraspekt**

(Kreisky/Sauer 1998: S. 38)  
-> *Geschlechterverhältnis*

## **Geschlechterasymmetrie/n**

(Nagl-Docekal 2000: S. 8, 9, 10)  
-> *Geschlecht*

## **Geschlechterauseinandersetzungen**

(Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 16).  
-> *Geschlechter, Geschlechterverhältnis*

### **Geschlechterbegegnung**

Vgl. Ostner 1992: S. 14

-> *Geschlechtlichkeit*

### **Geschlechterbilder**

Vgl. Kreisky/Sauer 1997: S. 31

-> *geschlechtskritisch*

### **Geschlechterbeziehung/en; Geschlechterrelation/en**

(List 1989: S. 29), (v gl. Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 17/18), (Penrose/Rudolph 1996: S. 9), (Scheich 1996: S. 9), (Knapp/Wetterer 2001: S. 9)

-> *Geschlechterverhältnis/se*

### **Geschlechterbias**

Vg. Kreisky/Sauer 1998

-> *Geschlechtervertrag*

### **Geschlechterbiographien**

(Kreisky/Sauer 1997: S. 28)

-> *Geschlechteridentität/en, Geschlechterverhältnis/se*

### **Geschlechterdemokratie/sierung**

(Penrose/Ruppert 1996: S. 8), (Sifft/Abels 1999: S. 11)

### **Geschlechter-Dialektik der Aufklärung**

(Gerhard/Jansen/Maihofer/Schmid/Schultz 1990: S. 10).

-> *Geschlechtsnatur, Geschlechterhierarchie*

### **Geschlechterdifferenz (sexuelle Differenz)**

(Beer 1987: S. 14), (Nagl-Docekal 1990/1994: S. 11, 29, 35, 36), (Knapp/Wetterer 1992: S. 13/14, 17), (Brück/Kahlert/Krüll/Milz/Osterland/Wegehaupt-Schneider 1992/1997: 12), (Sauer 1994: S. 32) (Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 16), (Pauer-Studer 1996: Fußnote 2, S. 86), (Scheich 1996: S. 9), (Stoller/Vetter 1997: S. 8), (Stoller/Vetter 1997: S. 9, 11), (Knapp 1998: S. 10), (Kreisky/Sauer 1998: S. 44), (Projekt Feministische Theorien im Nordverbund (2000): S. 18), (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 13)

-> *Geschlecht, Geschlechter, Geschlechtergerechtigkeit, Geschlechterhierarchie, Geschlechtertypisierung, Geschlechterverhältnisse*

### **Geschlechterdimension**

(Kreisky/Sauer 1998: S. 32) (vgl. Nagl-Docekal 2000: S. 224, Fußnote 6), (Knapp/Wetterer 2001: S. 10/11).

-> *geschlechtsspezifisch...*

### **Geschlechterdiskurs/e**

(Scheich 1996: S. 18), (Projekt feministische Theorien im Nordverbund (2000): S. 16).,

(Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 8/9), (Kreisky/Sauer 1998: S. 39/40)

-> *Frauenforschung, Geschlecht, Geschlechterverhältnis/se*

### **Geschlechterdisparitäten**

Vgl. Kreisky/Sauer 1998

-> *Geschlechtervertrag*

### **Geschlechterdualität/Geschlechterdualismus**

(Ostner 1992: S. 12), (Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 12)

-> *Geschlecht, Geschlechter, Geschlechtlichkeit*

### **Geschlechterfrage**

(Brück/Kahlert/Krüll/Milz/Osterland/Wegehaupt-Schneider 1992/1997: 12), (Biester 1994: S. 8), (Sauer 1994: S. 7), (Stoller/Vetter 1997: S. 9), (Kreisky/Sauer 1998: S. 15), (Hornung/Gümen/Weilandt 2001: S. 10)

-> *Frauenforschung, Frauen- und Geschlechterforschung, Gender Studies, Geschlecht, Geschlechterdifferenz, Geschlechterforschung, geschlechtsblind, geschlechtsdifferente Zuschreibungen, geschlechtsspezifisch...*

### **Geschlechtergegensatz**

(Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 7), (Scheich 1996: S. 21)

-> *Geschlechterverhältnis*

### **Geschlechtergerechtigkeit (als demokratisches Prinzip)**

(Pauer-Studer 1996: S. 64, 66, 13), (vgl. Cottmann/Kortendiek/Schildmann 2000: S. 14), (vgl. Kreisky/Sauer 1998: S. 26), (Siff/Abels 1999: S. 9)

### **Geschlechtergleichbehandlung**

(Holland-Cunz/Ruf/Sauer 1994: S. 13)

### **Geschlechtergleichberechtigung**

(Siff/Abels 1999: S. 11/12)

### **Geschlechtergleichheit/Gleichheit der Geschlechter (egalitär/Egalitarismus)**

(Nagl-Docekal 1990/1994: S. 15, 14), (Kreisky/Sauer 1995: S. 15), (Pauer-Studer 1996: S. 68), (Penrose/Ruppert 1996: S. 8/9)(Siff/Abels 1999: S. 20)

-> *Geschlechtergerechtigkeit*

### **Geschlechtliche Gleichstellung**

(Kreisky/Sauer 1998: S. 33)

### **Geschlechtergruppe**

(Armbruster/Müller/Stein-Hilbers 1995: S. 8).

-> *Frauenforschung*

### **Geschlechter-Fairness**

(Kreisky/Sauer 1998: S. 15).

-> *(feministische) Frauen- und Geschlechterforschung*

### **Geschlechterherrschaft, geschlechtliche Herrschaft, Herrschaft als Merkmal der Geschlechterbeziehung**

(Kulke 1985: S. 11), (Beer 1987: S. 11), (List 1989: S. 24), (Sauer 1994: S. 29), (Kreisky/Sauer 1995: S. 9, 17)

-> *Geschlechter, Geschlechterbeziehung, Geschlechterverhältnis/se*

### **Geschlechterhierarchie**

(Beer 1987/89: S. 15), (Appelt/Neyer 1994: S. 9), (Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 14),  
(Penrose/Ruppert 1996: S. 10), (Scheich 1996: S. 15, (vgl. Ruppert 1998: S. 14),  
(Sifft/Abels 1999: S. 17, 19), (Nagl-Docekal 2000: S. 7, 11), (Hark 2001: S. 10)  
-> *Geschlechterideologien, Geschlechtszugehörigkeit, Vergeschlechtlichungsprozesse*

### **Geschlechteridentitäten**

(Kreisky/Sauer 1997: S. 28)  
-> *Geschlechterparadigma.*

### **Geschlechterideologie/n**

(vgl. Beer mit Knapp 1987/89: S. 14)  
-> *Geschlechterhierarchie/n*

**(Geschlechter-)Kampf** um Erwerbsarbeit  
(Lenz/Nickel/Riegraf 2000: S. 9)

### **Geschlechterkategorie**

(Eichborn/Grimm 1994: S. 8)

### **Geschlechterkonflikt**

(Scheich 1996: S. 12)  
-> *Geschlechter, Geschlechterrollen*

### **Polare Geschlechterkonstruktion**

(Bührmann/Diezinger/Metz-Göckel 2000: S. 11/12)  
-> *gender, Geschlechterverhältnis/se*

### **Geschlechterkritik**

-> *geschlechtskritisch*

Geschlechtliche Kulturpraxen - **kulturelle Geschlechterpraxen**  
(Cottmann/Kortendiek/Schildmann 2000: S. 7).

### **Geschlechterordnung**

(Biester 1994: S. 10), (Kreisky/Sauer 1995: S. 16), (Kerchner/Wilde 1997: S. 9),  
(Kreisky/Sauer 1998: S. 27, 42/43), (Sifft/Abels 1999: S. 28), (Lenz/Nickel/Riegraf  
2000: S. 7), (Hornung/Gümen/Weilandt 2001: S. 10)  
-> *Frauen- und Geschlechterforschung, Geschlecht, Geschlechterverhältnis/se,  
(Zwei)Geschlechtlichkeit*

### **Geschlechterparadigma**

(Kreisky/Sauer 1997: S. 27)  
-> *Geschlechterverhältnis/se, Geschlechtlichkeit*

### **Geschlechterperspektive; Gender-Perspektive**

(Krüll 1990: S. VI), (Diezinger/Kitzer/Anker/Bingel/Haas/Odierna 1994: S. 29),  
(Penrose/Ruppert 1996: S. 10), (Kreisky/Sauer 1998: S. 16/17), (Sifft/Abels 1999: S.  
26), (vgl. Cottmann/Kortendiek/Schildmann 2000: S. 7/8)  
-> *feministische Theorie, Frauen- und Geschlechterforschung,  
Geschlechterverhältnis/se, geschlechtsspezifisch...*

### **Geschlechterphilosophie**

(Ostner 1992: S. 9/10)

-> *Geschlecht, Geschlechterbeziehungen, Geschlechterverhältnis/se*

### **Geschlechterpolarität/en**

(Fischer/Kampshoff/Keil/Schmitt 1996: S. 7)

-> *(Zwei)Geschlechtlichkeit*

### **Geschlechterpolitik, (geschlechter)politische Perspektive**

(Nagl-Docekal 1990/1994: S. 22), (vgl. Holland-Cunz/Ruf/Sauer 1994: S. 13-17), (Holland-Cunz/Ruf/Sauer 1994: S. 17/18), (Sauer 1994: S. 11, 12), (Penrose/Ruppert 1996: S. 8), (Kreisky/Sauer 1998: S. 18), (Kreisky/Sauer 1998: S. 27)

-> *gender-prisma*

### **Geschlechterpositionen**

(Scheich 1996: S. 22-23, 25).

-> *feministische Theorie, Geschlechterverhältnis*

### **Geschlechterproblematik**

Ostner 1992: S. 10

*Geschlechterverhältnis/se*

### **Geschlechterregime**

(Armbruster/Müller/Stein-Hilbers 1995: S. 14), (Kreisky/Sauer 1998: S. 21)

-> *politikwissenschaftliche Geschlechterforschung,*

### **Geschlechtersozialisation; Geschlechterenkulturation**

(Beer 1987: S. 15), (Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 8)

-> *Gender, Geschlecht, Geschlechterdifferenz, Geschlechterideologien, Geschlechterverhältnis/se*

### **Geschlechterspannung**

(Rerrich/Hagemann-White 1988: S. 3)

### **Geschlechterspezifik**

-> *geschlechtsspezifisch*

### **Geschlechterstände**

(Kreisky/Sauer 1998: S. 27)

### **Geschlechterstereotypen; Geschlechterrollen; geschlechtertypisch, Geschlechtertypisierung**

(Vinken 1992: S. 19), (Nagl-Docekal 1990/1994: S. 18, 35, 36), (Pauer-Studer 1996: S. 55), (Sifft/Abels 1999: S. 24/25), (Nagl-Docekal 2000: S. 9/10).

-> *Geschlecht, Geschlechter, Geschlechterdifferenz, geschlechtsspezifisch...*

### **Geschlechterthema; Geschlechterthematik**

(Ostner 1992: S. 11), (Kreisky/Sauer 1998: S. 15), (Becker-Schmidt/Knapp 2000: S. 11)

-> *Feministische Theorie, Geschlechterforschung, Geschlechterverhältnis/se*

## **Geschlechterungleichheit**

(Kreisky/Sauer 1998: S. 20/21)

-> *Geschlecht, Vergeschlechtlichungs- und Entgeschlechtlichungsprozesse*

## **geschlechterverantwortliche Erkenntnis- und Handlungsprogramme**

(Kreisky/Sauer 1995: S. 13)

## **Geschlechterverhältnis**

### **1987**

(Beer 1987: S. 14,23).

### **1989**

(List 1989: S. 17).

### **1992**

(Brück/Kahlert/Krüll/Milz/Osterland/Wegehaupt-Schneider 1992/1997: S. 11),

(Knapp/Wetterer 1992: S. 11), (Ostner 1992: S. 10).

### **1994**

(Appelt/Neyer 1994: S. 8), (Diezinger/Kitzer/Anker/Bingel/Haas/Odierna 1994: S. 19),

(Holland-Cunz/Ruf/Sauer 1994: S. 12), (Kaiser 1994: S. 12), (Pühl 1994: S. 13),

(Lindemann/Wobbe 1994: S. 7), (Sauer 1994: S. 29/30)

### **1995**

(Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 18)

### **1996**

(Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 16), (Penrose/Rudolph 1996: S. 9), (Scheich 1996: S. 14/15, 22, 25).

### **1997**

(Kerchner/Wilde 1997: S. 10)

### **1998**

(Kreisky/Sauer 1998: S. 9/10), (Knapp 1998: S. 7), (Knapp 1998: S. 9), (vgl. Ruppert 1998: S. 9f), (Kreisky/Sauer 1998: S. 9, 38)

### **2000**

(Becker-Schmidt/Knapp 1998: S. 12), (Braun/Fuchs/Lemke/Töns 2000: S. VIII),

(Bührmann/Dietzinger/Göckel 2000: S. 10/11), (Lenz/Nickel/Riegraf 2000: S. 11),

(Nagl-Docekal 2000: S. 10/11).

### **2001**

(Hark 2001: S. 10), (Knapp/Wetterer 2001: S. 9, 10)

-> *feministische Theorie/feministische Wissenschaft, Frauenforschung, Gender,*

*Geschlecht, Geschlechter, Geschlechteraspekt,*

*Geschlechterbeziehungen/Geschlechterrelation/en, Geschlechterdifferenz,*

*Geschlechterpositionen, geschlechtersensibel, Geschlechterverhältnis/se,*

*Geschlechtlichkeit, geschlechtsblind, Geschlechtskodierungen, geschlechtsspezifisch...*

## **Der alte und der neue Geschlechtervertrag**

(Ostner 1992: S. 17, 18), (Appelt/Neyer 1994: S. 9), (vgl. Nagl-Docekal 1996: S. 20-25),

(Kreisky/Sauer 1998: S. 24)

-> *Geschlechterbias, Geschlechterdisparitäten*

(Zwei)Geschlechtlichkeit; Eingeschlechtlichkeit und Entgeschlechtlichung (der Politikwissenschaft)

(Ostner 1992: S. 14), (Appelt/Neyer 1994: S. 8),

(Diezinger/Kitzer/Anker/Bingel/Haas/Odierna 1994: S. 19), (Armbruster/Müller/Stein-Hilbers 1995: S. 13), (Kreisky/Sauer 1995: S. 17), (Modelmog/Krisch-Auwärter 1996:

S. 14, 17), (vgl. Kreisky/Sauer 1997: S. 27, 34, 36), (Kreisky/Sauer 1998: S. 33), (Sifft/Abels 1999: S. 14)

-> *Geschlecht, Geschlechterbegegnung, Geschlechtsein, Geschlechtsidentität*

### **geschlechtsakzentuierender Begriff**

(Kreisky/Sauer 1998: S. 9)

-> *geschlechtsblind*

### **geschlechtsbezogene Arbeitsteilung**

(Nagl-Docekal 1996: S. 15)

### **Geschlechtsblind, Geschlechtsblindheit; Geschlechterblindheit**

(Knapp/Wetterer 1992: S. 9, 10), (Brück/Kahlert/Krüll/Milz/Osterland/Wegehaupt-Schneider 1992/1997: 9), (Appelt/Neyer 1994: S. 7), (Pauer-Studer 1996: S. 67),

(Penrose/Ruppert 1996: S. 13), (Kreisky/Sauer 1997: S. 28, 9, Fußnote 1), (Ruppert 1998: S. 14), (Kreisky/Sauer 1998: S. 12), (Sifft/Abels 1999: S. 14)

-> *Feministische Theorie, Geschlecht, Geschlechterdifferenz, Geschlechterverhältnis/se, geschlechtsakzentuierender Begriff, Geschlechtsneutralität*

### **Geschlechtsein**

Ostner 1992: S. 14

-> *Geschlechtlichkeit*

### **geschlechtserhebliche Implikationen**

(Kreisky/Sauer 1998: S. 42)

-> *Geschlechterverhältnis/se*

### **Geschlechtsgebundenheit des Biographiekonzepts**

(vgl. Diezinger/Kitzer/Anker/Bingel/Haas/Odierna 1994: S. 21.)

### **geschlechtshalbierte Wahrheiten in der Politikwissenschaft**

(vgl. Appelt/Neyer 1994: S. 8)

-> *feministische Politikwissenschaft*

### **Geschlechtsidentität**

(Ostner 1992: S. 14/15), (Vinken 1992: S. 14), (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 1995: S. 16/17), (Kaiser 1994: S. 9, 16), (Pühl 1994: S. 14)

-> *feministische Theorie, Gender, Geschlecht, Geschlechterdifferenz, Geschlechterrollen, (Zwei)Geschlechtlichkeit*

### **Geschlechtskodierungen internationaler Politik**

(Ruppert 1998: S. 9, 12, 20)

-> *feministische (Politik-)Wissenschaft, gender bias, Geschlecht, Geschlechter, Geschlechtsblindheit, geschlechtsneutral/gender-Neutralität, geschlechtskritisch*

### **Geschlechts-Konfigurationen**

(Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 15)

## **Geschlechtskonstruktionen**

(Penrose/Ruppert 1996: S. 10)

-> *Geschlechtsrollen, Geschlechterverhältnis/se*

## **geschlechtskritisch; geschlechtskritische Inspektion politikwissenschaftlicher Kategorien, Geschlechterkritik**

(Kreisky/Sauer 1997: S. 19, 31), (Kreisky/Sauer 1998: S. 9, 10, 11, 17, 18), (Ruppert 1998: S. 17).

-> *Genusgruppen, Geschlecht, Geschlechterannahmen, Geschlechterbeziehungen, Geschlechterbilder, Geschlechtergerechtigkeit, Geschlechterforschung, Geschlechterpolitik, geschlecht/er/s/sensibel*

## **Geschlechtsmerkmale**

(Pusch 1983: S. 11)

## **Geschlechtsnatur (der Frau)**

-> *Geschlechterdialektik der Aufklärung*

## **Geschlechtsneutral, Geschlechtsneutralität; gender-Neutralität**

(vgl. Nagl-Docekal 1990/1994: S. 17), (Brückner/Meyer 1994: S. 15), (Brückner/Meyer 1994: S. 10), (Kreisky/Sauer 1997: S. 36), (Ruppert 1998: S. 11)

-> *feministische Wissenschaft, Geschlechtlichkeit, Geschlechtskodierungen internationaler Politik, geschlechtskritisch*

## **Geschlechtsnormierungen**

(Stoller/Vetter 1997: S. 15)

## **Geschlechtsoffenheit**

(Modelmog/Kirsch-Auwärter 1996: S. 16/17)

-> *Geschlecht, Geschlechter, Geschlechtlichkeit, Geschlechtszentrismus*

## **Geschlechtssensibel/Geschlechtersensibilisierung/geschlechter-/geschlechtssensibilisierte Forschung bzw. Wissenschaft**

(Armbruster/Müller/Stein-Hilbers 1995: S. 9, 10), (Kreisky/Sauer 1998: S. 15), (Kreisky/Sauer 1998: S. 36, (Braun/Fuchs/Lemke/Töns 2000: S. IX, X), (Hornung/Gümen/Weilandt 2001: S. 10)

-> *gender, Geschlecht, Geschlechterdemokratie, Geschlechtergerechtigkeit, Geschlechterverhältnis/se*

## **geschlechtsspezifisch... (e Herrschaftskritik)**

(List 1989: S. 13/14), (Brückner/Meyer 1994: S. 12, 15), (Pühl 1994: S. 8, 10/11), (Kreisky/Sauer 1995: S. 17/18), (Scheich 1996: S. 22, 21), (Sifft/Abels 1999: S. 9), (Stephan/Braun 2000: S. 14), (Hornung/Gümen/Weilandt 2001: S. 10)

-> *feministische Theorie, Frauenforschung, Geschlecht, Geschlechtergegensatz, Geschlechterverhältnis*

## **Geschlechtstranszendierende Wissenschaft**

(Hausen/Nowotny 1986: S. 10)

-> *Geschlechtsneutralität*

**Geschlechtsunterschiedliche/Geschlechtsunterschied/e**  
(Kulke 1985: S. 12)

**Geschlechtszentrismus**

-> *Geschlechtsoffenheit*

**Geschlechtszugehörigkeit**

Gender, „d.h. die soziale *Geschlechtszugehörigkeit*“ (Krüll 1990: S. V.), (Prokop nach Brückner/Meyer 1994: S. 12/13), (vgl. Fischer/Kampshoff/Keil/Schmitt 1996: S. 14), (Cottmann/Kortendiek/Schildmann 2000: S. 7), (vgl. Nagl-Docekal 2000)

-> *feministische Philosophie, gender, Geschlechterdifferenz*

**Geschlechtszuordnung, Geschlechtsbedeutung**

(Diezinger/Kitzer/Anker/Bingel/Haas/Odierna 1994: S. 19/20)

-> *geschlechtstypisch/geschlechtsspezifisch, Geschlechtszuschreibungen und –umwidmungen, Zweigeschlechtlichkeit*

**Geschlechtszuschreibungen und -umwidmungen**

(Diezinger/Kitzer/Anker/Bingel/Haas/Odierna 1994: S. 19)

**Vergeschlechtlichungsprozesse**

(Hark 2001: S. 10).

-> *feministische Theorie, Genus-Gruppen, Geschlechterverhältnis*

# **Eidesstattliche Erklärung**

Hiermit erkläre ich an Eidesstatt, dass ich die vorliegende Dissertation

## **Wege in der Wissenschaft – von der Frauen- zur Geschlechterforschung in Gesellschaftswissenschaften und Philosophie**

selbständig angefertigt und keine anderen als die ausdrücklich angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Die Stellen der Arbeit, die anderen Quellen im Wortlaut oder dem Sinn nach entnommen sind, sind durch Angabe der Herkunft kenntlich gemacht worden. Dies gilt auch für die verwendeten Tabellen und Abbildungen.

Diese Dissertation wurde in der jetzigen oder einer ähnlichen Form noch bei keiner anderen Hochschule eingereicht und hat noch keinen sonstigen Prüfungszwecken gedient.

Wiesbaden/Gießen, den 27. März 2007

---

(Renate Niekant)